INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

DEUTSCHE DENKREDEN

BESORGT
VON
RUDOLF BORCHARDT

DD61
B65

4-5-49

DEUTSCHE DENKREDEN

HERDER AUF WINCKELMANN

WENN WINCKELMANN KEINEN BUCHstab gedruckter Werke hinterlassen hätte: so zeigt sein Leben, so zeigen seine Briefe und sein Schicksal, dass er ein ausserordentlicher Mensch war, der sich zu etwas geboren fühlte. In Armut und Kummer hatte er seine Jugend verloren; über die Dreissige hinaus sass er im Schulstaube eines Städtchens, wo er die Knaben konjugieren lehrte; und doch verkümmerte er nicht! er verlor nicht den Plan eines bessern Lebens. Seine Liebe für die Geschichte, für Griechenland und edlere Menschengedanken; sein Hass gegen deutsche Metaphysik, barbarische Schultheologie und die gewöhnlichen sieben Magisterkünste; sein Durst nach Freiheit, Freundschaft und Gesinnungen der Alten, die er mit Armut, Einfalt und titelloser Bescheidenheit gern erkaufte – das alles zeichnet ihn nach unsern Sitten so sehr aus, dass ich ihm gerne, nur dieser Gesinnungen wegen, eine Bildsäule unter den Weisen des Altertums setzte. Lese man seine ersten, armen und bedrängten Briefe an Bünau; man höret den verschlagnen, vom Glück verlassnen, aber noch immer festen und edeln Mann, der unbiegsam der Kriecherei und Torheit seiner Zeit, sich selbst fühlet, sich selbst ehret, und nur aus seinem Kerker heraus seufzet. – Jüngling, der du diese Briefe liesest, schöpfe Mut aus ihnen, bei vielleicht ähnlichem Schicksal. Deutschland ist lange ein Wald gewesen: aber auch im dicksten Walde findest du die rechte Himmelsgegend allein durch diese Tugend und Gesinnung der Alten; durch das Gefühl nämlich, zu etwas da zu sein auf der Erde, von niemand als sich abzuhangen im Begriff der wahren Ehre, des wahren Nutzens und Lebens; Macht zu haben, dass man falschen Zwecken entsage, nach

Flittergolde des Ranges, Standes, der Gemächlichkeit und Wollust nicht laufe, auch arm und verachtet sein könne, wenn man nur das wird, was man werden soll, und in seinem Werk lebet. Dies Gefühl von Einfalt und Wahrheit, von edlem Stolz und Aufopfrung seiner selbst zu dem Beruf, wozu ihn die Natur gebildet, kurz diese bescheidne alte Grösse zeigt sich bei Winckelmann in allen seinen Schriften, in allen seinen Briefen. Man lese zum Beispiel nur den, mit dem er von Bünau Abschied nimmt und seinen ihm notwendigen Religionswechsel so kindlich, so beschämt und gerührt entschuldigt: man lese die Freude, mit der er aus Deutschland geht und dem Ort seiner Bestimmung, Rom und dem Altertum, entgegen eilet: wie er immer auf Gedanken dieser Art ruht und seine Arme ausstreckt nach Gestalten und Gesinnungen voriger Zeiten: wie er in diesem Traum, in diesem schönen Wahne sich an Menschen, Umständen und selbst Kunstwerken so oft, freiwillig gleichsam, irret und reich ist in seiner Armut, in seiner Niedrigkeit stolz und gross und glückselig. Nur so lange glaubte er gelebt zu haben, als er in diesen Gedanken, diesen Beschäftigungen, diesem Genuss lebte.

Aber wenn ich mich nun von ihm und seinem Gefühl auf die Umstände wende, die ihn von aussen umgaben, auf die Beihilfe die ihm ward, auf den Weg seines Lebens, den er nehmen musste; verzeihe, Deutschland, wenn ich das alte Lied singe und deine Unachtsamkeit anklage! Wäre er unter Skythen geboren, hätte es ihm schlechter werden können, als es ihm ward! Arm und verkannt zog er auf deinen Universitäten einher; selbst die Seelenspeise, die du ihm von deinen Kathedern zuteiltest, konnte und mochte er nicht geniessen. Bis in sein vierzigstes Jahr Konrektor

in Seehausen zu sein oder barbarische Mönchschroniken exzerpieren zu müssen, nur damit man lebe; und nirgend eine Gelegenheit zu sehen, bei der Fülle von Geist, Kenntnissen und Gefühl, nur Einem bekannt zu werden, der einen Menschen der Art von solchem Druck erlöse! Keinen andern Weg zu sehn, auch selbst nachdem man eine Schrift, wie die ist: «Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst» geschrieben, keinen andern Weg zu seiner einzigen Bestimmung zu sehn, als die Vorsprache und das Jahrgeld eines Bekehrers; und auch nachher, nachdem man mit der Begeisterung fürs Vaterland, für deutsche Nation und Sprache, in Rom, unter so armen und drückenden Umständen ein Werk geliefert hat, als «Die Geschichte der Kunst des Altertums» ist, und für alle Zeiten sein wird, in denen die deutsche Sprache lebet; für dies alles noch nichts zu haben, als schale Kritteleien oder Lobsprüche deutscher Journale; endlich, so sterben zu müssen, wie man gelebt hat, ein armes Schlachtopfer auf der Grenze zweier Nationen, aus denen und in die man wie ein verbanneter Fremdling gehet – wenn dies Exempel unter andern gebildeten Nationen viel ähnliche fände, sollte es mir sehr leid tun. In Deutschland ist's ganz in der Ordnung. Seiner Verfassung nach ist dies Land, wie jener Lord sagt, ein drôle de corps, ein wunderbarer Körper, der eben deswegen so viel Köpfe hat, damit ja keiner seine Glieder kenne, eben deswegen so viele Universitäten, Ämter und Anstalten hat, damit es ausser dem lastbaren Joch einer Brotarbeit für einen freien, edeln Geist, der sich als solchen gezeigt hat, gar keinen Platz, gar keine Anstalt habe. Durch welche Wege muss unsern Medicis und Este bekannt werden, was sie dicht vor sich

Brauchbares und Gutes haben? Etwa von Paris her, durch Parodien von Übersetzungen, die sie auch alsdenn noch lieber als das Original lesen, und es gut sein lassen – geschehn lassen, was durch sich selbst geschah. Nach dem Tode etwa – doch ich mag nicht weiter

«– – Quis talia fando
Temperet a lacrimis? –»

und auch, dass ich dies gesagt habe, verzeihe man mir um der Stätte willen, auf der ich's sagte. Das Grab eines Toten ist heilig; und wenn man da nicht die einzige, bittre Wahrheit sagen soll, auf die uns sein ganzes Leben stösst, wo und wenn sollte man sie denn sagen? Womit hatte es Deutschland denn verdient, dass Winckelmann nur Eine Zeile dessen schrieb was er geschrieben? Etwa durchs achtjährige Konrektorat in Seehausen, oder durch die Chronikenexzerpte und das Jahrgeld des katholischen Beichtvaters? Und wenn nun sein Leben noch durch unbesonnene, kleinfügige deutsche Tadeleien verbittert wurde: wenn man ihm vorwarf, dass er hie und da doch unrecht zitiert, nicht immer die Quellen gebraucht, die er in seinem Zustande gewiss nicht brauchen konnte, kurz, dass er nicht allwissend gewesen oder gar als Künstler manu propria selbst statt der Schriften alle deutsche Musea mit neuen Apolls und Laokoons füllte – – Verzeihe mir, edler Schatte, dass ich auf deinem Grabe zürne, da du im Leben selbst die Kälte und Undankbarkeit deiner Nation hie und da mit einigem Murren, aber nach einiger Erholung immer standhaft ertrugst und sie zuletzt lieber vergassest, als dich beklagtest. Eben weil du's nicht tatest, habe ich's, nicht für dich oder für mich, sondern für einen der dir etwa gleich

sein möchte, tun müssen. Nun aber kein Wort mehr! – Winckelmanns erste Schrift ward in Oesers Hause geschrieben, und Oesers feiner andeutender Geist ist bis auf die hohe Liebe zur Allegorie in ihr merkbar. Ein Freund, ein Künstler sollte das Verdienst haben, das kein Begüterter, Satter und Grosser sich zu erwerben wusste, den Keim, der in Winckelmann lag und den niemand erst hineinlegen durfte, hervorzubringen und zu entfalten. In diesem Schriftchen, und in den beiden Schreiben, die drauf folgten, liegt, dünkt mich die ganze Knospe von Winckelmanns Seele; Rom konnte sie nur mit gelehrtem Laube oder mit Früchten eines bestimmtern, ältern Urteils krönen. Was Winckelmann in Rom sehen sollte und wollte, trug er schon in sich.

Damit niemand dies missverstehe oder nachteilig deute, mache ich nur auf die ziemlich allgemeine Erfahrung aufmerksam: dass meistens, wie in der Knospe der ganze Baum, so auch in den ersten Hervorbringungen des menschlichen Geistes die ganze Gestalt desselben und seiner künftigen Wirkung liege, wer sie nur zu sehen und zu entwickeln weiss. Ich rede hier von Früchten und nicht von jungen Missgeburten des menschlichen Geistes: denn Winckelmann war beinah ein vierzigjähriger Mann, da er seine erste Schrift, und auch sie noch mit aller jugendlichen Blödigkeit und Schüchternheit, schrieb. Da konnte er doch die Ideen, die er in sich trug, mit denen er geboren schien, die ihm so lange unter allem Druck des Schicksals die sichersten Freunde und Gesellschafter gewesen waren, entwickelt haben. Was jetzt folgen mochte, war immer nur Anwendung, mehrere Begründung und Bestimmung, ein schärferer Umriss im kleinen. In den Jahren ändert man

die Seele nicht mehr und wird nicht zum zweitenmal geboren; daher auch durch alle Winckelmannische Schriften eine Einheit von Gefühl, von Ideen und Ausdruck geht, die ein Schriftsteller wohl lassen muss (aber, wenn er klug ist, auch gern lässet) der vom funfzehnten bis zum fünfundneunzigsten Jahr schreibt. Auch die vertrautesten Briefe Winckelmanns sind in diesem Einen Geist geschrieben, als ob er sie für Welt und Nachwelt, wie er's doch gewiss nicht tat, geschrieben hätte. Kurz, der deutsche Baron, der damit nicht zufrieden ist, dass Winckelmann spät, mit schon ausgebildeter Seele nach Italien kam, und freilich, so wie seine Kenntnisse, so auch seine Begeisterung schon dahin brachte: der lasse sich etwa selbst in Rom gebären und versuche, was er alsdenn mit frischem Blick am Altertum sehn und nicht sehen werde.

Das Göttliche in uns wird mit uns geboren: Gelehrsamkeit, Bücher und Steine bringen's nicht hinein, wo es nicht von Natur war. Wie viel Cicerone haben Altertümer beschaut und gewiesen! Wie viele vielleicht mit ungleich grösserer Gelehrsamkeit und Minutienkenntnis, als Winckelmann haben konnte oder wollte? Wie wenige aber unter ihnen mochten, nach dem was er war, Winckelmanne sein oder werden? Mit keiner Kunst und Wissenschaft geht's anders: denn woher in der Welt wären sonst die Liebhaber des Vortrefflichen, die Kenner und Künstler der höchsten Schönheit in jeder Wissenschaft und Kunst so selten? Unzählig viel Maler rieben Farben und sahen, was Raffael sah; aber ohne sein Auge, ohne seine Empfindung; sie mussten's also wohl sein lassen, Raffaels zu werden, so strenge und genau sie übrigens das Mechanische der Kunst lernten und in einzelnen Teilen derselben ihn übertreffen konnten. In

der Idee, die Raffael, wie er sagte, in sich trug, und zu der er nur Beiträge aus Gegenständen um sich her stahl; – in dieser konnte und wird er nur von einem zweiten Raffael übertroffen werden. So ist's mit Winckelmanns Philosophie und Lehre. «Vom Plato an», sagt er, «bis auf unsre Zeit sind die Schriften dieser Art vom allgemeinen Schönen leer ohne Unterricht und von niedrigem Gehalte; das Schöne in der Kunst haben einige Neuere berühren wollen, ohne es gekannt zu haben.» Diese und häufig ähnliche Stellen hat man seinem Stolz zugeschrieben: sie waren offenbar bei ihm Empfindung, und sind ausser ihm Wahrheit. Den idealischen Teil der Kunst, den hohen Begriff vom Schönen und der Schönheit fand er nirgend so abgehandelt, wie er ihn in seiner Seele fühlte, wie er ihn dargestellt wünschte; daher sprach er also. Auch seine vertrauten Briefe zeugen, dass er in jedem Augenblick höherer Empfindung in diesem Empyreum eines Gefühls von Abstraktionen lebte und selbst zum höchsten Wesen auf diesen Flügeln der Begeisterung, oft von sehr kleinen Gegenständen, emporflog. Nicht jedem, sagt d'Alembert, ist's gegeben, sich in den Ring Saturns hinaufzusetzen; wer indes auf diesem Planeten geboren ward, lebt da in seinem Vaterlande.

Es ist daher unrecht, wenn man diesen einzig wahren Gesichtspunkt zu Winckelmanns Schriften verfehlt, um sie in einem falschen Licht unvollständig zu sehen; mich dünkt, er selbst hat uns gnug auf den rechten Gesichtspunkt gewiesen. Ehe er nach Rom ging, schrieb er seine «Gedanken von Nachahmung der griechischen Werke», in denen nichts als Empfindung des Schönen lebet. In Rom fing er mit der «Idealischen Beschreibung einzelner Kunstwerke», des Apollo, Laokoon und andrer an; die vorge-

nommene Schrift von Ergänzung der alten Bildsäulen und dergleichen, die Cavaceppi ohnstreitig besser, als er, schreiben konnte, liess er mit gutem Fleiss liegen. Aber in der «Abhandlung das Schöne der Kunst zu empfinden», da lebet seine Seele auf: sie lebt auf, wenn er in seiner «Geschichte der Kunst», und wo es sei, an die Region dieser erhabnen Begriffe und Empfindungen reichet. Was soll's also heissen, wenn man sagt: seine Geschichte der Kunst sei mangelhaft und unvollständig? Konnte sie's anders sein? wollte Winckelmann sie anders schreiben? Ist wohl ein Sinn darin, eine vollständige Geschichte der Kunst des Altertums zu verlangen – da die meiste Kunst des Altertums selbst untergegangen ist – da von ihr selbst so wenige, blutarme Nachrichten übrig sind und die paar Schriftsteller über sie nur wie ein paar abgerissene Ufer dastehn? Der ganze Wald von fünfzigtausend Bildsäulen in Rom und aller Welt, Gemmen, Münzen, Gefässe und Gebäude dazugerechnet, sind sie etwas anders, als ein zusammengeschleppter Haufe von Ruinen, gegen das, was in Pausanias' und Plinius', geschweige in höhern Zeiten lebendige Geschichte der Kunst hiess? Und wo ist nun der Foderer, der's verlangen kann, der arme alte Winckelmann sollte diesen Wald von Tempeln und Bildsäulen und Museen in aller Welt durchkrochen haben, um ihm einen unbezahlten Catalogus realis zu liefern, der in Winckelmanns Plan so wenig lag, als in dem meinen? Sein Zweck war, eine systematische Geschichte der Kunst zu liefern, wie er selbst deutlich sagt: sie sollte die genetische Geschichte des Schönen in der Kunst des Altertums werden und ist's geworden, wenn ihr auch noch zehnmal mehr fehlte, als ihr fehlet. Sein historisches Lehrgebäude ist vollendet. Der

simple griechische Tempel mit seinen hohen Heiligtümern und Aussichten steht da. Können wir den Genius der Kunst bewegen, dass er uns wieder herstelle, was durch die Hand der Araber, Türken und Barbaren fiel, – dass er uns Nachricht gebe, von dem, was auch in Schriften untergegangen ist, oder hie und da verborgen liegt, – dass er uns zeige, in welches Zeitalter jedwedes Kunstwerk, welchem Künstler es zugehöre? von wem Etrurier, Griechen lernten? und welcher kleine Umstand hie oder dahin einfloss? usf. Wohlan, wir wollen unsre Gebete vereinigen, dass dieser Genius des Lichts, der Schutzgeist ganzer Weltalter und Nationen erscheine und uns Aufschlüsse gebe. Ja noch mehr, wir wollen ihm helfen, berichtigen und zusammentragen, was in der Welt zusammen zu tragen ist – – die Geschichte der Kunst des Altertums wird damit ansehnlich erweitert; ich zweifle aber, ob notwendig und wesentlich Winckelmanns Kunstgeschichte. Bei dieser ist solcher gelehrte Vorrat nur Aussenwerk oder Beiwerk; nicht Hauptgebäude. Dies beruht auf wenigen, aber grossen, und wie mich dünkt, ewig festen Ideen sowohl vom Wesen des Schönen selbst, als von den genetischen Ursachen desselben; die Veranlassung zu beiden mag hie und da im kleinen geändert werden, wie sie will. Das Werk selbst, samt den Epochen seiner Kunst, so viel Mangelhaftes diese im Detail haben mögen, im idealischen Ganzen, worauf er arbeitete, ist's richtig: denn es ist in der Ordnung der Zeiten, in der Natur der Sache selbst gegründet.

Anders verhält sich's mit seinem «Versuch über die Allegorie», und ich bekenne gern, dass dies Winckelmanns Hauptwerk nicht ist: er war in ihm ziemlich ausser seinem Wege. Sein Begriff der Allegorie ist unbestimmt, und er

verwechselt ihn oft mit historischen Attributen, ja verfolgt ihn bis ins Gebiet der Sprachen. Noch unbestimmter ist die Anwendung desselben bei den so verschiedenen Künsten, Völkern und Zeiten. Keine Kunst kann völlig allegorisieren, wie die andre; kein Volk, wie das andre, keine Zeit, wie die andre. Es kommt hier auf so viel feine Nebenbegriffe bekannter oder unbekannter Gegenstände, geläufiger oder fremder Ideen, ja selbst auf Farbe der täglichen Sitten, des Geschmacks, der Sprache an, dass ohne sie das Buch der Allegorie, zumal in schweren Stein gebildet, dem grossen Haufen ewig ein versiegeltes Buch bleiben müsste. Zu einer Geschichte der Allegorie in Schriften und Kunstwerken gehört, dünkt mich, so ein eigner Mann, als Winckelmann es für die Geschichte der Kunst des Schönen war; es wird zu ihr eine Art kleines Scharfsinnes erfodert, die jener bei seiner Empfindung fürs ungeteilte Hohe und Grosse vielleicht nicht besitzen konnte. Seine Allegorie ist indessen der Anfang einer sehr nützlichen Sammlung allegorischer Begriffe und Bilder, in der ihn doch auch sein Geist nicht verlässt; und da der Verfasser selbst sie nur als einen bescheidenen Anfangsversuch in einem Felde, wo noch gar nichts getan sei, ankündigte; so hätte man lieber in seinen Gesichtspunkt eingehn, als ihn roh und von der Oberfläche her tadeln sollen, zumal, ihn zu tadeln so wenig Kunst war. Die Kälte, mit der man dies, immer doch Winckelmannische Werk aufnahm, war dem guten Alten empfindlich und er wollte weiter nichts mehr deutsch schreiben. Er hat leider! auch sein Wort gehalten: denn nach dem zweiten Bande seiner Monumenti inediti übereilte ihn sein hartes bitteres Schicksal.

Ja freilich hartes und bittres Schicksal! Wenn man die

Begierde lieset, mit der er sich jahrelang nach seinen Freunden, nach Deutschland und Vaterland sehnte; wenn man die Ankündigungen, die kindische Freude lieset mit der sein Herz nach ihnen schlug; und wie ihn nun plötzlich Todesangst und Schauer ergriff da er Deutschland sah, da er die Berge und Hütten sah, die er vormals bei seiner Hinreise nach Italien mit so vieler Liebe und Wohlgefallen beschrieben: kein Freund, keine Überredung kann ihn halten; er muss zurück, er eilet zurück, um auf der Grenze beider Länder – den Tod zu finden, und einen Tod auf so unwürdige, abscheuliche Weise! Ja wenn die Nachricht wahr ist, dass er eben an einem Blatt für den künftigen Herausgeber seiner Kunstgeschichte geschrieben, als die Hand des Mörders ihn übereilte; wenn man bedenkt, dass die schönen Fehler seines Charakters, unschuldige Ruhmesfreude und ein zuvorkommender Wahn der Freundschaft, auch gegen solche die es nicht verdienten, zwei Idole, die ihm im Leben so lieb gewesen, die ihn so oft getröstet, erhoben und getäuscht hatten, auch jetzt die Dienerinnen sein mussten, die schreckliche κήρ mit Strick und Dolch zu ihm zu führen; wer muss nicht schaudern? Wer nicht um ihn und seine fürchterliche todsuchende Ahndung weinen? Du fielst, Edler, unter der Hand der unerbittlichen Parze an der Grenze des Landes, dem du ein Fremdling geworden, aus dem du eiltest, in das andre Land, das dich erfreut und geehrt hatte, in dem du auch jetzt Ruhe und Erholung suchtest. Du fandest diese Ruhe im Grabe und die Erholung, nach der du lechztest, die Freundschaft, die du hienieden suchtest und von der du so oft betrogen zurückkamst, die Schönheit, Weisheit und Einfalt endlich, der du dein Leben geweiht hattest und zu der du so oft begeistrungsvoll in

den Schooss der Gottheit aufflogst – die fandst du und konntest sie allein finden in jener reinern Welt –

«Auch in Welschlands Tale
War's nicht gelebt; nun lebest du
Die zweite schönre Himmelsjugend –»

Wie ein Wandrer, der mit brennendem Durst und versengtem matten Fusse über die Ruinen Persepolis' und Ägyptens, Gräciens und Roms hinweg gewandert, bei jedem Schritt die Trümmer einer versunknen Königsstadt, einer zerrütteten nie wiederkommenden Welt, kurz Eitelkeit, Eitelkeit aller menschlichen Dinge sah und fühlte; wie er mit dem letzten Blick auf diese Gegenden und Werke, die er hinter sich lässt und nie wiedersehen wird, in ihren Trümmern, geschweige im Flor und in der Herrlichkeit ihres alten Lebens, traurig-fröhlich auf sein Schiff tritt, um seine neue, freilich andre Welt, aber in ihr Weib, Kinder, Freunde wiederzusehen und sie leibhaft, nicht bloss in Ideen zu umarmen: so ist mir, da ich an Winckelmanns Hand das Altertum hindurch geträumt habe, und jetzt, auf seiner traurigen Grabesstätte, die Eindrücke sammle. Wo bist du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte süsse Knabeneinfalt in Bildern, Werken und Gestalten! Du bist hinweg mit deinem Traum voll angenehmer Wahrheit; und keine Stimme, kein heisser Wunsch des Liebhabers kann dich erwecken aus deinem Staube. Aufs Rad der Zeiten geflochten, rollen wir unaufhörlich weiter – wohin! wohin! – und kommen nie an die vorige Stelle wieder. Auch dein Traum, lieber Winckelmann, von schönen Menschengestalten, von edler Jugendfreundschaft und Erdenweisheit ist verlebt hienieden. Nach verlornem Frühlinge

des Lebens genossest du einige schöne Herbsttage, und wurdest vor dem Winter bewahrt, der dir vielleicht deinen süssen Trug, die beste Blüte des Lebens genommen hätte; aus dem Reich täuschender, schöner Ideen gingst du in eine wahrere Welt, wo du nicht mehr Griechenland und seine Götterformen beneidest. Lebe wohl! dein ermordeter Körper ruht sanft auch ohne Denkmal. Er liegt jenseit der Grenze seines Vaterlandes, und dies arme Blatt kann nicht hingehn, ihm ein Denkmal daselbst zu werden. – Aber seinen Freunden, jedem seiner Freunde sei Dank, der dem armen Wandrer, so lange er unser war, nur einigermassen zu Hilfe kam und eine gute Stunde machte. Die Namen derselben sind in seinen Schriften und Briefen unsterblich, und so lange man diese lieset, wird man bei der überfliessenden, herzlichen Dankbarkeit, womit der Edle ihre Güte preiset, auch den Schatten ihres Andenkens lieben und segnen.

HERDER AUF LESSING

KEIN NEUERER SCHRIFTSTELLER HAT, dünkt mich, in Sachen des Geschmacks und des feineren, gründlichen Urteils über literarische Gegenstände, auf Deutschland mehr gewirkt, als Lessing. Was war deutscher Geschmack im Anfang dieses Jahrhunderts? Wie wenig war er, als Gottsched ihn aus den Händen der Talander, Weise, Menantes empfing und nach seiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewässert; er empfing einen Körper, aber ohne Geist und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hilfe und führte Provisionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten, und woher es sonst anging, herbei; schade aber, es waren fremde, zum Teil einförmige und schwere Gedanken, die in Deutschland nicht so leicht allgemeinen Kurs finden konnten. Jetzt kam Lessing. Sowohl an Witz als in Gelehrsamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinah Gottscheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urteil; er übertraf sie bald in beidem. Am meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wusste. So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand, wie Lessing, Deutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären? Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern

hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigentum machen will; und doch, wer schreibt ursprünglich deutscher als Luther oder Lessing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopf, nachdem er sie brauchen kann, gern dienen wollte?

Ich begnüge mich, Lessings Arbeiten mit einigem Urteil durchzugehen. Einer Lobrede braucht's bei ihm nicht; unbestimmte, schlechte, übertriebene Lobsprüche hasste er mehr, als den bittersten, nur einigermassen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Lessingsche Arbeiten und Verdienste mir ein Urteil anzumassen. Ich masse mir eigentlich gar kein Urteil über ihn an; sage nur über einiges meine Meinung, und überlasse das andre, insonderheit seine Theaterwerke, andern. Meine Absicht ist nur, überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Lessing seinen Weg nahm, wo er aufhörte, wo andre ihm nachzugehn oder weiter zu gehn haben.

Lessings erste Schriften und Lebensumstände kenne ich nicht; das erste Buch, das ich von ihm habe, ist seine Übersetzung Huarts. Eine Übersetzung aus dem Spanischen war in Deutschland 1752 wieder ein seltnes Ding worden, so häufig auch unsre liebe Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spanischen übersetzt hatten. Zumal die Übersetzung eines so paradoxen Schriftstellers, als Huart ist. – In der kurzen Vorrede zu ihm ist Lessing schon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den sogenannten kleinen Schriften an, die seit 1753 in Berlin erschienen. In ihnen zeigte er sich von allen den mancherlei Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und

glänzender hervortrat. In diesen sechs Bändchen was für ein Reichtum an Inhalt und Einkleidung! eine Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man sonst in Duodezbändchen nicht findet! Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, Aufsätze in Poesie und Prose, sogar lateinische Verse, treffen hier zusammen. Es folgen Briefe, fast so mancherlei Inhalts, als gelehrte Briefe irgend nur sein können; Kritik und Philosophie, Geschichte und Literatur, selbst Supplemente zum Jöcherschen Lexikon nehmen hier Briefgestalt an, und man muss gestehen, ganz auf die Lessing eigne, leichte und glückliche Weise. Hierauf ein Teilchen gelehrter Abhandlungen, Rettungen des Horaz, Cardans, gar des Cochläus und des Inepti Religiosi, die man schwerlich vor dem, was folgt, vor Lust- und Trauerspielen, erwartet. Dass dies abwechselnde Mancherlei, mit dem sich Lessing, meistens nur proben- nur stückweise, gleich anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Prahlerei war, beweiset sein weiteres literarisches Leben. Alle die Beschäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgesetzt; und gewiss keine mit minderm Glück, als er in diesen Jugendversuchen zeigte. Wenn Ein Schriftsteller mit seiner Zeit fortging und Blüten in Früchte verwandelt hat, ist's Lessing; ja was sage ich fortging! bis an sein Ende ging er seiner Zeit vor.

Einige dieser Jugendschriften hat er bei reifern Jahren umgearbeitet; und so wenig er sich seiner Jugend zu schämen hatte, so sehr gewannen sie durch die verbessernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Proben an. Zur Verbesserung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck seiner kleinen jugendlichen Schriften; und man sehe, was er über sie in der Vorrede zu diesen

sogenannten vermischten Schriften selbst sagt. Wir machen also sogleich mit diesen Verbesserungen den Anfang: denn hinter solchen ihn noch nach seinen ersten Versuchen beurteilen zu wollen, wäre ja so ungerecht, als undankbar.
Mit der neuen Ausgabe seiner Fabeln fing er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drei Bücher, meistens eigner oder fortgesetzter Äsopischer Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime sind weggefallen; und statt dieser, der Fabel unnötigen oder hinderlichen Fesseln, (wenigstens wie Lessing es glaubte) stehn sie hier in eine Sprache gekleidet, die in einer jedem Gegenstande angemessenen Prose die schönste Poesie ist. Der blanke männliche Harnisch kleidet Lessing mehr, als das Gängelband der Reime; seine Fabeln sind nicht bloss für Kinder, sondern auch Männern, und Männern insonderheit lesbar. Noch mehr sind's die Abhandlungen über das Wesen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er seinen Proben beifügte. Unstreitig ist dies die bündigste, gewiss philosophische Theorie, die seit Aristoteles' Zeiten über eine Dichtungsart gemacht ist, und es wäre zu wünschen, dass Lessing sie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht, wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Lustspiel, im Laokoon über die Grenzen der Poesie und bildenden Kunst, und in den Literaturbriefen über kleinere Materien literarischen Inhalts, so über alle Dichtungsarten und Darstellungen der Poesie und Künste hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geist, mit dem Scharfsinn und schönen Ausdruck in Einem Manne vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren.

Die Abhandlungen über die Fabel insonderheit sind mit einer so glücklichen, leichten, sokratisch-platonischen Analyse geschrieben, dass ich im Geist dieser Methode ihnen in unsrer Sprache weniges an die Seite zu setzen wüsste. Ob gegen die Theorie selbst nichts einzuwenden wäre? ist eine andre Frage. Lessings äsopischen Fabeln folgten Bodmers unäsopische Fabeln auf dem Fusse nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen sollten. Sie haben's nicht getan: sie sind vergessen, und Lessings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wundert's immer noch, wie der alte, geschmackvolle und gründliche Kunstrichter Lessings Buche ein solches entgegensetzen konnte. – – Indessen ist's wahr, Lessings und Äsops Fabeln sind einander so unähnlich, als die Zeiten beider; und der Hauptgrund des Unterschieds ist, wie mich dünkt, augenscheinlich. Äsop machte seine Fabeln bei wirklichen Vorfällen im gemeinen Leben; also konnte auch die Lehre, die er einkleidete, kein fein abstrahierter oder spekulativer Satz, sondern eine praktische Lehre und Bemerkung für eben das gemeine Leben sein, aus dem sie abgesondert war. Eine solche Lehre zeigte sich also auch meistens in wirklicher Handlung, (zum wenigsten was man auch im gemeinen Leben Handlung nennet;) nicht bloss in einer feinen Veränderung von Gedanken: so musste also auch die Darstellung derselben in der Fabel sein. Beide Stücke machen Äsops Fabeln so anschaulich, sie machen sie auch für den gemeinen Mann und für Kinder so lehrreich, als es – Lessings Fabeln nun wohl nicht sind, auch wohl nicht sein konnten und sollten. Nichts als die Zeiten haben sich verändert. Die Leser, für die Lessing schrieb, bedürfen feinere Lehren, also auch die Darstellung eines

feinern Facti, das freilich oft nur eine Gedankenfolge zu sein scheint. Das Anschauliche, Populäre der Fabel geht hiemit eines Teils verloren; der Leser gewinnt indes feinere Belehrung. Will man, so nenne man diese eine feinere Gattung äsopischer Fabeln; und bemerke bei der Theorie der Fabel unter den drei Worten « allgemeiner moralischer Satz » « Darstellung in einem besondern Falle » « anschauendes Erkenntnis jenes in diesem » den Unterschied: so ist der Streit gehoben. – Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein Mehreres.

Mit Lessings Theorie der Sinngedichte ist's beinah eben also: sie ist so fein und ausschliessend, als die Gattung, die er allein für Sinngedichte erkennt, in der seine eignen Epigramme sind, und in der Martial allerdings den Meisterrang behauptet. Die beiden Teile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluss, nebst den falschen Aftergattungen, wo eins derselben fehlt, hat der Theorist in ein Licht gestellt, dem freilich nichts entgegenzusetzen ist, sobald man in den Lessingschen Gesichtspunkt eintritt. Genetisch und historisch indessen, wäre ein grosser, nicht verwerflicher Teil der griechischen Anthologie dagegen – doch auch hievon künftig. Die Bemerkungen, die Lessing über einzelne Dichter Martial, Catull, die griechische Anthologie u. f. eingestreuet hat, sind mannigfaltig und schätzbar; viele seiner Sinngedichte selbst sind als Proben des glücklichsten Witzes, in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe. Das zu Freie, zu Jugendliche liess er in seiner verbesserten Ausgabe weg, wie bei den Sinngedichten, so bei seinen Erzählungen und Liedern.

Lessings Lieder sind bekanntermassen von der muntern, nicht zärtlichen und schmachtenden Gattung. In

häufigen Kompositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urteils mehr. Wer bloss Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte; habe sie für sich und lasse andern ihren Geschmack, ihr Vergnügen. – Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verspart. Sie haben viel scharfsinnige, treffende Gedanken und stehn der Art und den Gegenständen nach meistens den Kästnerschen an der Seite. Was Lessing überhaupt von den Grenzen der Philosophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in seiner und Mendelssohns Schrift: Pope ein Metaphysiker! lesen.

Aber es ist Zeit, von diesen einzelnen Vorübungen, die für andre wichtiger wären als sie's bei Lessing sein durften, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutschland vorzüglich gewirkt hat; es ist seine philosophische Kritik, sein immer darstellender und immer zugleich denkender, forschender Geist, den er in mancherlei Werken und Einkleidungen, überall glücklich gewiesen. Schon unter seinen kleinen Schriften waren Briefe, gelehrten, philosophischen, kritischen Inhalts. Die Streitigkeit mit Lange, seine Vorrede zu Mylius' Schriften, seine Theatralische Bibliothek u. f. zeigte dies Talent noch auszeichnender; und mich dünkt, die Literaturbriefe sind davon die unzweifelhafteste Probe. Von diesen war Er Urheber und Vater: der Ton in ihnen war sein Ton, wie man's aus den Briefen in seinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius' Werken sonnenklar siehet; es ist falsch und elend, dass man diesen Briefen den Ton der Clementschen Lettres critiques schuld gab. Das Glück führte ihm einen edlen Gehilfen zu, Moses Mendelssohn, zwei Männer, die sich, wie aus mehreren Äusserungen erhellet, als philosophische

Freunde schätzten und liebten. Man lese Mendelssohns Brief an Lessing hinter Rousseaus Abhandlung: man sehe die Achtung, mit der Lessing bei jeder Gelegenheit an Mendelssohn denket. Zwei solcher Menschen, am Geist hell und im Herzen rein, ohne politische Hindernisse und Nebenumstände, traten verbunden zu diesem Werk, das noch manche Zeit hin das Deutsche Journal genannt werden sollte. Ohne Schwärmerei und Ausgelassenheit herrschet in ihm Freimütigkeit und Einsicht, insonderheit im Anfange oder zu zwei Dritteilen der Briefe. Lessing (ohne allen Zweifel ist er der Fll., denn wer sollte es sonst sein? ob er sich gleich auch anders unterzeichnet) ging ohngefähr bis zum siebenten Teil mit: Mendelssohn behielt seinen geprüften Charakter bis zum Ende, Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerem Glück in Lessings Tritte; und auch die andern Gehilfen sind gute, wenigstens nicht schlechte Köpfe gewesen. Lessings Urteile, (von denen ich hier allein rede) hat grösstenteils die Zeit bewähret. Was damals scharf hiess, nennet man jetzt recht; was hart schien, ist jetzt (wenige Urteile ausgenommen) billige Wahrheit. Fast kenne ich niemanden, der auch von sich, dem Schriftsteller, mit mehr Bescheidenheit und Würde reden konnte, als Lessing; und überhaupt ist wohl unstreitig Er, an Umfang der Belesenheit, an Schärfe des Urteils, und an vielseitigem männlichen Verstande in Sachen, wovon hier die Rede ist, der erste Kunstrichter Deutschlands. Wo sind jetzt Literaturbriefe, wie er sie anfing?

Um eben diese Zeit machte er sich noch auf zweierlei Art um Deutschland verdient, durch die Wiederaufweckung Logaus und durch die Übersetzung von Diderots Theater.

Bei dem ersten standen Er und Ramler für Einen Mann: wahrscheinlich rühren von Lessing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, so wie von Ramler vielleicht die Auswahl und Veränderung der Stücke selbst herrührt. Da ich die alte Ausgabe besitze: so bekenne ich zwar gern, dass es einem alten Dichter Wohltat sei, wenn er in Hände fällt, die ihn verändern, wie diese Herausgeber ihn verändert haben; im ganzen aber dürfte es besser sein, wenn man ältere und vergessene deutsche Dichter uns zwar mit Auswahl der besten Stücke, aber unverändert gäbe. So machen's unsre Nachbarn sämtlich und sonders; so hat's Lessing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus', mit der Zugabe zu den Fabeln der Minnesinger u. f. gemacht, und so ist's in der Ordnung. Bei einem alten Dichter muss man wissen, dass man wirklich ihn und keinen neuern Dichter lese. –

«Diderot», sagt Lessing selbst zur zweiten Ausgabe seines Theaters, «Diderot scheint auf das deutsche Theater weit mehr Einfluss gehabt zu haben, als auf das Theater seines eignen Volks»; und er rechtfertigt diesen Ausspruch mit guten Gründen. Er siehet's selbst für Pflicht der Dankbarkeit an, sich als den Übersetzer eines Mannes zu nennen, «der an der Bildung seines Geschmacks so grossen Anteil gehabt. Denn es mag», fährt er fort, «mit diesem beschaffen sein, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewusst, dass er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andre Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedner gewesen wäre.» Mich dünkt, jeder Verständige werde es mit ihm sein. Die grossen Schritte, die er von seinen ersten Schauspielen, so angenehm und

notwendig sie unserm Theater noch lange sein werden, zu einem Philotas, einer Minna, einer Emilia Galotti, einem Nathan getan hat, sind auch dem stumpfsten Auge unverkennbar. Und wenn er von Diderot sagt, « dass sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe, als er », von wem gälte das reichlicher, von Diderot oder Lessing?

Jetzt ruhete er einige Zeit, und nach solcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als zehn Jahren hatte er alle diese so verschiednen Werke und in den Jahren 59, 60, 61, eine Reihe der besten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766 trat er wieder hervor; mit ebenso goldnen, glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Die meisten meiner Leser erinnern sich noch wohl des Geschreies von Kunst, das, nachdem Winckelmann, Lippert, Heyne, Hagedorn, Mengs, geschrieben hatten, in Deutschland aufkam. Alles sollte Kunst lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Universitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen sollte der Geistliche predigen, aus Münzen der Jurist Urteil sprechen, aus Gemmen und Pasten der Maler malen, der Dichter dichten. – Hier trat Lessing mit seinem Laokoon auf, leise, aber sehr gewiss und weitaussehend. Von einer Stelle Winckelmanns ging er aus, über Caylus, Spence und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der Poesie und Malerei auszuzeichnen, mit der Zeit aber diesen Gang über die Grenzen andrer Künste zu vollenden. Er hat ihn nicht vollendet; und wer wird's an seiner Stelle? Laokoon steht wie ein philosophisches Kunstwerk da, das der Künstler mit Fleiss unvollführt gelassen, damit man sich erinnere, dass man ihn nicht mehr habe.

Er geriet darüber in einen Streit mit der Klotzischen

Schule; und es ist nicht Lessings Schuld, dass der Streit für Deutschland nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf teils zu armselige Dinge, teils zu armselige Leute. Kein Zeitungsblatt erschien damals, in dem nicht die mutwilligen Knaben kamen und auch Lessing! einen Kahlkopf schalten; da schickte er endlich zwei Bären über sie, die zerrissen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Jeder Verständige schämt sich jetzt dieser Szene, und des Werts, den man damals manchen Kindereien beilegte. Damals indessen war's anders, und Lessing hatte alle Stärke und männliche Dreistigkeit deutscher Sprache nötig, um zu zeigen, was an manchen Armseligkeiten sei; welche Stärke man denn auch im zweiten Teil der vorgenannten Briefe, insonderheit gegen das Ende reichlich antrifft. Jetzt ist jedermann mit ihm einig; und das schöne Werkchen «Wie die Alten den Tod gebildet», so schön in seinem Inhalt als in seiner Entwicklung, ist fast das einzige, was sich dabei gewinnen liess. Dies gehört aber auch Lessingen zu; nicht dem öden Kunstgeschwätz seiner Gegner.

Lessing lebte damals in Hamburg, und sollte einer Bühne vorstehn, die unter ihm erst deutsche Nationalbühne werden wollte. Warum sie's nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort sei? hat er selbst zu Ende seiner Dramaturgie bescheiden und aufrichtig gesagt. Wären indessen auch nur die zwei Bände Dramaturgie die Frucht seines Aufenthalts in dieser Lage: so wäre das deutsche Theater überhaupt für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entschädigt. Sein Urteil über einzelne Schauspiele und Schauspieler, so bescheiden, durchdacht und männlich es allemal ist, war ihm immer nur Veranlassung, sich über die

Quellen der Schauspielkunst, über das Wesen des Trauer- und Lustspiels, von den Zeiten der Griechen bis zu uns herab, zu verbreiten. Insonderheit sind Shakespeare, Aristoteles, Voltaire u. a. hin und wieder in ein Licht gestellt worden, in das sie bisher kaum gestellt waren, und es ist allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies schloss Lessing das Denken aus; er war überzeugt, dass jeder Künstler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von seiner Kunst zur Vortrefflichkeit in derselben gelangen könne, und diesen Weg zu deutlichen Begriffen über die Kunst des Schauspiels half Lessing in seiner Dramaturgie bahnen.

Aber freilich war's nicht Eines Menschen Beruf, ihn bis ans Ende selbst hinaus zu laufen. Bei seinen Fabeln versprach er eine Ausgabe des Phädrus; hier eine Poetik des Aristoteles, die er für den Kodex der ganzen griechischen Dramaturgie hielt, und für die er seine besten Anmerkungen sparte. Er kam unter andre Gegenstände, in andre Geschäfte; sollten indessen nicht unter seinen Papieren Vorarbeiten sein, die des Drucks fähig wären? Kaum sollte ich, nach Lessings mündlichen Äusserungen, daran zweifeln; und sie sind sodenn glücklicherweise in den Händen eines Bruders, der nichts vorenthalten und nichts liefern wird, wobei nicht seines Bruders Ehre gewönne. Eine Geschichte der Äsopischen Fabel ist kurz vor Lessings Tode als zum Druck fertig angezeigt; und über Sophokles dünkt mich etwas Ähnliches gelesen zu haben. Sein Freund Aristoteles, den er für den Erzvater der bestimmten Kritik hielt, wird wahrscheinlich nicht leer ausgegangen sein.

Von Hamburg kam Lessing nach Braunschweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeiten! Er zeigte sich aber, nach

seiner Art, darin gleich so bekannt als ob er lange Jahre damit beschäftiget gewesen wäre. Sein erster Griff in die Bibliothek war Berengarius Turonensis, eine Entdeckung, an die niemand dachte, weil niemand, dass diese Schrift des Berengarius in der Welt sei, vermutete; eine Entdekkung aber auch, die einem Zwist, der Jahrhunderte durch unbestimmt, wenigstens unbewiesen geführt war, ein klares Ende machte. Und zwar, wie Lessing mit Recht meinte, zum Vorteil der Lutherschen Kirche: denn die Entwicklung des Dogma, die er am Ende der Schrift angibt, ist nicht nur der Natur der Sache gemäss, sondern lässt sich auch aus der Geschichte beweisen. – So lange also des Berengarius Buch nicht ediert ist, wird diese reiche und entwickelte Anzeige Lessings statt des Buchs selbst dienen.
Die andern kleinern Entdeckungen, die Lessing in so kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Altertums oder der Bücherkunde machte, sind hier nicht wohl herzuzählen; sie können auch nicht jedem gleich interessant sein; gnug, wenn sie nur dem Liebhaber des besondern, einzelnen Faches angenehm sind, zu dem sie gehören. Aber das war nur Lessing, der Bibliothekar; Lessing, der unter dem Gewühl dieser Art eine Emilia Galotti, einen Nathan den Weisen machte; Lessing, der zu eben der Zeit sich auch jedem seiner Freunde anschlang und ihm half zu seinem Geschäfte; Lessing, der an jedem Ort jeden Würdigen gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente – der männliche, tätigfreundschaftliche, neidlose Lessing, wird nicht so gar oft und viel seinesgleichen haben. In Berlin waren die Besten, auch die in einerlei Gattung der Wissenschaften arbeiteten, mit ihm. Von Mendelssohn, Ramler u. a. ist schon geredet. Kleist war sein Freund: der

Biedergeschmack seiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegssänger, desgleichen; Lessings ist die Vorrede zu den Kriegsliedern. In Braunschweig schloss er seinen Berengar an Schmids Adelmann an: Zachariä gab er den aufgefundnen Scultetus: und die Urne des jungen Jerusalems umwand er mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes. Der grosse Mann, sagt Nathan:

«Der grosse Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Äste. Mittelgut, wie wir,
Findt sich hingegen überall in Menge.
Nur muss der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muss der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur muss ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Dass es allein der Erde nicht entschossen.–»

Gnug hievon. Die letzten Tage Lessings sollten durch eine theologische Streitigkeit verbittert werden, bei der, wenn das Publikum noch nicht so viel Nutzen draus gezogen hat, als es Lessings Absicht und Meinung gewiss war, es schwerlich seine Schuld sein dürfte. Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferstehungs- und andre Stücke der biblischen Geschichte; und ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gekommen waren, und, wie ich aus manchen seiner Äusserungen jetzt schliesse, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das was männliche Wahrheitsliebe ist, gnug zu kennen glaube; ich bin

für mich überzeugt (für andre mag ich's nicht sein noch werden) dass er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freiern und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab und, als Laie, seine Gedanken, allenfalls zur Widerlegung, hin und wieder sagte: überhaupt Lessings Charakter, wie er jedem eingedrückt sein muss der ihn gekannt hat (und andre sollten doch darüber behutsam urteilen): alle dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Überzeugung, dass er auch hiemit etwas Gutes veranlasse und bewirke; nämlich – ich wiederhole es noch einmal, freie Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden der sie glaubt, und der an sie glaubt, sein muss. Darf nun unter allen Wahrheiten und Geschichten diese Wahrheit, diese Geschichte allein nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessings Schuld nicht; aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios sein, der so etwas zu behaupten wage. Gibt man aber diesen einzigen Satz zu: «Wahrheit müsse und könne untersucht werden: Wahrheit gewinne jedesmal bei jeder neuen, freien und ernsten Prüfung, eben in dem Mass und Verhältnis, als sie für uns erkennbare, folglich auch nur in solchem Mass für uns zu befolgende Wahrheit ist», gibt man diesen Satz zu, den die Geschichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, insonderheit die Geschichte und Wahrheit der christlichen Religion überall, wo sie bezweifelt und angefochten ist, unwidersprechlich beweiset: so hat Lessing gewonnen; so müssen wir, statt

von krummen, hämischen, bösen Absichten zu reden, ihm danken, dass er uns eine neue Gelegenheit zu Untersuchung und Befestigung der wichtigsten Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je schwächer der Feind ist, je stumpfer und elender die Waffen sind, mit denen er auf uns losgeht, desto leichter wird uns ja der Sieg, desto sichrer und geschwinder können wir triumphieren; und dann verdient Lessing wiederum Dank oder wenigstens Mitleiden, dass er uns eine Windmühle statt eines Riesen in den Weg stellte. Gnug, wenn wir klar zeigen, dass es eine Windmühle und kein Riese sei; der sie für etwas anders hielt, mag seinen Schimpf tragen. Tun wir das aber nicht, lassen die Windmühle stehen, und gehn hauptsächlich auf den los, der uns sagt: « da ist ein Riese! der muss erst erlegt werden, wenn eure Wohnung sicher sein soll », gehn wir auch ihm nicht in Absicht der Tat, die er getan hat, (und die ihm, philosophisch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war,) sondern mit Untersuchung der Beweggründe und Absichten, aus und zu denen er sie unausbleiblich getan haben soll, auf den Hals; wäre das vernünftig, billig, theologisch, christlich? Beweggründe und Absichten der Seele stehn allein unter Gott, unter keinem menschlichen Richter; in philosophische, historische, theologische Streitigkeiten gehören sie ganz und gar nicht. Mag Lessing sich vor dem Richter, vor dem er jetzt steht, rechtfertigen: warum er die Fragmente herausgegeben? gnug, für uns sind sie herausgegeben, sie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf uns an, ob wir sie Nutzen oder Schaden wollen bringen lassen?

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir so sehr am Herzen, als irgend jemanden: manche

Stellen und Stiche des Fragmentisten haben mir weh getan, weil ich ihn wirklich mit strenger Wahrheitliebe las, und bei der Verwirrung, in die er alles zu setzen weiss, auf manches nicht sogleich zu antworten wusste, auch auf manches noch jetzt sehr bescheiden antworten würde. Keinen Augenblick indessen ist mir ein Gedanke eingefallen, mich deshalb an Lessing zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugiessen, weil ich Stellen eines Buchs, das er herausgibt, nicht sogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beschäftigen und weiter leiten, die mir Gedanken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebensten Wege. Entwickelt müssen sie werden, wenn Sache Sache, Geschichte Geschichte sein soll; und glaube man doch nicht, dass alles so schwer zu entwickeln, dass alle Zweifel so neu und unerhört sein, als sie vielleicht auch Lessing geglaubt hat. Viele sind längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England, (wohin sich die Polemik vieler Retter und Streiter einschränkt,) sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Zuschnitt der Sehart, genommen zu haben scheint. Ist dies nun alles beantwortet, gut! Ist's nicht beantwortet, was kann Lessing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortet's jetzt! beantwortet's stille und gesetzt, klar, rein und deutlich, dass Licht die Finsternis überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Lessing gibt euch Gelegenheit zu neuem Verdienst.

«Aber ward er nicht selbst im Streit heftig?» Lasset uns

davon schweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (die hätte ihn wahrscheinlich nur abgekühlet) sondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämischen Vermutungen und unwürdiger Verleumdung, mit langweiligen Armseligkeiten, als ob's Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? – Ich will die Geschichte des Streits nicht durchgehn: ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente gelesen. Es ist manches sehr Gute, auch einiges Vortreffliche gegen den Fragmentisten geschrieben, und was nicht ist wird werden; wir können aber auch nicht leugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf schlechte Weise. Das Üble war, dass hier, wie überall, das Schlechte zuerst kam und die Spreu oben schwimmen wollte. Das Üblere war, dass die da schwiegen, aus vornehmer Verachtung zu schweigen schienen, und Lessing, der sich eines Bessern wert dünkte, ungeduldig wurde. Das Übelste von allen war, dass man verunglimpfte, anschwärzte, verleumdete, verdammte, wo man untersuchen und widerlegen sollte. Das zu ertragen, war Lessing nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wissen, wer ihn dazu dürfe gemacht glauben?
Wie lange, meine Brüder, werden wir theologische und jede andre Wahrheit, theologische und jede andre Wohlanständigkeit, Sittlichkeit, Gründlichkeit, Schönheit, immer so sorgfältig unterscheiden, und was in der Theologie vorkommt, was sie auch nur von fern angeht, immer nur zunftmässig cum beneficio Feminae et Cleri, durch uns, und von uns, und nach uns wollen beurteilen lassen? Wir sind Theologen, aber nicht für uns allein: wir lehren, untersuchen, predigen, retten, verteidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unserm Meister

nachfolgen, so lasset uns die neunundneunzig theologische Streitböcke in der Wüste lassen und nach dem Einen verlornen Schaf von Laien gehen, das gegen Punkte unsrer Religion Zweifel hat, und sich, wenn wir's nicht tun, an unsrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht ist, ärgert. Ist die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geschrieben? Soll das Evangelium nicht aller Kreatur gepredigt werden, auch dem Fragmentisten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden steckte? Und wäre er selbst nicht mehr; nun so hat er ja seine siebenhundertsiebenundsiebenzig Brüder, die auch Mosen und die Propheten haben, und leider keine Lust bezeugen, sie zu hören. Ist's unserm Stande, selbst dem Werk, das wir treiben, nützlich oder schädlich, wenn, was in allen Wissenschaften und Künsten langweilig, ungründlich, abgeschmackt, oder gar boshaft, hämisch, albern hiesse, auf einmal seine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortrefflich, geistig, ja gar wohlanständig, fromm, eifrig um Gottes Willen heissen soll, sobald es sich hinter den Namen einer Predigt, einer theologischen Abhandlung, einer Rettung der Religion steckt? Grösstenteils sind diese ja nicht für Zunftgenossen, die an unsre Sprache und Schnitt, an unsre veniam, quam petimus damusque vicissim, gewohnt sind, sondern für Leute geschrieben, die Schönheit, Wohlanständigkeit, Gründlichkeit, philosophische und historische Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen sehr geprüft und gekostet haben. Warum wollten wir uns nicht selbst richten, damit wir nicht von andern gerichtet, oder gar, trotz unsrer Titel und Namen, mit der Welt schlechter Schriftsteller verachtet und verdammt werden? –

Übrigens will ich hier Lessing nur entschuldigen, weil er ein Mensch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umstände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift, zum Beispiel, gegen den er am heftigsten geschrieben, kenne ich noch bis jetzt nicht, und bin also kein Richter zwischen beiden; indessen wird eben dieser eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Lessings Tode, seinem Charakter und Geist die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er ihm einst widerfahren liess, da er ihn persönlich kannte, hochschätzte und seinen Freund nannte. Mit dem Ort ändert man seinen Charakter nicht, wenigstens nicht plötzlich; und ein Mann, wie Lessing, der alles unparteiisch, mit Augen der Wahrheit, ansehn wollte und sich ärgerte, wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein solcher Mann wird mit den Jahren eher besser als schlechter. Auch bei dem Irrtum ist Eifer für die Wahrheit schätzbar; die Leidenschaft, die daher entsteht, dass man keiner Leidenschaft, keinem Truge unterworfen sein will, ist hochachtungswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieser warmen Kälte, zu dieser leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit und für alles was zu ihr führet.

Gut, dass Lessing diese seine Laufbahn mit einem Glaubensbekenntnis und dem Schriftchen von der Erziehung des Menschengeschlechts schloss. Das letzte dürfte, ohngeachtet mancher überspannter Hypothese, mancher Theolog wollen geschrieben haben.

Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter – was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm,

höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfasst haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleissenden Menschenliebe, die nie wohltätig sein will oder sein kann; am meisten, (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet – sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und hässlich vorkäme; überzeugt, dass sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer tätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiss nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender zunehmender Geist zu werden. –

Verzeihe der Leser meine Apostrophe; die letzten Situationen seines Lebens rissen mich hin, und ich wollte eigentlich

nichts über seinen Charakter sagen. Den wird und kann sein näherer Freund besser schildern.
Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesschwachheit. Ich hoffe, dass wir noch eine schöne Ernte seiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; ein kleiner Ersatz für sein zu frühes Ableben, für seinen auf lange Zeit unersetzten Verlust für Deutschland!

«Vitis ut arboribus decori est, ut vitibus uvae,
Tu decus omne tuis: postquam te fata tulere,
Ipsa Pales agros atque ipse reliquit Apollo.–
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumulum facite et tumulo superaddite carmen:
Candidus ignotum miratur lumen Olympi
Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis.»

HERBART AUF KANT

DAS GEDÄCHTNIS GROSSER VERSTORbenen feierlich zurückzurufen, den Gefühlen unauslöschlicher Verehrung einmal wieder Sprache zu gönnen, ist nicht bloss natürlich, nicht bloss herzerhebend: vielmehr es ist schuldiger Dank für fortwirkende Verdienste; wohltätige Ermunterung für jüngere Zeitgenossen; und Tröstung für solche, die, nach vollbrachter Arbeit, tiefer ins Alter vorrückend, sich nun fragen, ob wohl nicht menschliche Vergesslichkeit das Werk ihres Lebens samt ihrem Namen zu vertilgen drohe? Ehrenwert zu nennen ist die Stadt, welche von ihren Mitbürgern dergleichen Sorgen entfernt; preiswürdig sind die Männer, die den edeln Gebrauch einer ernsten und gedankenvollen Totenfeier nicht sinken lassen, vielmehr ihm Dauer verleihn, und ihm öffentliche Ausübung gestatten. Solcher Mitbürger erfreute sich Kant; es ist sein Andenken, das wir, nicht erneuern, sondern unversehrt, wie es ist, erhalten wollen.

Mit Kants Namen – wieviel wird damit ausgesprochen! Dieser Name, wie weit ist er umhergetragen worden! Dieser Geist, – in welche unergründliche Tiefe müssten wir folgen, um ihn zu durchdringen! Was alles musste von ihm im Stillen erwogen sein, bevor er, gegen die spätere Zeit seines irdischen Lebens, sich ausredete, und mit dem, was er redete, alle Wissenschaften umfasste, alles Forschen neu begeisterte! Und, bei verlängerter Frist, – wenn je einen Menschen das Alter und der Tod verschonte, – welche Bahnen würde wohl Er noch vor unsern Augen haben durchlaufen können!

Vor unsern Augen sagte ich, – aber vielleicht mit Unrecht. Denn für manches selbst von dem, was sichtbar auf der

Erde geschieht, haben wir keine Augen; gar manches von dem, was vernehmlich und verständlich ausgesagt ist, bleibt gleichwohl unvernommen von unserm innern Ohr, und unverstanden! – Wieviel leichter wäre es, den Ruhm eines Helden, als den eines Denkers, zu verkündigen! Jener erklärt sein Wort durch seine Taten, er fesselt die Hörer seines Namens durch Furcht und Hoffnung, durch Gewinn und Elend. Der Denker aber kann nur lehren; und er lehrt umsonst, wenn nicht unser eignes Denken ihm entgegenkommt; er erklärt, erläutert, verständigt sich umsonst, er und sein Ruhm bleiben uns ein Geheimnis, wenn nicht in unserm Innern das Geheime sich enthüllte. – Unsre jetzige Feier hat auch nicht die Allgemeinheit einer religiösen Feier; nur die wissenschaftlich Gebildeten können ihr eine wahre Teilnahme schenken. – Die Religion ist älter als alle irdische Weisheit; das Bedürfnis der Religion wird mit jedem geboren; und der unsichtbare Herrscher empfängt alle Herzen, die sich ihm widmen, mit gleicher Güte. Jetzt aber erinnern sich Menschen eines menschlichen Lehrers, – und ausgeschlossen aus dem engen Kreise der Wissenschaft sind alle die, welche vom Glück oder Unglück zu hoch gestellt wurden oder zu tief, um dem Lernen und dem Denken mit ernstem Bemühn obliegen zu mögen oder zu können.

Als eingeschlossen jedoch in diesen Kreis der Wissenschaft, und als fähige Teilnehmer unserer Feier zu betrachten sind alle, denen eine Empfindung beiwohnt von der geistigen Angelegenheit: mit unsern Vorstellungsarten ins Reine zu kommen, aus dem Veränderlichen der Meinung aufzusteigen zur Festigkeit der Überzeugung, die individuelle Stimmung zu veredeln durch tadelfreie Gesinnungen;

und in solchen Grundsätzen, die auf der ersten Basis alles Wissens beruhen, einen Prüfstein zu besitzen für alles Wechselnde unsrer innern Zustände. Alle, sage ich, in denen das Bewusstsein dieser Angelegenheit wach und lebendig ist, sie alle müssen den Geburtstag Kants als einen Festtag anerkennen; denn für diese Angelegenheit hat Kant gearbeitet, diese hat er gefördert, für diese hat er schlummernde Kräfte geweckt, und aufgeregten Kräften zur bessern Bahn verholfen.

In der Periode, welche dem Erscheinen der kritischen Werke Kants voranging, war eine gar zu bequeme Art des Philosophierens herrschend geworden. Männer von gutem Willen, und von sehr ausgebreiteter Gelehrsamkeit, die aber die Gefahr scheuten, sich im Denken unnütz anzustrengen, und die noch weniger ihre Schüler in Spekulationen, in welchen man sich verirren kann, verwickeln wollten; Männer also, bei denen eine lobenswerte Vorsicht mit Schwäche gemischt war: diese sahen es gern, wenn die eigentlichen Probleme der Philosophie in Vergessenheit gerieten; lehrend und schreibend setzten sie solche Grundsätze in Umlauf, die leicht gefasst und leicht genutzt werden können; leicht gefasst, weil sie die Resultate der Erfahrung und Beobachtung, von denen sie nur der verkürzte Ausdruck sind, unverändert wiedergeben; leicht genutzt, weil sie auf die Fähigkeiten der Menschen und auf die fühlbarsten Bedürfnisse des Lebens unmittelbar berechnet sind. Dafür das Publikum zu gewinnen, war ebenfalls leicht. Die Menge lernt nichts lieber, als was sie schon weiss; und wer den sogenannten gesunden Menschenverstand zur Basis seiner Philosophie macht, darf hoffen, dass seine Zuhörer und Leser ihn ebenso genau verstehn werden, als er sich

selbst versteht; freilich nur darum, weil er das Unbestimmte, ja Widersprechende seiner Vorstellungsarten entweder ebensowenig fühlt wie sie, oder es voreilig für unheilbar erklärt. Feinheit der Beobachtung, logische Subtilität in der Zergliederung und Anordnung der Begriffe, bequeme und anziehende Darstellung bescheidener Meinungen viel mehr, als entschiedener Lehrsätze: das war es, worin man, mit Umgehung oder leiser Berührung der metaphysischen Schwierigkeiten, fortzuschreiten schien, und fortzuschreiten sich begnügte. Das allgemeine Interesse begleitete diesen Fortschritt; die Menge geht gern mit, wenn sie ohne Beschwerde folgen kann; jeder freut sich, etwas Neues mit andern, nur nicht allein, zu behaupten. Nach dem, was auf dem Wege dieses Fortschritts nicht lag, auch nur zu fragen, war schon Paradoxie; an der Möglichkeit der Bewegung, an der Existenz der Körperwelt zu zweifeln, schien Erneuerung einer alten Torheit; Humes Einwürfe gegen die Realität des Kausalbegriffs erregten bis auf Kant mehr Staunen als Denken; Lambert und Plouquet wurden wenig gelesen; und selbst des vielgepriesenen Leibniz Lehre von den Monaden und von der prästabilierten Harmonie hätte man gern entbehrt.

Erhaben über so manchem, was gewöhnliche Menschen drängt und quält, haben höhere Naturen ihre eigne Unruhe, ihre eigne Reizbarkeit. Kant ward durch Hume beunruhigt; die Aufregung, die Er empfangen, auf die Er zurückgewirkt hatte, erschütterte die gelehrte Welt, und alle Wissenschaften. Zum Widerstande waren diejenigen zu schwach, die so lange Zeit hindurch das Schwere vermieden hatten; zu Hilfe kamen Männer wie Schultz, den gleichfalls diese Stadt den ihrigen nennt, und dem die

Mathematik ihren Stempel der Gründlichkeit, der strengen Folgerichtigkeit aufgeprägt hatte. Der Eifer ward allgemein; in der Hitze des Streits aber ward nichts anderes so bald, und so ganz offenbar, als dieses: wie schlecht für das Einverständnis in Meinungen und Wissenschaften dann gesorgt ist, wann die Oberflächlichkeit die Streitpunkte zudeckt; und wie schnell sich die härtesten Gegensätze der Meinungen da entwickeln und ausbilden, wo jeder Nachfolgende Gelegenheit findet, seinem Vorgänger Lücken in den tiefsten Stellen des gelegten Fundaments nachzuweisen. Einigkeit über die philosophischen Hauptbegriffe aller Wissenschaften wäre gewiss das wünschenswerteste Gut, nicht nur für Lehrer und Lernende, sondern für alles, was irgend vom Wissen und Meinen abhängt; aber diese Einigkeit ist nicht Sache der Übereinkunft, nicht Erfolg des Überdrusses am Streit, oder der Blödigkeit im Widersprechen, nicht das Werk höflicher Sitten und verfeinerten Geschmacks: – diese Einigkeit kann nur aus vollendeter Forschung hervorgehn, worin alle Verschiedenheit individueller Ansichten sich ungezwungen und unwillkürlich auflöse.

Wissenschaftlichkeit war es, wohin Kant arbeitete. Er verlangte Pünktlichkeit der Untersuchung, wenn sie auch Peinlichkeit gescholten würde. Was ist Wissenschaftlichkeit? Werfen Sie einen Blick in Kants Hauptwerke; was werden Sie finden auf allen Blättern? Immer die Frage: Woher weiss ich das? Immer das Suchen nach den Quellen der Erkenntnis.

Unbestimmt, schwankend, zweifelnd, mit sich selbst im Streit, befangen in einem Gewebe von Hypothesen, aus denen wohl etwas folgen könnte, wenn nur sie selbst erst

gewiss wären, die bestätigt scheinen durch dieses Beispiel, und widerlegt durch jenes, deren einige das Gefühl für sich und die Überlegung wider sich haben, andre im Räsonnement klar sind, aber in der Praxis sich verdunkeln, – so geteilt in sich, und unaufhörlich bewegt von aussen durch Gespräche, Schriften, Erfahrungen, findet sich der, welcher anfängt zu denken. Und er läuft Gefahr, in dieser Entzweiung zu bleiben; er läuft die noch grössere Gefahr, nachgiebig gegen unlautere Triebfedern das erste beste bei sich festzusetzen, was ihm die Umstände des äussern Lebens empfehlen: wenn er nicht frühzeitig, in den Jahren der Musse, vor dem Eintritt in die Geschäfte, vor dem Versinken in gesellschaftliche Zerstreuungen, auf den Gedanken geführt wird, sich nach den Quellen der Erkenntnis umzusehn; nach den Prinzipien, die nicht Hypothesen, sondern ursprünglich gewiss und verständlich seien.

Wieviel ist dessen, und was ist es, das ich ursprünglich weiss? Und, wie kann aus dem Ursprünglich-Gewissen ein anderes, weiter ausgedehntes Wissen, abgeleitet werden? Dies sind die Fragen, ohne deren sorgfältigste Erwägung niemand zur Philosophie den Eingang findet; und von denen er im Fortschreiten nicht einen Augenblick die Aufmerksamkeit abwenden kann, ohne sich sogleich in die Gefahr der grössten Irrtümer zu stürzen. Diese Fragen aber führen unvermeidlich auf ein Geschäft von solcher Art, wie das, worin wir unsern grossen Verewigten in seinen Hauptwerken begriffen sehen; auf ein kritisches Geschäft. Zuvörderst auf die Kritik unsrer eignen Vorstellungsarten. Denjenigen aber, der, als öffentlicher Lehrer durch Rede und Schrift, im Namen eines grössern Publikums denkt und forscht, führen dieselben Fragen auf die Kritik

des herrschenden Meinungssystems. So musste Kant die Systeme beleuchten, die er vorfand; alles das, was in diesen Systemen für gewiss galt, da es doch, weder ursprünglich gewiss ist, noch durch eine sichere Ableitung aus den ersten Prinzipien war gewonnen worden, alles dies, – und es war dessen nicht wenig, – musste sein kritisches Messer hinwegnehmen; nicht nur ohne Schonung der Auktoritäten, sondern auch ohne Rücksicht auf die Besorgnis, wie brauchbar oder wie unbrauchbar nun fürs erste die übrigbleibenden Bruchstücke der bis dahin gangbaren Systeme werden möchten. Denn durch solche Besorgnisse verschüchtert, kann keine gründliche Untersuchung gedeihen. Den politischen Reformator mag man verantwortlich machen wegen der Folgen der Aufregungen, die er beginnt; philosophische Reformen gehn das Volk nicht an, sie gelten den Denkern, sie sollen sich vollenden im Gebiete des Wissens, und ihr Ziel ist die Wahrheit. Kant war kein politischer Reformator, und er begehrte nicht, es zu sein; obgleich es Toren gegeben hat, die sich das einbildeten, und hie und da einige Ganz-Unkundige, die es ihnen glaubten. Ich würde eine neue Torheit begehn, wollte ich hier in Königsberg, vor Ihnen, verehrteste Anwesende, darüber nur ein Wort weiter verlieren. Die Ruhe und Festigkeit, womit Kant sich innerhalb des Denkgebietes hielt, die Kühnheit und Entschlossenheit, womit er auf diesem Gebiete rastlos vordrang, so weit es möglich schien, dies zusammen macht einen der grossen Charakterzüge in Kants wissenschaftlicher Persönlichkeit.

Seiner Kühnheit aber genügte es nicht, nur die Systeme zu kritisieren; Kant kritisierte die Vernunft. Bei diesem kolossalen Unternehmen staunten die Zeitgenossen; es

gebührt sich, dass auch wir mit aufmerksamen Blicken dabei verweilen.

Nur für seine Zeit, nur für sein Jahrhundert zu arbeiten hätte der geschienen, welcher bloss den herrschenden Meinungen der Zeit entgegengetreten wäre. Aufzudecken, dass dieser und jener sich irre, ist eine Wohltat für den Irrenden und seine Schüler; die aber mit dem Irrtum zugleich vergessen wird; die weder den Dank des Irrenden zu gewinnen, noch durch sich selbst die Mühe und Musse, die sie kostet, zu lohnen pflegt. Aber um alle wird sich verdient machen, – um alle Zeiten und Geschlechter, – wer den Irrtum aufdeckt, der alle unvermeidlich anficht, den Schein zerstreut, der jeden blendete, und der selbst da er nicht mehr täuschen kann, noch fortfährt aller Augen zu umgaukeln. Nicht zufrieden, die Widersprüche bisheriger Metaphysiker nachzuweisen, fasste Kant die Metaphysik selbst; er teilte sie gleichsam in zwei Personen, deren jede gleich gründlich bewies, was die andre leugnete. Und diese sich selbst aufhebende Metaphysik, lehrte er, sei das Produkt der Vernunft selbst; die erst, indem sie über dieser wunderlichen Produktion sich ertappe, zur vollen Besinnung gelange, sich in ihre wahren Grenzen einschliesse, und sich auf dem Standpunkte feststelle, von wo aus ihr die gleiche Ungründlichkeit der sämtlichen, von beiden Seiten einander entgegengestellten, Behauptungen vollständig einleuchte.

Gesetzt, diese berühmte Kantische Lehre von den Antinomien der reinen Vernunft, wäre ohne allen wissenschaftlichen Grund: so würde sie als ein ingeniöses Spiel immer noch die Leichtigkeit und Freiheit des Geistes an ihrem ebenso witzigen als tiefsinnigen Urheber bezeichnen,

dessen glückliche Laune sogar von der Metaphysik nicht gedrückt, vielmehr gereizt und geschärft ward. War aber die Lehre von den Antinomien noch etwas mehr als ein witziger Einfall? Gewiss, wer sie nur dafür gelten liesse, der hätte ein hartes Urteil gefället über den grossen Mann, der, so gut er sonst zu scherzen wusste, mit der Philosophie wahrlich nicht scherzen wollte, vielmehr die angestrengteste Arbeit und den gewissenhaftesten Fleiss daran gewendet hatte. Gleichwohl geziemt es uns keinesweges, dem Ruhme Kants gleichsam ein Geschenk zu machen mit der, ihn begünstigenden, Annahme: es sei wahr, dass die Vernunft sich selbst in metaphysische Irrtümer unvermeidlich verstricke, und eben damit sich der Kritik in die Hände liefere. Es gehört keinesweges zu der heutigen Feier, die Augen verschliessen zu wollen vor dem, was dem Gefeierten vielleicht misslang. Dem redlichen Wahrheitsforscher können wir keine Ehre erweisen auf Kosten der Wahrheit; des weltberühmten Mannes Glanz erlaubt uns kein scheues Zurücktreten, kein verzagtes Umgehen, Verschweigen, Verhüllen, als ob Gefahr für ihn zu fürchten wäre; endlich von mir wähne niemand, als hätte ich mich für heute, um des Geburtstages willen, zum unbedingten Lobredner dessen hergegeben, worüber ich längst öffentlich mit aller Freimütigkeit gesprochen habe.

Was denn also sollen wir davon denken, dass Kant es unternahm, die Vernunft und ihr Vermögen gleichsam auszumessen? Lag die Vernunft vor ihm und hielt still, um sich die Operationen einer Art von übersinnlicher Geometrie gefallen zu lassen? ist die Vernunft anderswo anzutreffen, als im Selbstbewusstsein? Und gibt jemals das Selbstbewusstsein die Vernunft und ihr ganzes Vermögen in einer

vollständigen Offenbarung zu erkennen? Kann man, nicht etwa vermuten, sondern mit wissenschaftlicher Strenge behaupten, die Vernunft sei schon ganz in die Erscheinung eingetreten; und den künftigen Geschlechtern der Menschen sei nichts Neues mehr vorbehalten, worin sie, als vernünftig, sich selbst erkennen werden? Es sei ihnen insbesondere kein andrer Gang der Entwickelung möglich, als jener durch die Blendwerke der antinomischen Metaphysik? Ist denn die Metaphysik der frühern Zeiten etwas so Vollständiges und Geschlossenes, ist jeder Teil derselben in seiner Art so ausgearbeitet, dass man in ihr wenigstens den Irrtum in seiner Vollendung erblicken könnte? Oder hat Kant die verunglückten metaphysischen Versuche seiner Vorgänger, mit der Metaphysik selbst, – die bisherigen mangelhaften Vorübungen des vernünftigen Denkens, mit der Vernunft selbst, verwechselt? War vielleicht der Gegner, den Kant für einen Mann hielt, nur noch ein Kind in seiner Art, das aber nach Jahrhunderten oder nach Jahrtausenden, zum Manne heranwachsen wird, gestärkt vielleicht, aber nicht unterdrückt, durch diese Kritik, die seinem jugendlichen Alter zu gymnastischen Übungen Gelegenheit gab, und sich auch dadurch ein Verdienst, wenn schon nicht ein solches, wie sie meinte, um ihn erwarb?

Um uns der Beantwortung dieser Fragen zu nähern, lassen Sie uns achten auf das Zeugnis der Zeiten. Seit der ersten frischen Blüte der Kantischen Philosophie ist eine beträchtliche Reihe von Jahren verstrichen, es ist im Laufe derselben von einigen nicht ohne Ernst und Genie gearbeitet worden. Die Kantische Lehre von dem notwendigen Widerstreite der Vernunft mit sich selbst, woraus eben die Notwendigkeit einer Vernunftkritik folgt, ist in diesen

neuern Arbeiten bis zur Unkenntlichkeit verändert worden; es muss ihr also wenigstens an derjenigen wissenschaftlichen Präzision gefehlt haben, durch welche sich geometrische Lehrsätze in allen Zeitaltern aufrecht halten. Dass aber Kant eine solche Präzision wenigstens suchte, gehört ebenso wesentlich zu seinem Ruhme, als es offenbar aus seinen Schriften hervorgeht. – Nichtsdestoweniger nun finden wir, nicht nur, dass zu allen Zeiten von den Metaphysikern entgegengesetzte Lehren mit gleicher Überzeugung sind vorgetragen worden, sondern auch, dass mehrere der grössten Denker sich mit besonderer Anstrengung den widersprechenden Gedanken, die sie vorfanden, entgegengestemmt haben; und zwar so, dass sie dieselben nicht wie das willkürliche Machwerk irgend eines Menschen, sondern als etwas sich von Natur Aufdringendes behandelten. Die Eleaten, und nach ihnen Platon, stemmten sich auf diese Weise gegen die gesamte sinnliche Erfahrung, als gegen eine sich selbst aufhebende, und eben dadurch ihre Nichtigkeit verratende, Täuschung; ja die Eleaten mit noch mehr Konsequenz als Platon, wiewohl auch dieser von den deutlichsten Stellen voll ist, wo er der Sinnenwelt vorwirft, dass sie Einerlei als Vieles und Verschiedenes darstelle, dass jedes sinnliche Ding, eben indem man es als ein Solches und kein Anderes auffassen wolle, davonlaufe und sich in tausend Verwandlungen umhertreibe. Unter unsern Zeitgenossen ist Fichte, bei seinen Untersuchungen über das Ich, auf widersprechende Begriffe gestossen; er hat dadurch unsre Kenntnis der philosophischen Probleme wesentlich erweitert. Die Eleaten nun und Platon suchten den Widersprüchen auszuweichen; Kant suchte sich über sie zu erheben; Fichte, sich

mitten hindurch zu arbeiten; beide letztere in der Absicht, einen Punkt zu erreichen, von wo aus die unvermeidliche Täuschung könne erklärt werden: welches allerdings auch Platon mit mehr Ernst hätte versuchen sollen, als in seinem Timäus geschehen ist, woran die Mühe so vieler Ausleger gescheitert ist und noch scheitert. Wie verschieden aber auch, nicht nur die Behandlung, sondern selbst die Auffassung der ersten widersprechenden Punkte bei den genannten Denkern angetroffen wird: so deutet doch diese Verschiedenheit nur darauf hin, dass keiner von ihnen eine vollständige Kenntnis der Probleme besass, jeder aber auf eigne Weise der wahren Natur der Metaphysik auf die Spur gekommen war. Denn in der Tat beruht die Metaphysik auf widersprechenden Begriffen, die niemand vermeiden kann, weil sie sich in den allerersten Anfängen der Erfahrung unwillkürlich erzeugen; die von den wenigsten Menschen, selbst unter den wissenschaftlich gebildeten, für widersprechend erkannt werden, weil jedermann gewöhnt ist, sie unaufhörlich im Denken anzuwenden; die aber, sobald man sie mit gewöhnlichem logischem Scharfsinn bestimmen will, neue Widersprüche ohne Ende erzeugen, und eben dadurch zu allen Streitigkeiten der bisherigen Metaphysiker Anlass gaben; – die also eben deswegen eines höhern, als des gemeinen logischen Denkens, zu ihrer Auflösung bedürfen, – und vor allem desjenigen kritischen Geistes, welchen unter uns aufgeregt zu haben, das eigentümliche Verdienst des grossen Denkers ist, dessen Manen wir heute verehren.

Wie wir begonnen haben, so lassen Sie uns fortfahren zu überlegen, was Er, der ein so weitgreifendes wissenschaftliches Streben entzündete, der uns so vieles wünschen lehrte,

zu wünschen übriggelassen hat. Es kann nicht zweifelhaft bleiben, was hier zunächst zu nennen sei, nachdem wir bemerkt haben, dass sich Kant dem kritischen Geschäfte viel mehr, als dem systematischen, unterzog. Muss andern Philosophen die Bescheidenheit empfohlen werden: so hätte Er, minder bescheiden, mit vollem Rechte ein eigentlich systematisches Werk schon beim Anfange seiner Studien sich vorsetzen können. Denken wir ihn, anstatt als Vater der neuern Systeme, vielmehr als Schüler irgend eines kühnen Vorgängers von umfassendem Geiste, gewiss auch Er würde sogleich allen seinen Gedanken eine solche Richtung, allen seinen Plänen eine solche Stellung gegeben haben, dass sie nicht den Irrtum, sondern die Wahrheit ins Gesicht gefasst, und nicht aus Einzelnheiten das Ganze zusammenzusetzen, sondern für das Ganze jedes Einzelne zu bilden unternommen hätten. Alsdann möchte selbst sein kritischer Geist sich zu einer grössern Umfassung entwickelt haben. Nicht an die vorgefundne Logik, nicht an die vorhandne Psychologie, nicht an den üblichen Unterschied zwischen Moral und Naturrecht, würde er so sorglos sich angelehnt haben. Zwar von der Logik hätte er vielleicht dennoch gesagt, sie habe seit Aristoteles keinen bedeutenden Schritt vorwärts tun können; die Verbesserungen, deren sie fähig ist, – wofern man nicht ihren Begriff erweitern will, – mögen immerhin wenig wesentlich genannt werden; sie dienen mehr, um Keime von Irrtümern in andern Wissenschaften auszurotten, als um der Logik selbst einen höhern Wert zu geben. Aber in Hinsicht der hergebrachten Psychologie, – jener Lehre von Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft, Begehrungs- und Gefühlvermögen, nach deren Abteilung

die Kritik der Vernunft fortschreitet, – hier bekenne ich freimütig mein Bedauern, dass ein so grosser Geist solche Fesseln hat tragen müssen! Hätte er doch, anstatt bei dem matten Schein der gemeinen Psychologie nach den Erkenntnisquellen zu suchen, vielmehr auf diese Psychologie selbst die Frage hingewendet: Woher weiss ich das? Woher weiss ich, dass ich eine Sinnlichkeit besitze? Woher, dass sich eine Einbildungskraft in mir regt? Woher weiss ich von meinem Verstande? Von meiner Vernunft? als von ebensovielen, unter sich verschiedenen, und wie von mehrern Seiten her nach eigentümlichen Gesetzen zusammenwirkenden Potenzen? Freilich des Sehens und Hörens bin ich mir bewusst; auch der mancherlei Phantasien, Begriffe, Ideen, Entschliessungen. Ja, ich bin mir einer unbestimmbaren Menge höchst verschieden modifizierter, ineinander übergehender Zustände bewusst, welche durch die gewöhnlichen Benennungen: Einbildung, Gedanke, Entschluss, und dergleichen, nur höchst mangelhaft angedeutet und unterschieden werden können, und die kaum zu einer vorläufigen Abteilung gewisser Hauptklassen psychologischer Phänomene zureichen. Wie nun aber, wenn ich zu meinen Einbildungen eine Einbildungskraft, zu meinen Erinnerungen ein Gedächtnis, zu meinen Begriffen einen Verstand, zu den Musterbegriffen und den Vorstellungen des Unbedingten eine Vernunft, voraussetze, hinzudenke, hinzudichte: – beginne ich da etwas anderes, als wenn rohe Völkerschaften zu dem Donner und Blitz den Gott des Donners, zu den Winden den Gott der Winde, zu dem wogenden Meere den Neptun hinzudichteten? Wie nun, wenn geradeso, wie diese mythologischen Personen zu einer gesunden Physik, also auch die sämtlichen

sogenannten Seelenkräfte, samt ihren vermeinten Formen a priori, zu einer gründlichen Einsicht in die Gesetze des Geistes, sich verhielten? In der Tat, woher nur die geringste Wahrscheinlichkeit, dass es anders sein sollte? Doch wohl nicht aus besonders genauen Erklärungen, welche die bisherige Psychologie auch nur für einen einzigen der bekanntesten, wirklich vorkommenden Gemütszustände, in seiner vollständigen Bestimmtheit, hätte vorbringen können? Wo ist eine Spur, dass diese Seelenlehre aus ihren, lediglich empirischen, und noch dazu in der rohesten Unbestimmtheit schwebenden, Gesetzen der verschiedenen Seelenvermögen nur die geringste präzise Folgerung zu ziehen wüsste? – Hier ist die faule Stelle, der wahre Sitz der Lieblingsvorurteile des sogenannten gemeinen und gesunden Menschenverstandes, wohin das dringendste Bedürfnis der Philosophie einen Kritiker wie Kant, würde gerufen haben. Dass dem also sei, und dass man dieses fühle, beweisen die neuern philosophischen Systeme seit Kant. Von den Spuren des Meisters haben die Schüler kaum eine andere so sehr verwischt, als die psychologische Spur – nicht sowohl des Meisters selbst, sondern im Grunde nur seiner Nachsicht gegen das Alte, Vorgefundne, gegen das was Er stehen liess, Er, der auch so schon der Alleszermalmende genannt wurde.

Es ist das Los der grossen Reformatoren, dass sie, aufgehalten im Kampf mit einem allzuzahlreichen Heere von wegzuräumenden Verkehrtheiten, nicht leicht dazu kommen, etwas durchaus Ganzes, und als solches Bleibendes, zu stiften. – Während der Dichter, unbekümmert um die Vorzeit, nur seinem Werke obliegt, und seine Schöpfung vollendet, hat der Philosoph, will er anders seine Musse an

die Verbesserung der gangbaren Meinungen wenden, – nach allen Seiten hin zu streiten, und er gerät dabei leicht so tief in die Negationen hinein, dass sein Positives nur den geringsten Teil seiner Arbeit ausmacht. Wenn, gleichwohl, alle die Negationen, auch nur einer oder wenigen neuen Ideen zum kräftigen Ausdruck dienten, wer würde den Ruhm, so durchgreifende Ideen erzeugt zu haben, geringfügig achten? Die Folgezeit mag kommen, an der Idee das Geleistete zu messen; sie mag, wo es nicht ausreicht, es erweitern und ergänzen. Konnte Kants Lehre von den Begriffen und Grundsätzen des reinen Verstandes nicht genügen, so war es Männern wie Reinhold und Fichte vorbehalten, den Faden aufnehmend, ihre Theorien des Bewusstseins darzubieten; zum Sporn für noch spätere Denker, die eine Psychologie auf mathematisch-metaphysischem Wege zu erschaffen haben werden. Sind Kants Lehren von Raum und Zeit auch nur die ersten Winke, denen, einerseits, wissenschaftliche Lehrsätze über diese so hochwichtigen Formen, nicht etwan bloss des gemeinen Anschauens, sondern selbst des höchsten metaphysischen Denkens, andrerseits aber eine genetische Erklärung der sinnlichen Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen, nachgeliefert werden müssen: so ist dennoch diese ebenso weitläuftige als schwierige Arbeit durch Kant begonnen, wenigstens für unsre Zeit, die ohne ihn vielleicht nur in immer tieferes Vergessen der frühern Andeutungen der Alten versunken wäre. Von Kants Versuchen zur Erörterung der ästhetischen Hauptbegriffe mag es zweifelhaft scheinen, ob dadurch ein richtiger Weg für künftige Nachforschungen angedeutet sei; ich halte mich dabei nicht auf; da mir noch die unschätzbaren Verdienste unseres Verewigten um

die Begründung der sittlichen und rechtlichen Begriffe, zu betrachten übrig sind. Zwar nicht in das Detail seiner Rechts- und Sittenlehre wollen wir ihm hiebei folgen. Er scheint, nach seinen Schriften zu urteilen, die speziellen moralischen Untersuchungen minder geliebt zu haben, als die rechtlichen; und wiederum war ihm das Rechtliche, wissenschaftlich genommen, lange nicht so geläufig als die Fragen nach den Quellen der Erkenntnis. Aber die ganze Stärke seines erhabenen Geistes sehn wir beschäftigt in der Sorge: für alle Sittengesetze den ersten Punkt der Verbindlichkeit, den wahren Grund der gefühlten Nötigung, die das Wort Pflicht ausdrückt, an den Tag zu bringen. Hier ist es vorzüglich, wo ihn jeder bewundert, – wo ich ihn als meinen Wohltäter ehre. Welch gesunder, welch ein reiner Geist, ja man möchte sagen, welcher höhere Antrieb hat es ihm eingegeben, sich jener Glückseligkeitslehre entgegenzustemmen, die, während sie sich im äusserlichen Leben gar freundlich und gesittet anstellte, in den Tiefen des Herzens die Gesinnungen verdarb; indem sie durch ihre Spitzfindigkeiten das wärmste Wohlwollen und die reinste Rechtlichkeit so überredend in den Verdacht des Eigennutzes brachte, dass die besten Menschen ihr eignes Gemüt zu verkennen Gefahr liefen. Von diesem Unheil hat Kant die neuere Zeit erlöst; und es ist ihre Schmach, wenn sie je dahin zurückkehrt. Welcher Scharfsinn, welche Beharrlichkeit des Forschens muss ihn auf den hoch hervorragenden, in seiner völligen Bestimmtheit ewig wahren Gedanken geführt haben, zwischen den sämtlichen materialen Prinzipien des Wollens einerseits, und den formalen andrerseits, gleichsam eine eherne Mauer aufzuführen, und den letztern ganz ausschliessend die Begründung des Sittlichen

anheimzugeben. Und wahrhaft erhaben ist bei diesem Forscher, dass Er, der mächtige Kritiker, gewohnt überall vorzudringen mit der Frage: woher diese Gewissheit? – jede Frage schweigen hiess, wenn es auf die Anerkennung des ursprünglichen Gebots, als einer Tatsache, ankam, die schlechthin für sich selbst feststeht; und als solche von der Reflexion vorgefunden wird. Mögen andre der gebietenden Form wegen mit ihm rechten; das ehre ich, dass er die praktische Vernunft, rein unwissend in aller Theorie, ihr Machtwort ganz unbegleitet aussprechen lässt; dass er sie, noch völlig unbekümmert um das Sein, die Rede anheben lässt von dem Sollen.

Gedenke ich dieser, und der verwandten Gegenstände: dann vorzüglich lebhaft wandelt es mich an, während ich diese Gebäude, diese Plätze betrachte wo Er daheim war, diese Stelle wo Er lehrte, – dass ich ihn lebendig vor mir sehen, dass ich ihn sprechen möchte, den hochehrwürdigen Greis! Sie, verehrteste Anwesende, haben ihn grossenteils gesprochen, sind ihm ganz nahe gewesen. Sie mögen es besser wissen als ich, ob seine Manen mir zürnen können wegen manches freimütigen Worts, das ich hier, an seinem Geburtstage, bei der ihm gewidmeten Feier, auszusprechen nicht angestanden habe. Ich hoffe, nein! Wer denn wusste besser als Er, was Überzeugung ist? Und wer hätte sicherer als Er, ein hohles Lob, aus unwahrem Munde, verschmäht und verachtet? – Aber freilich, nur aus seinen Schriften konnte ich schöpfen; Sie hingegen besitzen die Erinnerung an seine Person, an den Klang seiner Stimme, an den Reichtum seines Gesprächs, die Ergiebigkeit seiner Laune, an seine Milde, seine beständige Heiterkeit. Erhalten Sie diese Erinnerungen! Mögen die Erzählungen von ihm sich auf

Kinder und Enkel vererben! Und möchte es mir gelingen, seinen Schriften edle Jünglinge zuzuführen, die fähig seien, ihm in die Sphäre seiner Betrachtungen, in seine innere Heimat, zu folgen! Ein Monument ist ihm soeben von Freundeshand gesetzt, wir werden es sehen; nur lebhafter wird es uns mahnen an die Monumente, die er selbst sich setzte. Möge niemand, und niemals, das eine betrachten, ohne zu den andern sich hingewiesen zu fühlen! Freilich nicht so schnell mit Einem Blicke, wie jenes umfasst wird, lassen die andern ihren Umriss, ihre bedeutenden Züge erkennen. Kant hat der Nachwelt eine Aufforderung hinterlassen, den höchsten Ernst der Studien nicht zu scheuen, und der Wahrheit mit einem Eifer zu huldigen, den nur die heiligste Liebe entzünden kann. Aber kein undurchdringliches Dunkel deckt seine Werke. Das ist ein Vorurteil, wenn die bessern Köpfe, wenn selbst geübte Freunde der Wissenschaften sich fürchten, seine Spur zu betreten. Überall bleibt diese Spur beleuchtet von einem Strahl desselben Tageslichts, bei dem wir alle sehn; die Erfahrung ist's, die, wenn schon manchmal nur durch Gegensatz, ihm den Stoff des Denkens bestimmt; ja diese irdische Welt, die zu beschauen so mancher kostbare Reisen macht, sie war dem Niegereisten weit und breit bekannt. Sorge denn niemand, der tiefe Forscher werde in keinem Punkte sich berühren lassen von dem gemeinen Denken der Menschen. Vielmehr, sein klares Auge sah die Gesamtheit der menschlichen Angelegenheiten, und sein Interesse war und blieb bei seinen Brüdern, wohin immer der Zusammenhang weitgreifender Untersuchungen ihn führen mochte. Hievon begegnen uns in allen Teilen seiner Werke die freundlichsten Zeichen. Nur nicht verloren in den

Räumen der Erfahrungswelt, war der Sinn des weisen Mannes; es fanden zwei verschiedne Welten gleichviel Platz in seinem Geiste, sein Beispiel offenbart, gleich dem des Aristoteles, was alles Eines Menschen Kraft umfassen, lernen, denken, und ergründen kann!

GOETHE AUF WIELAND

Durchlauchtigster Protektor, Sehr ehrwürdiger Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

OB ES GLEICH DEM EINZELNEN UNTER keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müsste sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, dass derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäss auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.–Was ich jedoch den äussern Sinnen nicht darstellen kann, sei den innern dargebracht! Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, dass er den Wert eines, in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, dass ihm das ungemeine Glück zuteil ward, die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, dass, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmükken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemässigte geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, dass dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen tätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn tun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Überlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten,

noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muss ich bemerken, dass hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werten, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen; sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überliess er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne dass die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Mut, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, Kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt.

In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äussere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wiederbelebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und betätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin-Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so tätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zuteil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemässes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urteil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, dass seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über

deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die grosse Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zusinne, wie es ihm jedesmal zumute sei, und so schrieb er auch urteilend und urteilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, dass sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiss vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn dass er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, dass er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Fassliche, das Natürlich-Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten

sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.
Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mässigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Wert und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.
Jene frohen reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den platonischen Geist in sich weben, er fühlte, dass er dessen

bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorzurufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluss zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, dass er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, dass er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genötigt ward.

Wer kann dem Konflikt mit der Aussenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern lässt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschliesst er sich, das Wirkliche für das Notwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigentümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine grössten Schätze bevorteilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen; sondern er entschliesst sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der

Wirklichkeit nicht immer nachweisen lässt, den Krieg an, zuvörderst also der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande exzentrisch erscheint, entgegen.
Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln; und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äussere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmassliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.
Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewusstsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mässigung anraten muss, so muss er selbst an sich halten, und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.
Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemässer ist.
Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtnis zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu

bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muss. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehen, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die echten Organe, womit ein solches Gemüt die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müssten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmasslichen Würde prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht scheuenden Wert in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehen, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Kopie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Ämter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Tätigkeit,

durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgrenzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urteil über den moralischen Wert der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefördert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Übersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiss der Deutsche in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber musste ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die grösste Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungeniessbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit

fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen liessen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Wert zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, dass er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren lässt, so muss man doch auch gestehen, dass am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Übersetzung Shakespeares. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu tun, ja schon früh war er überzeugt, dass, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Übersetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearen zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, dass ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, liess beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Übersetzung, so eine grosse Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluss gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor

allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mässigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlass, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich untereinander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm zum Beispiel Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuss durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswert verbunden, dass man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, solange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Übersetzer noch mehr als dem Dichter notwendig sind; und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen musste, als Verfasser und Übersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten könnten.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, ausserordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die ebenso verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wusste.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nötig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, dass man bewundern muss, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiss; ja es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerte Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu tun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, lässt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig; und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle

eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht dass er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreissen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermassen nur andichtete, unter den Römern wirklich seinesgleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann ist er ein verständiger Beurteiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, tätiger Bürger; und beide aus unscheinbaren Anfängen zu grossen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen; und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, dass er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, dass der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, dass wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, dass wir uns zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg

suchte, war beide zu verbinden bemüht; doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, dass nicht das Wort, sondern der Sinn belebe! Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen lässt, und zuletzt noch manche Einzelnheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstössig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung, sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, dass seine Einsicht uns mitgeteilt werde, auf dass wir auch den Genuss mit ihm teilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Wert und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, dass aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein

eignes Interesse hatte, musste solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn verteidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen als unpatriotisch nachzugeben die Entschliessung fasste.

Schon sein Agathon belehrt uns, dass er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab; indes gewann er doch Gegenständen so viel Anteil ab, dass alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich aufs neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluss auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriss und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgendein

Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anrät und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, dass unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genötigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte, und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender, teilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Teutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein grosses Zutrauen: denn dass ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, dass ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urteilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die grössten Hoffnungen. Auch versammelten sich wertvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, dass man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitfadens in unserer Literargeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung gross und

bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urteilen über eine grössere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzuteilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floss dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, dass jedermann reden und niemand hören will.

Was den Wert und die Würde des Teutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mässigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmierte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch missbilligende Noten verdriesslich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen grösserer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen; um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermassen in die

Länge ziehen will, so lässt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, dass deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen, und dass man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmütig sein. Man bedenkt nicht, dass der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch tut, zu tun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter; und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überliess, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Dass er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuss seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in

städtischer, bürgerlicher, freundlich-geselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluss des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet; äussere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen; man entzog sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesitzes gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süssen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Musse gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, fasste er den Entschluss, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirt seine geselligen Tugenden am anmutigsten entwickelte.

Indes ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Dar-

stellung auffordere, so muss ich nur kurz und teilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer teuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werten sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese teueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschliesst, die für ihn allzusehr verflochtene landwirtschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäussern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmutigen Willen erfüllt, dass die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.
Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältnis zu seiner grossen Gönnerin, der Herzogin-Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten geniessen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt teil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.
Wieland war ganz eigentlich für die grössere Gesellschaft geboren, ja die grösste würde sein eigentliches Element

gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an allem teilnehmen wollte, und über alles mit Mässigung sich zu äussern geneigt war, so musste er notwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfasslich; und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, dass er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen fasste. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen grössern Ansichten präludierte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äussern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mussten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophierend ergangen hatten, sie mussten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre

heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine grosse Masse sich von ihr hinziehen liess, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, dass, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urteil verlangte, dass man, sag ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie tat sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen musste. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urteil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Konflikt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrechterhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein müsste, die Kräfte, die Verdienste

beider Teile wohl kennen, und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermassen angehören.
Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder grösseren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.
Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmutig bewässerten Tälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge, wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verliess ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres grossen wissenschaftlichen Instituts verehrten.
Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.
Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er betätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mässig zu begegnen versteht.
Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der

ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem grössten Gleichmut, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Äusserung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, dass er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur, wie die eines Jünglings, schnell wiederherstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnis, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er teil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntnis, die Benutzung desselben gerichtet schien – des Ausserweltlichen, des Übersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Konflikt, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was ausser den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, ausser dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung betätigen lässt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich

eine ausserweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntnis geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.
Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Äusserungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mitteilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgetan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verleugnete sich nicht, dass gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerter dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den ebenso falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.
Nun als Greis von so vielen werten Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm teueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über

manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen: davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja, wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wiederhergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mässig, bei uns seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, dass nicht eine flüchtige Stunde, leichte unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohlüberdachte und geordnete Bände nötig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äussern und mitteilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von

Tatsachen, Nachrichten und Urteilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

BUCH AUF KARSTEN

AM ZWANZIGSTEN MAI ACHTZEHNhundertundzehn ward Dietrich Ludwig Gustav Karsten der Akademie durch den Tod entrissen. – Unter den Begründern einer wissenschaftlichen Mineralogie, unter denen, welche sie bearbeitet und verbreitet haben, wird ihm stets eine der ersten Stellen gebühren. Denn er war es, von dem man in Deutschland zuerst lernte, wie man Mineralien unterscheiden müsse; – er war es, der zuerst bekannt machte, was Mineralien sind; und in grosser Zahl sind die neuen Substanzen, welche durch ihn von der rohen Masse, in der sie versteckt lagen, gesondert und dadurch gleichsam entdeckt worden sind. Nie wird man die Geschichte der Mineralogie bearbeiten können, ohne seines Namens mit Auszeichnung und Dankbarkeit zu erwähnen.

Aber auch nie wird man von dem, was er für die Wissenschaft tat, zu reden vermögen, ohne der seltenen Verbindung so vieler Vorzüge des Verstandes und Herzens zu erwähnen, ohne von seiner warmen Freundschaft, von seinem allgemeinen Wohlwollen für die ganze Welt, von seinem Feuereifer für alles Gute und Schöne zu reden. Denn darin ist Karstens wissenschaftliches Leben von dem so vieler anderen grossen Gelehrten gänzlich verschieden. So vorzüglich, so trefflich auch der Charakter dieser seltenen Männer gewesen sein mag, ihrer Wissenschaft war er gewöhnlich durchaus fremd. In wenig Berührung mit der Welt, liegt die Geschichte ihres Lebens grösstenteils in ihren Schriften; ihre Wirksamkeit war häufig nur auf das beschränkt, was sie der Feder anvertrauten. Und leider! auch das nicht immer. Ohne Bedürfnis der Mitteilung, sich selbst in ihren Anschauungen genügend, sind viele der

tiefsten Anstrengungen des Geistes mit ihren Urhebern verschwunden. Ihre Spur ist von der Erde verwischt, und traurig sehen wir den grossen Namen nach, welche uns auf diese Art vielleicht oft ganz neue Ansichten der Welt mit ihrem Leben entwandten.

Wie wäre das bei Karsten möglich gewesen! Wie hätte er vermocht, eine Wahrheit zu finden oder zu erfahren, zum Besitz einer neuen Tatsache zu kommen, ohne alles um ihn her aufzuregen, den Genuss des Neugefundenen mit ihm zu teilen und die neue Wahrheit früchtebringend und folgereich überall zu verbreiten! Wie hätte er eine neue Ideenreihe mit Glück verfolgen mögen, ohne nicht sogleich Freunde und Bekannte zu rufen und mit sich fortzureissen, den neuen Weg mit ihm zu betreten! Und die Früchte seines Bestrebens haben sich dadurch schnell und wohltätig über ganz Europa verbreitet. Sie haben überall neue und reiche Ernten getragen.

Der sich selbst so oft gänzlich vergessenden Bescheidenheit seines Charakters mochte es wohl entgangen sein, dass er es war, von dem eine so grosse Wirksamkeit ausging. Aber wir, die wir ihn nicht mehr besitzen, und denen er nicht mehr ersetzt werden wird, uns ist es Pflicht, es in dankbarem Andenken zu bewahren, wie und auf welche Art so viele Kenntnisse den Menschen zur Benutzung und zum Fortschreiten dargebracht worden sind.

Einem berühmten Vater am 5. April 1768 zu Bützow geboren, ward ihm eine Erziehung zuteil, wie sie der Ruf und die Kenntnisse des Vaters erwarten liessen. Was aber nur selten den Söhnen berühmter Männer begegnet, auch die sorgfältige Ausbildung der Zuneigung und des kindlichen Vertrauens und einer feinen und regen Empfänglichkeit

für alles, was ein edles Gemüt reizen kann, war des tieffühlenden Vaters zärtliche Sorge. Karsten hat daher eine glückliche und fröhliche Jugend genossen und aus ihr den unverlöschlichen Eindruck erhalten, der es ihm durch sein ganzes Leben zur Gewohnheit, ja zur Notwendigkeit machte, die Welt mit frohem und heiteren Mute zu sehen. – Er war nicht über zehn Jahre alt, als der Vater Mecklenburg verliess und in Halle die Professur der Mathematik annahm, eine Veränderung, welche für des Sohnes weitere Ausbildung vielleicht nicht ohne Nutzen sein mochte. Denn hier konnte er den Lehrstunden des Pädagogiums folgen, und das tat er drei Jahre lang mit dem grössten Eifer und Erfolg, lernte gründlich die älteren Sprachen, machte grosse Fortschritte in der Mathematik und Physik und war endlich so weit, dass der Vater es für notwendig hielt, ernstlich an seine künftige Bestimmung zu denken. Er wünschte die Erwählung eines Standes, der den Sohn nicht zu weit von den Beschäftigungen mit Literatur und Physik entfernte. Er schlug ihm vor, zwischen Arzt und Buchdrucker zu wählen. Allein beides war dem lebendigen Jüngling zuwider, dieses wegen des Mechanischen der Beschäftigung, jenes, weil man ihn lange gebraucht hatte, Formulare zu Rezepten zu schreiben. Da ward der Vater über das künftige Schicksal des Sohnes etwas ängstlich und äusserte seine Sorge dem teilnehmenden Kanzler Hoffmann in Dieskau, in Gegenwart des Ministers von Heynitz. Dieser riet, ihn Bergmann werden zu lassen, und ohnerachtet die Beschäftigungen unter der Erde dem freien und regen Sinne des jungen Karsten noch weniger anziehend sein mussten, so hatte doch die Würde und die Weisheit des unvergesslichen Ministers zu tief auf den Vater

gewirkt, als dass er sich für erlaubt hielt, seinen Rat so leicht wieder zu verlassen. Der Sohn könne es doch zum wenigsten ein Jahr lang versuchen, meinte er, und sei dann der Bergbau immer noch seiner Neigung entgegen, so könne er doch stets noch eine andere Beschäftigung wählen.
Im Oktober 1782 reiste er daher zur Bergakademie nach Freiberg ab, durch Hindenburgs Empfehlung mit dem kurz vorher ernannten Professor der Mathematik Lempe, bei dem er auch stets im Hause blieb. Nach drei Monaten verlangte ihn der bekannte Hofrat Beyreis in Helmstädt von dort, um ihm als Mediziner in seinen Geschäften behilflich zu sein. «Allein, ich schlug das Anerbieten ohne Bedenken aus», sagt Karsten selbst, «denn die Mineralogie fesselte mich unwiderstehlich, seit ich Kalkspat von Quarz hatte unterscheiden gelernt.» – Diese drei Monate hatten die Richtung und Tätigkeit seines Geistes, sie hatten sein ganzes künftiges Schicksal entschieden.
Es war nicht zu verwundern, dass die Mineralogie ihn so mächtig anzog. Bei dem Vater hatte er sich an mathematische Bestimmtheit und an die feste Terminologie der Botanik gewöhnt; beide verliessen ihn, wenn er mit dem Vater mineralogische Gegenstände zu behandeln versuchte. Denn Werners treffliche Methode war damals in der Welt völlig unbekannt. Die Mineralogie bestand grösstenteils in Aufsuchung chemischer Verhältnisse der Mineralien; und redete man von den Substanzen selbst, so behauptete man wohl nicht selten, aller Logik zum Trotz, man könne sie wohl durch ein dunkeles Gefühl unterscheiden, allein diese Unterschiede liessen sich durchaus in Worte nicht fassen, als ob die Sprache den wirklich entwickelten Begriffen nicht stets leicht und willig gefolgt wäre. In Werners Nähe

und durch seine Belehrung fand das Karsten ganz anders. Die Bestimmtheit der botanischen Terminologie erschien ihm nun in der Wernerschen Behandlung wieder, und in dem Gange des Lehrers glaubte er die Sicherheit und die Festigkeit der mathematischen Methode zu erkennen. Nicht bloss Kalkspat und Quarz unterschieden sich nun schnell seinem Blick, sondern ebenso bestimmt der ganze Reichtum mineralischer Substanzen, und mit freudigem Erstaunen musste er bemerken, wie Werner mit grösster Genauigkeit anzugeben lehrte, worin denn eigentlich dieser Unterschied der Substanzen bestehe, und wie er das zu Erkennende so rein in seine Kennzeichen zu sondern und zu zerlegen verstand, als man die Schrift in Worte, in Silben und einzelne Buchstaben zerteilt. Und so wie der Unerfahrene in dem beschriebenen Blatte nur Flecken sieht von sonderbarer Form und Gestalt, der Eingeweihte hingegen bedeutungsvolle Worte und Reden, so in der Wernerschen Ansicht der Mineralien. Dinge, welche völlig gleich zu sein schienen, formlos, ohne Anspruch, auf irgend eine Weise den feineren Sinn der Menschen zu beschäftigen, traten plötzlich hervor als völlig verschiedene, für sich bestehende, für sich sprechende Wesen, und ihr Eindruck musste nun mannigfaltige Fragen entwickeln, warum denn diese unterscheidenden Kennzeichen gerade auf solche Art sich äusserten, warum in dieser Vereinigung. Es musste endlich die wichtige Untersuchung veranlassen, was denn die Individualität der Mineralien bestimme, ob das, was die Chemie daraus künstlich hervorzieht, oder was bedeutungsvoll, unabänderlich und bestimmt zu unseren Sinnen unmittelbar spricht.

Und das ist bis jetzt noch immer der eindringende und

nicht übertroffene Vorzug der Wernerschen Methode geblieben, dass diese Kennzeichenlehre bei ihrer Anwendung sich der Einbildungskraft bemächtigt und ihr das völlige und klare Bild der beschriebenen Substanz vor Augen stellt. Nur deswegen hatte Werner den Gradationen der Kennzeichen so scharfe Grenzen gesetzt, die Kennzeichen selbst so bestimmt voneinander geschieden, um sie desto sicherer bei der Anwendung zum Ganzen wieder zusammensetzen zu können; dieselbe Operation, welche bei der ganzen Analyse der Natur Absicht und Zweck ist. – Nicht einzeln soll das Kennzeichen stehen, sondern aus der Vereinigung aller soll das Bild, das Gefühl von der Substanz hervorgehen. Denn was ist das, was man Gefühl einer Sache nennt, anders, in der physischen wie in der moralischen Welt, als der Totaleindruck aller Charaktere, welche die Sache von allen ihr ähnlichen unterscheiden. Je mehr wir daher Begriffe zu analysieren, Kennzeichen aufzufassen gelernt haben, um so lebendiger und grösser wird unser Gefühl. Das Unterscheidende, was vor der Imagination bis dahin ohne Eindruck hingleiten musste, vereinigt sich nun in der Vorstellung zum Ganzen, ohne in seinen Einzelheiten getrennt im Bewusstsein zu liegen. Kalkspat und Quarz, vorher zwei formlose Kiesel, gehen nun in der Vorstellung weit auseinander, wie dem Botanisten die Moosdecke, in der man vorher den Reichtum und die Bestimmtheit der Gestalten nicht ahnte. Denn ohne Winkel zu messen oder Lichtdurchgänge zu beobachten, entsteht aus dem Durchsichtigen, aus dem Wenigharten, aus dem dreifach blätterigen Bruche, aus dem bestimmten Winkel der Bruchstücke des Kalkspats ein allgemeiner Eindruck, ein Gefühl, welches ihn himmelweit von dem Eindruck

entfernt, den im Quarze das Wenigglänzende hervorbringt, das Durchscheinende, der muschelige oder splitterige Bruch, die scharfen Kanten der Bruchstücke, welche die grössere Härte hervorbringt. Und das ist ein ganz anderes Mittel, Kalkspat zu erkennen, als etwa sein heftiges Aufbrausen mit Säuren, welches der Einbildungskraft gar kein Bild von der Substanz zurücklässt, sondern nur von einer Erscheinung, welche aus ihr entsteht, aber ihr selbst völlig fremd ist.

Bei dieser Behandlung musste also Karstens lebhafter Einbildungskraft alles um ihn her ein anderes Ansehen gewinnen. Es ging ihm in den unorganischen Substanzen gleichsam eine neue Welt auf, da er mit so viel Leichtigkeit und Sicherheit ihre Unterschiede auffassen lernte. – Und so warf er sich denn mit dem Eifer und dem Feuer der Jugend der Mineralogie ganz in die Arme. – In weniger Zeit war er Werners bester und eifrigster Schüler, und bald konnte ihm der treffliche Mann unter seiner Leitung die Ordnung des grossen Papst von Ohaynschen Kabinetts übertragen; eine Arbeit, welcher Karsten einen grossen Teil seiner Zeit widmete, und bei welcher er vollends eine Erfahrung in der Mineralogie sammelte, welche weit über seine Jahre zu gehen schien.

Ein Zufall wollte es, dass er auch noch auf der Bergakademie sich als einen ausgezeichneten und denkenden Mineralogen ankündigte. Kirwans Mineralogie war im Jahre 1784 erschienen und in Helmstädt übersetzt worden. Der grosse Ruf des Irländers, manche neue Erfahrung, sein Streben nach Vollständigkeit und die Empfehlung des Berghauptmanns von Veltheim in Harbke hatten die Meinung vieler Naturforscher bestimmt. Sie glaubten, mit diesem Buche

gehe für die Mineralogie ein neuer Tag an. Und wohl mochte der Vater, mit diesen Männern in vieler Verbindung, dem Sohne das Buch als ein bisher nicht erreichtes Muster vorgestellt haben. Da ward Karstens ganze Lebendigkeit aufgeregt, und mit der Heftigkeit der neu erkannten Wahrheit im jugendlichen Gemüt zeigte er gründlich und gut, dass dies gar keine Mineralogie sei, sondern nur eine Aufzählung chemischer Erfahrungen nach Ordnung der untersuchten Mineralien; dass in dieser Ordnung und Bestimmung hier durchaus kein logisches Prinzip befolgt werde, und dass man in Beschreibung von Fossilien in Irland damals, ohnerachtet der Wernerschen Ausgabe von Cronstedt, noch gar wenig Fortschritte gemacht hatte. – Er überzeugte Kirwans Lobredner nicht; aber sie trugen es ihm noch lange nach, dass er es gewagt hatte, die ihn lebhaft bewegende Wahrheit gegen berühmte Autoritäten zu verteidigen. Es sollte ihm jedoch darüber noch eine Genugtuung werden, welche sie nicht erwarten konnten, ja die sie auch wohl niemals auch nur von fernher hätten ahnen mögen.

Nicht bloss als Mineralog, sondern auch als ausgebildeter Bergmann verliess er die Bergakademie am Ende des Jahres 1786. Er hatte bald den Reiz der Anwendung so vieler wissenschaftlichen Kenntnisse auf die verwickelten Operationen des Bergbaues gefühlt und eben deshalb endlich nicht bloss mit Neigung, sondern mit Leidenschaft alle Teile dieser in Freiberg mit so meisterhafter Kunst und Kenntnis betriebenen Geschäfte studiert. Die zunehmende Schwäche des Vaters rief ihn nun nach Halle zurück, zeitig genug, um sich zu überzeugen, dass die zärtlichste Sorgfalt und Mühe, welche er mit der von ihm sehr geliebten

Schwester teilte, das sinkende Leben des Vaters nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Der berühmte Mann starb im April 1787 und hinterliess seinen verwaisten Kindern wenig mehr als einen grossen Ruf und ein treffliches Beispiel: Und gerade in diesen trüben Zeiten geschah Karsten der Antrag, unter sehr vorteilhaften und ehrenvollen Bedingungen sich den Bergoffizianten anzuschliessen, welche von der spanischen Regierung aus Sachsen nach Südamerika gezogen wurden. Er wäre der Einladung nicht ungern gefolgt; aber kein Antrag hätte ihn bewegen können, in diesem Augenblick die Schwester zu verlassen. Er lehnte den Ruf ab; Amerika blieb uns noch ferner zwanzig Jahre lang völlig unbekannt, und der Mineralogie entging eine Bereicherung, wie sie ihr noch nie zuteil geworden war. – Wenige Zeit darauf verheiratete sich die Schwester an den Professor Gren, welcher für den verstorbenen Karsten die physikalischen Vorlesungen übernommen hatte und ihm auch jetzt wirklich in der Professur der Physik gefolgt war.

Dem ihn nicht reizenden Studium der Rechte, welches Karsten mit vielen anderen philologischen und physikalischen Beschäftigungen ein Jahr lang verfolgte, entriss ihn ein neuer Ruf nach Marburg, um dort das ansehnliche Kabinett des verstorbenen Professors Leske zu ordnen und zu beschreiben. Wir müssen in Verwunderung geraten, wenn wir bedenken, mit welcher unglaublichen Tätigkeit, Behendigkeit und Glück er dies mühsame Werk ausführte; und was nur eine mechanische Arbeit, ein Kastellangeschäft zu sein schien, ward durch die Lebendigkeit und durch den Geist, die er hineinbrachte, zu einer Epoche für die Mineralogie in Deutschland. Im Sommer 1788 kam er in Marburg an, im November desselben Jahres war die

grosse Arbeit beendigt, und im Frühjahr 1789 waren die zwei Bände des «Museum Leskeanum» gedruckt ausgegeben und in den Händen aller Mineralogen von Deutschland. Dennoch hatte Karsten während der Zeit auch noch das Vogelsgebirge mineralogisch bereist, die Gegenden am Rhein, Siegen und Westfalen, und hatte mehrere Wochen den Aufenthalt in Göttingen benutzt. Er hatte mannigfaltige neue Verbindungen geschlossen, sich überall Freunde erworben und alle Mineralogen in diesem Teile von Deutschland durch die Bestimmtheit und Leichtigkeit überrascht, mit welcher er die Mineralien erkannte, nicht anders, als ständen ihm zu dieser Erkennung geheime Künste zu Gebote; ohnerachtet er mit der natürlichen Offenheit seines Charakters doch nie aufhörte, zu zeigen und zu beweisen, dass jeder mit Leichtigkeit das gleiche Talent erwerben könne, wenn er das gründliche Studium der äusseren Kennzeichen vorangehen liess. – Es war eine Vorbereitung zu dem Eindruck, den sein Werk machen sollte. Denn in der Tat hat wohl kaum je ein Katalog eine solche Wirkung hervorgebracht. Nun erst sah man ein, was Wernersche Mineralogie sei; nun erst fing man an zu glauben, dass auch wohl in den Mineralien selbst etwas Bestimmendes sein möge. Denn nicht ein Plan war es, der hier dargelegt wurde, es war die Ausführung selbst, an einem so reichen Gemälde, wie ein ähnliches kaum jemand vorher besessen hatte. Grundsätze und Anwendung lagen hier auf jedem Blatte in scharfsinniger Vereinigung vor Augen, und daher auch überall der Beweis, was man mit solchen Grundsätzen vermöge. Eine ganze Reihe neuer, vorher nie beschriebener, nie gekannter Substanzen erschienen nun wie durch einen Zauber plötzlich in grösster

Deutlichkeit und Klarheit, und mit einem bewunderungswürdigen Reichtum von mineralogischen Kenntnissen war aus allen Büchern, die man bis dahin Mineralogien genannt hatte, die kleine Fläche bemerkt, mit welcher die beschriebene Substanz aus dem grossen Chaos hervorschimmerte, das sie bei dem Vorgänger umhüllte. Seitdem wagte man es nicht mehr, Kuriositäten als Gegenstände der Mineralogie zu betrachten oder den Wert der Mineralien nach dem zu bestimmen, was der Schmelzofen an Silber und Gold, Blei oder Eisen hervorziehen könne.
Die Mineralogie trat nun würdig auf, als ein wichtiger und notwendiger Teil der Naturforschung, nicht unwert, an der Seite der so glänzend vorgeschrittenen älteren Teile zu stehen, und man fing an zu ahnen, dass sie zur Selbständigkeit der despotischen Hilfe der Chemie nicht bedürfe. Das war also Karstens Werk; – und daher war es nur gerecht, wenn sein Buch allen, welche nicht an der Freiberger Quelle selbst schöpfen konnten, Lehrer und Führer ward, und er selbst in und ausser Deutschland Werners glücklichster Schüler, der beste und scharfsinnigste aller bekannten Mineralogen genannt ward.
Eine auf solche Art geordnete und beschriebene Sammlung zu besitzen und zu benutzen, machte Kirwan sogar zu einer Nationalangelegenheit. Auf seine dringende Verwendung ward die Sammlung durch die Parlamentsmitglieder Johann Forster und William Burton Cuningham für den Staat angekauft, ihr in Dublin ein eigenes Gebäude errichtet und sie der allgemeinen Benutzung geöffnet. Kirwan selbst beschäftigte sich mehrere Jahre, sie dem Kataloge gemäss aufzustellen und zu studieren. Es war derselbe Kirwan, dessen Mineralogie Karsten einige Jahre

vorher so scharf getadelt hatte. Er gab nun eine zweite Auflage dieser Mineralogie heraus, oder besser, ein ganz neues Werk. Denn die Mineralogie, sagt er selbst, hat seit einiger Zeit ein so ganz anderes Ansehen gewonnen, dass die Schwierigkeiten, sie in ihrer jetzigen Gestalt darzustellen, mich gänzlich abgeschreckt haben würden, hätte mich nicht dazu ein so günstiger als unerwarteter Vorfall ermuntert. Es ist der verstattete Gebrauch der Leskeschen, durch Karsten, nächst Werner den scharfsinnigsten und gelehrtesten Mineralogen unserer Zeit, geordneten Sammlung, bis jetzt noch immer des vollkommensten Denkmals mineralogischer Einsichten. – Da, sagt Kirwan, lernte er die Mineralogie aus mineralogischem Gesichtspunkt betrachten, und ohne Bedenken gab er den chemischen auf.
Wahrlich, niederschlagender und siegreicher waren wohl nicht die zu widerlegen, welche es strafbare Vermessenheit genannt hatten, als Karsten den Mangel einer mineralogischen Methode in der Kirwanschen Mineralogie zeigte. – Wir können nun, fährt Kirwan fort, sowohl in diesem, als in den benachbarten Ländern ganz sicher auf die Verbreitung genauer und gründlicher mineralogischer Kenntnisse rechnen, seit uns diese Sammlung eröffnet ist; denn unter den einsichtsvollen Gelehrten, welche bisher in dieses Königreich kamen, und denen ich Muster dieser Fossilien vorlegte, traf ich keinen, der sie genau unterscheiden konnte, ausser den Mineralogen der Wernerschen Schule. – Und dass sich Kirwan in dieser Hoffnung nicht betrogen hat, davon geben viele Aufsätze die Proben, welche die Schriften der geologischen Sozietät in London enthalten. So mochte denn Karsten die schönste Belohnung werden, durch ihn den Funken des Fortschreitens aufgeregt und gründliche

Kenntnisse bis in die entferntesten Teile von Europa verbreitet zu sehen.

Vielleicht hätte diese Arbeit und ihr Erfolg ihn ganz für eine literarische Laufbahn bestimmt, hätte nicht der Minister von Heynitz ihn stets mit sorgsamem Auge verfolgt und ihn durch mancherlei Vorteile für den Staat zu gewinnen gesucht. Jetzt rief er ihn zu sich. Und Karsten ward nun in kurzer Zeit, was in der unvergesslichen Heynitzschen Pflanzschule so viele, einer der würdigsten, der tätigsten und der nützlichsten Geschäftsmänner. Er durchlief schneller als gewöhnlich, vielleicht schneller, als man damals Beispiele hatte, die verschiedenen Stufen der Dienstverhältnisse, ward 1789 Assessor der Provinzialadministration, 1792 Bergrat, fünf Jahre darauf als Oberbergrat Mitglied der allgemeinen Bergwerksdirektion, 1803 in seinem sechsunddreissigsten Jahre Geheimer Rat, endlich wenige Wochen vor seinem Tode Chef und Leiter des ganzen Bergwesens in den preussischen Staaten. – Unvergesslich und lange fortwirkend sind in dieser Laufbahn seine Verdienste. Denn leicht, klar und sicher vermochte er die verwickeltsten Geschäfte zu übersehen. Er kannte die Menschen, und es war ihm Bedürfnis, überall das fremde Verdienst zu erregen, hervorzuziehen, in Tätigkeit zu setzen und zu belohnen. – Und diese ausgezeichnet wohltätige Wirksamkeit, die Liebe des Vaterlandes sind es, welche jeden Versuch zurückdrängen, den die Wissenschaften oder die zu solchen Hoffnungen aufgeregte Mineralogie wagen möchten, Klagen zu erheben, dass er ihnen auf diese Art fast gänzlich entrissen zu sein schien.

Auch würden diese Klagen nicht gerecht sein. Karsten ist den Wissenschaften nie untreu geworden. Denn was bei

anderen fast mehr als ein Leben schien ausfüllen zu müssen, konnte diesem tätigen Geiste nur einen Teil seiner Zeit rauben. Seine vorherrschende Neigung blieb bis an das Ende seines Lebens der Fortschritt der Mineralogie, und was von ihm, seitdem er angestellt worden, in dieser Hinsicht geschehen, lässt den so sehr beschäftigten Geschäftsmann nicht ahnen. Es ist kaum ein Jahr vergangen, in dem er nicht irgend eine neue Substanz bekannt gemacht oder irgend eine neue Ansicht entwickelt hätte; es sind wenige Tage seines Lebens verlaufen, in denen er nicht im Kabinett oder auf Reisen Forschungen angestellt, das Unbestimmte erläutert, Irrtümer berichtigt hätte. Diese Augenblicke pflegte er seine Erholungsstunden zu nennen, in denen er für die Aktengeschäfte auf das neue Mut und Tätigkeit fand. Die Resultate aber seines Nachdenkens und seiner Verbindungen gehörten nicht ihm, sondern der Welt. Daher waren ihm gesellschaftliche Vereine so notwendig, die nicht selten durch ihn ganz neues Leben erhielten, in denen er, was er neu erfahren, sogleich bekannt machen, was ihn bewegte und wichtig schien, anderen mitteilen konnte. Daher waren die Vorlesungen über die Mineralogie, welche ihm der Minister Heynitz schon seit dem Winter 1789 an Ferbers Stelle aufgetragen hatte, von so ausserordentlichem Erfolg. Jeder seiner Zuhörer überzeugte sich leicht von seinem Bestreben, nicht etwa ein ihm aufgetragenes Geschäft schnell zu vollenden, sondern alles, was er wusste, frei und offen, klar und lebendig denen, welche sich um ihn her versammelt hatten, zu lehren. Wer aber hätte sich wohl überreden mögen, dass alles, was ein so freundlicher und liebenswürdiger Charakter des Wissens für wert hielt, nicht auch des Erkennens

würdig sein müsse. Er sah deswegen seinen Hörsaal jährlich von Personen aus allen Ständen und von jedem Alter besetzt. Geschäftsmänner und Gelehrte, Fremde und Einheimische drängten sich in solcher Menge zu ihm, dass er nicht selten zweimal, selbst dreimal in einem Winter dieselben Vorlesungen hielt. – Es war ihm hierzu ein Leitfaden nötig, und bloss in dieser Hinsicht liess er 1791 eine «Tabellarische Übersicht der mineralogisch einfachen Fossilien» drucken. Aber das war eine treffliche Übersicht des damaligen Zustandes der Mineralogie. Man kaufte begierig das Werk, und schon im folgenden Jahre war eine neue Auflage notwendig. Als auch diese vergriffen war, entschloss sich Karsten, durch den Beifall ermuntert, seinen Plan zu erweitern, in der Übersicht die ganze Mineralogie zu umfassen und nebenher alles dasjenige in der Kürze zu berühren, was ihm Erfahrung und Nachdenken gelehrt hatte. Es erschienen im Jahre 1800 seine «Mineralogische Tabellen».

Sie mussten notwendig Aufsehen erregen; denn mit dem vielen Neuen, welches er zuerst bekannt machte, gab er in seinen Grundsätzen der Bestimmung der Mineralien einen unerwarteten Beweis seines vorurteilfreien Geistes. Allem Schwankenden, Unbestimmten durchaus zuwider, glaubte er durch die Chemie den festeren Weg zu betreten, und auf die glänzenden Arbeiten der berühmten Männer gestützt, in deren Nähe er lebte, erhob er die Mischung der Bestandteile, welche die Chemie in den Mineralien entdeckte, zum alleinigen Bestimmungsgrund ihrer Selbständigkeit und führte dies Prinzip mit strenger Schärfe in den Tabellen durch, wenn auch manche Sonderbarkeit schien dadurch veranlasst zu werden. Entzog er aber der

Mineralogie auf solche Art die Bestimmung der Spezies, so verlangte er doch um so dringender, wie er immer getan und gegen Kirwan verteidigt hatte, dass die Erkennung und Beschreibung ihr ganz allein überlassen und der Chemie fast gänzlich verweigert sein müsse. Dadurch wurden nun viele neue Untersuchungen veranlasst, welche überzeugen mussten, dass nicht die Art, wie man die Mineralien ordnete, oder die Klassifikation Hauptbedürfnis der Mineralogie sei, sondern die Bestimmung desjenigen, was durchaus sich dem entgegengestellt, dass ein Mineral nicht ein anderes sei. Durch die Chemie dies zu erfahren, schien wohl ein Umweg, weil sie nicht von den Substanzen selbst redet, sondern von ihren Bestandteilen; auch räumte sie stillschweigend ein, dadurch dass sie gestand, einige Bestandteile der Mineralien könnten wohl, ohne dass die Natur der Substanz verändert werde, in ihrem Mengenverhältnis veränderlich sein, dass in den Mineralien noch etwas anderes Bestimmendes liege, als was die chemische Analyse angibt. Deswegen, meinte Werner, vielleicht weniger unrichtig als scharf, – müsse der Bestimmungsgrund in dem ganzen Inbegriff der äusseren Kennzeichen, im Totalhabitus des Minerals gesucht werden, und glaubte hierdurch ein natürliches System zu erhalten, welches unter des Meisters Händen nicht anders als der höchsten Aufmerksamkeit würdig sein konnte. Da erschien im Jahre 1801 Haüys klassisches Werk, in welchem zuerst die Bestimmung der Form durch die ganze Mineralogie durchgeführt ward. Haüy zeigte, dass alle Kristallformen desselben Minerals sich durch sehr einfache Gesetze auf eine bestimmte, einfache Figur zurückführen lassen, welche uns in sehr vielen Fällen die Natur selbst darbietet, und

in welcher die Neigung der Flächen gegeneinander nie veränderlich ist, selbst in Sekunden eines Winkels nicht, man mag die Substanzen in sächsischen Bergwerken gesammelt haben oder auf peruanischen Gebirgen. – Karsten fasste diese Ansicht mit grösster Lebendigkeit auf; es war ihm die Sicherheit in den Prinzipien Zweck und Bedürfnis, und nun lehrte ihn ein weiteres Nachdenken bald, dass die Form der Kristalle nichts anderes sein kann, als die Begrenzung der Kräfte, welche in den Mineralien Festigkeit hervorbringen und sie verhindern, zum Flüssigen auseinanderzufallen. Aus dieser Begrenzung Richtung und Verhältnis der wirkenden Kräfte zu finden, musste nicht unmöglich scheinen, wenn dies auch gleich bisher immer noch das unerreichte Ziel der Mineralogie geblieben ist. – Der Mathematik schien also die Bestimmung der Spezies in der Mineralogie zu gebühren, nicht der Chemie. Gewiss würde Karsten nach diesen Grundsätzen die Mineralien neu zu ordnen und zu bestimmen versucht haben und hätte ihnen gemäss seine Tabellen verändert, hätte nicht die Krankheit, welche sein Leben beendigte, schon seit Jahren ihm die Zeit geraubt, welche er zu solchen Arbeiten verwandte. Als die neue Ausgabe der Tabellen im Jahre 1808 durchaus notwendig geworden war, so konnte man, was er gab, immer wieder als eine wichtige Bereicherung der Mineralogie ansehen, allein nur in der Vorrede liess er die vorherrschende Neigung zu den Haüyschen Grundsätzen blicken und den tiefen Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatten; die von seiner Hand so wünschenswerte Reform unterblieb und ist nicht eins der kleinsten Güter, die er uns mit seinem Tode entzogen hat.

Aber auf immer besteht sein Denkmal in der grossen und

trefflichen Sammlung, die er anlegte, pflegte, vermehrte und zu ihrer jetzigen Vollendung brachte; eine der reichsten Sammlungen, die je gemacht worden, und in diesem Geiste kaum eine. Sie zu vermehren, zu vervollkommnen, zu ordnen sei ihm, sagt er selbst, gegen die Wissenschaften eine heilige Pflicht, und damit zeigte er, wie lebhaft er fühlte, was der Zweck eines solchen Kabinetts ist, und wie es erhalten und vermehrt werden müsse. Denn es mahnt uns das Kabinett immerfort, dass wir die Naturkörper nicht einzeln betrachten sollen, als Gegenstände der kalten Bewunderung und des leeren Erstaunens, sondern dass wir versuchen, aus ihnen das ganze Gemälde zu bilden, welches uns in der ungeheueren Mannigfaltigkeit der Natur aufzufassen zu schwer ist. Und da jeder Zug in dem Gemälde bedeutend ist, so darf und muss das Kabinett nach allem, was verschieden ist oder neue Beziehungen erlaubt, seine habsüchtige Begierde richten. Es wird nach Vollständigkeit streben, nicht der Eitelkeit wegen, alles zu besitzen, was irgend ein System aufgeführt oder was irgend einmal als merkwürdig und sonderbar Ruf in der Welt erlangt hat, sondern weil es dieser Vollständigkeit bedarf, die Natur laut und vernehmlich reden zu lassen. Es sind die fehlenden und notwendig zu ergänzenden Worte in dem Teil der Rolle, welche uns bis jetzt abzuwickeln erlaubt ward. So und nicht anders hatte Karsten stets die Anlage und Einrichtung des Kabinetts angesehen, und somit hatte er wohl recht, diese Sorge als ein bedeutendes wissenschaftliches Verdienst zu betrachten.

Schon 1781 hatte der Minister Heynitz die Notwendigkeit einer solchen Sammlung erkannt und hatte der öffentlichen Belehrung seine eigene Privatsammlung gegeben.

Einige bedeutende Ankäufe hatten sie so weit vermehrt, dass sie zur Aufstellung eines eigenen Saales bedurfte, den hierzu eine Zeitlang die Akademie der Künste abtrat. Das war es, was Karsten vorfand, als er 1789 seine Vorlesungen anfing. Durch seinen und Herrn Klaproths Betrieb und Empfehlung ward in demselben Jahre die grosse und reiche Ferbersche Sammlung damit vereinigt und dem Ganzen einige Zimmer auf dem sogenannten Jägerhof angewiesen. Aber in solchem Lokal konnte wenig der Vollkommenheit nähergebracht werden. Karsten beruhigte sich nicht eher, von Heynitz kräftig unterstützt, als bis der Sammlung ein ganz eigenes, würdiges Gebäude bewilligt war, in welchem sie im Jahre 1801 aufgestellt werden konnte. Und nun hätte man glauben mögen, füllten sich die Säle von selbst. Von allen Seiten her kamen die Kisten zusammen; nicht bloss, was die preussischen Staaten enthielten, stellte sich hier in leichter und fruchtbarer Übersicht nebeneinander, sondern auch Sammlungen aus Italien, aus Frankreich, vom Norden, aus fernen Weltteilen. In wenig Sälen war zusammengedrängt, was die Natur jedem Lande Eigentümliches zugeteilt hatte, und höchst lehrreich und leicht musste es sein, in einem solchen Bilde, in dem eine Übersicht möglich ist, das Allgemeine vom Besonderen zu trennen und die Gesetze der Natur zu studieren.

Mit dem ihm ganz eigenen ausgebildeten und feinen Gefühl für Schicklichkeit und Eleganz hatte Karsten die systematische Sammlung geordnet, so dass auch durch den freundlichen Eindruck des Äusseren das Gemüt vorbereitet war, hier etwas Erfreuliches und Lehrreiches zu finden. – Und schwerlich hätte man hier jemals etwas

umsonst gesucht, was auch vielleicht nur vor wenigen Monaten bekannt gemacht oder entdeckt worden war. Denn mit seltener Uneigennützigkeit hatte Karsten seiner eigenen Sammlung entsagt, sobald ihm die Direktion des öffentlichen Kabinetts übertragen war, und er hatte sich nie einen Augenblick bedacht, hier alles niederzulegen, was ihm seine mannigfaltigen Verbindungen verschafften, so bedeutend es auch immer sein mochte. Er hat nur für andere gelebt und hatte deswegen kein anderes Gefühl, als dass so vorzügliche Sachen nur das Eigentum aller sein könnten. Als ihn die völlige Zerrüttung seiner Gesundheit im Jahre 1804 nötigte, den Geschäften für eine Zeitlang zu entsagen und Zerstreuungsgegenstände zu suchen, unternahm er eine merkwürdige Reise über alle Ketten der Alpen bis an die Ufer des Adriatischen Meeres. Ein wichtiger Aufsatz über das bisher nie gekannte Profil der Alpen in diesem Teile von Deutschland, andere über Wien und einige durch ihre Lebhaftigkeit und gefühlvolle Schilderungen höchst anziehende Briefe in der Berliner Monatsschrift waren von dieser Reise die öffentlich bekannt gewordenen Früchte. – Im Kabinett aber kamen nach seiner Zurückkunft in solcher Menge die herrlichsten Sachen zusammen, als wäre es nicht eine Erholungsreise gewesen, sondern als hätte man ihm besonders den Auftrag gegeben, nur allein zum Besten dieses Instituts zu wirken. Schon in seinen Briefen war es sichtlich gewesen, wie er so durchaus keine Ahnung von der Möglichkeit hatte, dass sein Privatinteresse von dem des Kabinetts unterschieden sein könne. «Ich hatte», sagt er mit sichtbarer Freude, «für das Kabinett ein Stück Muriacit für 150 Fl. gekauft, jetzt habe ich ein schöneres zum Geschenk erhalten.» Und überhaupt:

« Zur Suite aus dem südlichen Deutschland hat meine Reise trefflich gewirkt. Viele Kisten sind bereits abgegangen, viele werden gepackt, Eisenerz, Idria, Bleiberg, Hall und Berchtesgaden sind mir besonders günstig gewesen. »
Denn überall kam man dem berühmten und liebenswürdigen Manne entgegen und beeiferte sich, ihm zu verschaffen, was er zu wünschen konnte geäussert haben; aber seiner gewohnten Tätigkeit und seinem Scharfblick entging wenig von dem, was seiner Lieblingswissenschaft hätte von Nutzen sein können.
Bei solcher Gesinnung war es denn auch zu begreifen, warum er sich nie Mühe und Beschwerde verdriessen und nie durch einen verunglückten Versuch abschrecken liess, als bis er das, was die Naturforscher und Liebhaber in ihren Privatkabinetten als einzig priesen und nur allein bei ihnen zu finden, der öffentlichen Sammlung einverleibt hatte. Denn eben dadurch, dass es einzig war, durfte ein solches Kleinod nicht Eigentum werden. Es musste in seiner wahren Verbindung der Welt zur Benutzung und zum Studium offenbar liegen, und die engherzige und widerwärtige Eitelkeit, etwas vor anderen allein zu besitzen, was die Natur doch für alle, nicht für einen hervorgebracht hatte, konnte nicht anders als quälender Misston in Karstens liberalem Gemüt sein.
Es war zu begreifen, wie er die Geduld fand, allen sich hinzugeben, welche so häufig kamen, das Kabinett zu besehen, und ihnen selbst das Merkwürdige zu zeigen. Nie konnte es ihm einfallen, dabei von seinem eigenen Verdienst in der Anlage des Ganzen zu reden, oder von dessen Vorzüglichkeit vor anderen Instituten ähnlicher Art. Aber sehr lag es ihm am Herzen, dass niemand wieder fortgehen solle, ohne

sich überzeugt zu haben, dass auch in die unorganischen Substanzen von der Natur eine grosse Bedeutung gelegt worden sei; die Überzeugung, welche die jedem preussischen Untertan auf ewig unvergessliche Frau so treffend als geistreich ausdrückte, als sie auf eine Einladung, ein Mineralkabinett zu besehen, antwortete: «Mineralien darf man nur mit Karsten sehen; denn nur Karsten weiss die Steine lebendig zu machen».

Viel wäre noch für diese Sammlung geschehen, viel für den Gewinn der Mineralogie überhaupt, hätte Karsten etwas von den Plänen ausführen können, die er sich vorgesetzt hatte, und für welche er in seinem erweiterten Wirkungskreise als Chef des Bergwesens neue Hilfsmittel zu finden glaubte. Er sah deshalb in jeder Hinsicht einer frohen Zukunft entgegen. Denn auch seine häuslichen Verhältnisse waren ihm besonders günstig gewesen. Er hatte das Glück gehabt, sich mit einer durch höchst zarten und richtigen Sinn, wie durch gebildete Talente gleich ausgezeichneten Frau zu verbinden, und in zwei liebenswürdigen Töchtern schien der unschuldige Frohsinn des Vaters mit den Talenten und der Bildung der trefflichen Mutter vereinigt. Aber die Anstrengung seiner Tätigkeit in den letzten Monaten hatte den Rest seiner Gesundheit erschöpft. Er unterlag in seinem dreiundvierzigsten Jahre.

Nicht leicht ist der Wert eines Mannes so allgemein anerkannt, sein Verlust so tief empfunden worden. Freunde, Wissenschaften, Staat glaubten ein gleiches Recht zu haben, ihn zu betrauern. Und auch der König würdigte sich über den Verlust auf eine Art zu äussern, welche für Karsten zu ehrenvoll ist, um nicht hier angeführt werden zu müssen.

Als die Witwe das Ordenskreuz zurücksandte, mit welchem der König Karstens Verdienste 1809 bei der Stiftung des Ordens belohnt hatte, erhielt sie die Antwort:

«Besonders Liebe! Der Verlust Eures Ehegatten ist zugleich ein vielleicht unersetzlicher Verlust für den Staat. Der Männer sind nur wenige, die Talent, Gelehrsamkeit, Geschäftskenntnis und Liebe zur Sache in so ausgezeichneter Übereinstimmung mit selten gewordenen Eigenschaften des Herzens in sich vereinigen, und es ist daher innige Teilnahme, die Ich Euch hierdurch bezeuge, und mit welcher Ich die Zusicherung Meiner besonderen Fürsorge für Euch und Eure Kinder verbinde, als Euer gnädiger König.

Potsdam, den 25. Mai 1810.

Friedrich Wilhelm.»

Mögen wir einst beweint werden, wie es Karsten geworden! Mögen unsere Ansprüche auf den Dank der Nachwelt den seinigen gleichen!

SCHLEIERMACHER AUF BUTTMANN

DER TAG, AN WELCHEM WIR DIE GEdächtnisfeier unseres Stifters begehen, ist zugleich nach den Ordnungen unseres Vereins dazu bestimmt, das Andenken der Mitglieder, welche der Tod unserem Kreise entrückt, den Übriggebliebenen noch einmal zurückzurufen. Eine löbliche wiewohl nicht allen Vereinen dieser Art gemeinsame Sitte! Es sagt dem Gemüte zu, denen von welchen wir voraussetzen dürfen, dass sie unvernommen irgend einmal Abschied von uns genommen haben, eine Antwort auf ihren letzten Gruss nachzurufen; es gehört zur Ordnung einer enger geschlossenen Gemeinschaft, ein Verhältnis, welches der Tod oft auf das unerwartetste und immer wohl unwillkommen abbricht, durch eine ehrende Äusserung der Liebe mit Bewusstsein und Besonnenheit abzuschliessen. Daher erscheint mir auch unsere Weise, dass dieser Nachruf recht aus der Mitte des Vereins und von den Geschäftsführern desselben sich vernehmen lasse, richtiger und natürlicher, als wenn anderwärts diese Pflicht den neuen Mitgliedern obliegt, welche die verlassenen Plätze einnehmen. Berühmte Namen würdiger Vorgänger geschickt und beredt zu feiern ist freilich für neu eintretende ein dankbares Geschäft, und sehr geeignet ihnen günstigen Eingang zu gewähren bei den neuen Genossen; aber ein treues und wahres Wort über das Verhältnis eines Dahingegangenen zu dem Verein ist doch wohl nur nach unserer Weise zu erwarten. Und hierauf, glaube ich doch, müssen wir unsere Gedächtnisreden bei dem gegenwärtigen Zustand der literarischen Welt vorzüglich beschränken. Denn hat uns irgend ein wissenschaftlicher Mann verlassen: so wetteifern nach Massgabe als er ausgezeichnet war, gleich alle literarischen

Blätter um den besten Nekrolog, gehn auch dem gelehrten Deutschland mit möglichst genauen Verzeichnissen seiner Schriften an die Hand und voran, ja auch das allgemein Menschliche wird in dem Mass wie es sich darbietet mit in die Darstellung gezogen, so dass uns, die wir nur an Einen Tag jährlich gebunden sind, selten etwas übrigbleiben würde, als berichtigende und ergänzende Wiederholung dessen was schon ausser unserm Kreise gesagt worden ist. Nur die Beziehung zu uns, dasjenige, wodurch einer der Unsrige war, wird seltener unserer Feier vorweggenommen; und dieses am meisten eignet sich auch dazu in unsere Denkschriften mit der Jahresgeschichte unseres Vereins als ein Teil derselben niedergelegt zu werden.

Wenige Tage waren erst nach dem Tode unseres Buttmann verflossen, als schon zwei seiner Freunde, auch Glieder unserer Akademie, in hiesigen Blättern die Hauptzüge seines Lebens zusammenfassten, seine wissenschaftliche Art und Kunst in ihrer Eigentümlichkeit darstellten und den mannigfaltigen Kreisen, in welchen dieser Virtuose der Geselligkeit sich bewegt hatte, das liebenswürdige Gemüt des Mannes vergegenwärtigten. Sind auch nun die Vorgänger nicht immer so trefflich: so würde dennoch, wenn wir uns nicht auf unserem besondern Standpunkte festhalten, oft genug der Fall auf ähnliche Weise eintreten, dass der akademische Sprecher nichts anderes sein könnte als das treue Echo einer oder mehrer früherer Stimmen. Bei unserm Buttmann kommt noch die bekannte von ihm selbst verfasste Lebensbeschreibung hinzu, in welcher er mit der rühmlichsten Offenheit angibt, nicht nur wodurch jedesmal sein äusseres Leben eine neue Richtung bekommen, sondern auch wie ihm der Gang seiner Studien

ist bestimmt, und wie er zu seinen Arbeiten ist veranlasst worden; ja auch das hat er nicht übergangen, was man als die Schranken seines Genius ansehen kann, so dass nichts übrigbliebe, als das schon Gesagte zusammenzustellen, und das authentische zwar aber doch fast nur hingeworfene, ausführlicher oder kürzer zu kommentieren.

Diese eigne Nachricht Buttmanns von sich selbst endet gerade mit seinem Eintritt in unsere Akademie und mit dem Geständnis, es sei ihm eher ängstlich zumute bei dieser ausgezeichneten Erweiterung seiner literarischen Wirksamkeit. Wie er überall nichts weniger leiden mochte als die falsche der Ziererei verwandte Bescheidenheit: so hat er gewiss auch hier sein Gefühl wahr ausgesprochen; aber es ist doch ein irriges gewesen. Man braucht nichts von seinen Forschungen zu kennen, aber nur gelesen zu haben wie unsere beiden Freunde den Geist seiner Arbeiten beschreiben, um gleich zu wissen, dass sie zu den Zierden unserer Sammlungen gehören. Ich möchte aber noch weiter gehen und behaupten, dass nicht leicht einer so ganz von der Natur dazu gemacht war, und so ganz – und zwar mit dem besten Gewissen – seinen Beruf darin finden konnte, Akademiker zu sein, als er. Wenn ich mir hiebei freilich die Frage denke, was ein Akademiker eigentlich sei: so kann einige Verlegenheit entstehen, da über die Abzweckung solcher Vereine in einem wissenschaftlichen Zustand, wie der gegenwärtige, gar verschiedene Ansichten stattfinden. Sooft diese unter uns selbst zur Sprache kamen, gesellte er sich immer zu denen, welche in unserer Akademie am liebsten eine wirkliche Vereinigung von wissenschaftlichen Kräften zu gemeinsamen Zwecken sehen wollten, kraft deren bedeutende Werke ausgeführt werden könnten, die

jedem einzelnen zu gross wären. Allein wenn auch andere den Nutzen unseres Vereins sicherer zu finden glaubten in den Arbeiten der einzelnen, welche dadurch erleichtert, veranlasst, und, ohne dass wir uns mit dem lästigen Teil der Sache zu befassen brauchten, an das sachkundige Publikum gebracht werden: Buttmann war in beider Hinsicht mehr als irgend Einer ein Akademiker. Gehen wir von dem ersten Gesichtspunkt aus: so war er in seinen wissenschaftlichen Arbeiten durchaus gesellig bestimmbar, freilich in dem Kreise, in welchem er sich Leistungen mit einer gewissen Sicherheit zutrauen konnte; so dass er sich nicht verleiten liess mit zersplitternder Vieltätigkeit bald in diesem bald in jenem ganz neuen Felde mit anderen zu arbeiten. Allein auch diese schützende Vorsicht ging aus von der geselligen Maxime, die er selbst als eines der bedeutendsten Regulative seines Lebens angibt, dass er nämlich nie in einen geselligen Kreis eingetreten sei, bis er die Sicherheit gehabt, in demselben etwas zu sein und etwas zu leisten. Und in diesem Sinne der wissenschaftlichen Geselligkeit hat er schon lange gelebt und gewirkt, ehe er in unsern Kreis eintrat. So war seine erste philologische Wirksamkeit die Hilfsarbeit am Schweighäuserschen Polybius, so hier seine gemeinschaftlichen Studien mit dem etwas älteren Spalding, dessen Hauptarbeit er deswegen zu vollenden imstande war; wie er auch den Biesterschen Dialogen, mit des würdigen Mannes Vergunst sei es gesagt, durch seine Hilfe und durch seine spätere Überarbeitung erst einen eigentlich philologischen Wert gab; so hernach sein Verhältnis mit dem bedeutend jüngeren Heindorf, den er während seiner ganzen Laufbahn förderte und unterstützte, so der freundschaftliche grössere Kreis mehr

auf Förderung der Teilnehmer, als auf Bereicherung des Publikums gerichteter griechischer Lesungen, von dem er eine Reihe von Jahren hindurch der am meisten belebende Mittelpunkt war. Ja wenn nach den ersten ordnenden Vorarbeiten, die er an der hiesigen königlichen Bibliothek zu verrichten half, er hernach wünschte in diesem Wirkungskreise zu bleiben und ihn für denjenigen erklärte, der ihm immer am meisten zugesagt habe: so war es, weil er sich nun für geschickt hielt in den Gesamtkreis der wissenschaftlichen Tätigkeit Berlins als literarischer Ratgeber und Helfer einzutreten. Denn das war eigentlich seine Freude an diesem Geschäft, dass er mittelst der Bibliothek allen, die sich an ihn wendeten, in ihren literarischen Bedürfnissen hilfreich sein konnte, und gewiss hat er nie Zeit und Mühe sich verdriessen lassen, auch Studien, die ihm selbst ziemlich fern lagen, auf diese Weise zu fördern. Ja wenn er auch nie die erste Stelle an der königlichen Bibliothek ausgefüllt hat und erst spät eigentlicher Bibliothekar geworden ist: so sind doch die Verwaltungsgrundsätze, die besonders bei Errichtung der hiesigen Universität neu aufzustellen waren, wenigstens ihrem ersten seitdem immer beibehaltenen Prinzipe nach grossenteils seinem Einfluss zuzuschreiben, wie sie auf den liberalsten Gebrauch des vorhandenen und auf die Abhelfung jedes sich zutage legenden Bedürfnisses ohne alle Vorliebe für besondere Fächer berechnet sind. Ja wenn er es selbst bemerklich gemacht, dass seine literarischen Produktionen später als gewöhnlich angefangen haben, und dass er überall erst und nur in Berlin geworden sei was er sei: so kommt dies daher, weil es ihm früher an der geselligen Anfassung fehlte, die er hier in vollem Masse fand.

Vieles würde vielleicht immer als gesammelter Stoff oder als höchst flüchtig skizziertes Resultat in seinen Papieren geruht haben, wenn er nicht durch gesellige Verhältnisse aufgefordert worden wäre damit hervorzutreten. Und genau betrachtet möchte man sagen, dass er auch nur auf diesem Wege dazu gekommen ist, sich die Hauptrichtung seines Lebens auf das klassische und namentlich griechische Altertum zu bestimmen. Denn wenn wir die Nachrichten von seinen Göttingenschen Studien zusammennehmen, so sagt er selbst nur, nachdem er von der Theologie – ungesagt weshalb – abgegangen, sei er bei der Philologie, die er schon als Grundlage zu jener trieb, stehengeblieben; und das klingt nicht sonderlich, als ob ihm damals schon ein verstärkter innerer Beruf dazu gekommen wäre. Es war aber auch nicht nur die klassische, sondern auch hebräische Philologie, wie denn mehrere von seinen später ans Licht getretenen Arbeiten von fortgesetzter Beschäftigung mit dieser zeugen. Und wenn er einen Ruf nach Dessau annahm, der sich auf Mitteilung geographischer und statistischer Kenntnisse bezog, und wir ihn hernach lange Zeit mit lebendiger Teilnahme bei der Redaktion unserer politischen Zeitung finden: so dürfen wir uns nur erinnern, dass er in Göttingen auch besonders auf Gatterer gehalten, um zu glauben, dass er auf diese Gegenstände damals einen nicht unbedeutenden Teil seiner Zeit gewendet habe. Und wenn er gleich selbst sagt, beides wären nur Nebenbeschäftigungen gewesen, wie er dergleichen immer bei seinen Hauptbeschäftigungen getrieben habe: so möchte ich ihm entgegen behaupten, es habe mit diesem Unterschiede bei ihm von vorneherein nicht sehr viel bedeutet, sondern alles, worauf ihn die Lehrge-

samtheit der Universität nach Massgabe der anziehenden Kraft jedes einzelnen hinleitete, habe ihm ziemlich gleichgestanden, bis ein geselliger Anstoss dem einen Gebiete einen Vorsprung vor den übrigen gab. Diesen gewann die griechische Sprache zuerst in Strassburg, und, nachdem sie in Dessau zurückgedrängt gewesen, aufs neue und für immer in Berlin, durch eine hier damals rege gewordene Liebe zu dieser Sprache, und durch seine persönlichen Verhältnisse mit den Männern, die diesen neuen Aufschwung am entschiedensten förderten. Und hier würde freilich die etymologische Richtung immer die Vorhand behalten haben, aber sie hätte sich eben so leicht nach seinen ersten Arbeiten zu urteilen dem lexikalischen zuwenden können, als dem eigentlich grammatischen, wenn nicht abermals ein geselliger Anstoss ihn auf diese letzte Bahn vorzüglich getrieben hätte. Grammatische Untersuchungen würde er immer angestellt haben; sie würden auch wohl in einzelnen Abhandlungen ans Licht getreten sein, aber die Grammatik hätte sich schwerlich zusammengefunden, wenn sie ihm nicht wäre über den Kopf genommen worden als Ergänzung der Arbeit eines andern.

Vielleicht hätte ich dieses überhaupt nicht oder wenigstens nicht so sagen sollen, aus Furcht jemand möchte vielleicht deshalb sein Talent und seine Arbeit geringer anschlagen. Aber was ist wohl der Beobachtung würdiger an einem einzelnen Leben, als zu sehen, wie der Geist, nachdem er in den Leib eingeschlossen als einzelne Seele erscheint, sich nun seine Einzelheit von innen selbst genauer bestimmt, und diese Richtungen des geistigen Lebens sich aneignend, andere aber anderen überlassend ein solcher wird? Und wer ist in dieser Selbstbestimmung ein freierer und erquicklicherer

Spender und Bildner der mitgebornen Gaben? ist es derjenige, der in einen ganz ins einzelne hinein bestimmten Trieb zusammengezogen, in ungünstiger Lage entweder sich mühsam abarbeitet und doch nur Kümmerliches zustande bringt, oder erst gewaltsam durchbrechen muss, dahin wo er das Eine anvertraute wirksam und geltend machen kann; oder ist es derjenige, der sich, ehe er so ganz bestimmt ist, unbefangen den Forderungen des umgebenden Lebens hingibt, und dem deshalb jede Lage günstig ist, um bald, so bald anders einzugreifen und von dem, was nach dem Ausspruch des Gemeinsinnes und Geistes not tut, zu verrichten was er kann? Ein solcher war Buttmann. Angeboren war ihm als einem überwiegend forschenden Geist ursprünglich nur die Richtung und Neigung zur Geschichte im Gegensatz der auf Erforschung der Natur, dies aber so sehr dass, wäre er durch überwiegenden Einfluss in die entgegengesetzte Bahn geworfen worden, er sich doch auch dort nur an das geschichtliche und sprachliche würde gehängt haben. Dieses ganze Gebiet aber stand ihm offen von Natur, und er hat sich auf das vielfältigste darin versucht; aber zu ausgearbeiteten Leistungen innerhalb desselben bestimmte er sich nun für das, was wissenschaftliche Geselligkeit ihm entlockte. Das übrige half sich dann durch, wie er selbst sagt, als Nebenbeschäftigung, erwartend dass es auf dieselbe Weise auch, wenngleich nur einzeln und zerstreut, ans Licht werde gefördert werden. So war es ihm denn ganz angemessen, dass seine Grammatik als ein so entstandenes Werk dadurch, dass sie sich bei der nächsten Erweiterung aus dem Zusammenhang mit fremder Arbeit löste, und durch unablässige Pflege und neue Ausstattung sich zu seinem Hauptwerk herausarbei-

tete, zu einem Werke von dem grössten Einfluss, welches noch mancher jugendlichen Generation unseres Volkes die schönste der Sprachen aufschliessen wird, und durch welches ihm gelungen ist zwischen Nachkommen und Vorfahren vermittelnd die Nachkommen selbst in die Sprache ihrer Ahnen einzuweihen. Ist ihm nun nicht vergönnt gewesen es in jener grössern Ausführlichkeit, welche ihm gestattete manche seiner eigentümlichen Ansichten schärfer zu entwickeln und tiefer zu begründen, ganz zum Ende zu führen: so wollen wir uns damit trösten, dass er noch den Teil der immer am meisten würde geglänzt haben, vollenden konnte, ehe die Krankheit ihn ganz darniederwarf.

War er nun durch seine Natur so ganz auf die wissenschaftliche Geselligkeit angewiesen und dadurch so zum Akademiker bestimmt, dass er sich jedem wissenschaftlichen Verein gern anschloss, und dass sich ihm jede wissenschaftliche Befreundung zu einer Art von akademischen Verhältnis in diesem Sinne, zu Gemeinschaft der Forschung und der Produktion, gestaltete: so war er nicht minder akademisch, wenn wir von der andern Voraussetzung ausgehen, durch die fast ausschliessende Richtung seines wissenschaftlichen Strebens auf einzelne Untersuchungen. Wer in irgend einem systematischen Verfahren in zusammenhängenden Konstruktionen vornehmlich begriffen ist, der kann sich zwar eines solchen Vereins wie der unsrige sehr freuen in vielen Hinsichten, aber zu einer bestimmten Zeit etwas einzelnes in sich Vollendetes abliefern zu sollen, das kann ihm eher beschwerlich sein. In dieser Verlegenheit war Buttmann nie, denn er war immer in einzelnen Arbeiten begriffen, und ist darum auch, solange er mit uns

arbeitete, von einer grossen Regelmässigkeit gewesen in seinen Beiträgen. Wie er von Natur dem einen der beiden grossen Hauptobjekte des Wissens zugewandt war, dem andern aber fernstand: so war ihm auch von den beiden Hauptformen, der spekulativen Zusammenschauung und der geschichtlichen Forschung, diese mitgegeben, jene aber versagt. Wenn der Sterbliche noch geboren werden soll, der sich in beiden mit gleicher Leichtigkeit bewegt: so können wir diese Einseitigkeit ebensowenig ihm als einem anderen zum Mangel anrechnen; Buttman durfte wenigstens nur so sein, wenn er so in sich zusammenhängend, so sich selbst gleich sein sollte als er wirklich war. Denn diese Richtung seiner Tätigkeit steht mit seinem Bestimmtsein für die Geselligkeit und durch die Geselligkeit in der engsten Verbindung. Der spekulative Denker auch im weiteren Sinn kann nur Vorarbeiter haben und Schüler, Genossen aber nicht; und die Geselligkeit muss ihm etwas Besonderes für sich sein abgesondert von seiner Hauptrichtung. Buttmann aber liebte die Geselligkeit nicht nur für das Leben, wiewohl er auch dort Meister darin war, sondern auch für das Wissen, und er liebte sie so frei und gleich als möglich; er wollte und suchte grade Genossen, und sowenig er sich als Meister aufdrang, sowenig suchte er auch Schüler festzuhalten, sondern mochte, dass jeder sobald als möglich auf eigenen Füssen stände. Darum war natürlich die geschichtliche Forschung, und nun, nachdem er sich einmal für diese vorzüglich bestimmt hatte, die geschichtliche Sprachforschung insonderheit sein eigentümlichstes Gebiet. Denn hier gilt es Genossen je mehr je besser, Autoritäten aber sind nichts; weshalb er auch hier auf das festeste an jenem Gegensatz hielt, und nicht wollte,

dass die Sprache sollte auf spekulative Weise konstruiert werden, da sie ein geschichtlich Gewachsenes ist. Darum machte ihm auch in jeder Sprache das die meiste Freude, wodurch sie sich jenem Ansinnen am schroffsten widersetzt, der Sprachgebrauch, der als Tatsache hingestellt werden kann, je rätselhafter desto lieber. Ja fasste er auch schon die Regeln mit der grössten Vorsicht in dieser Beziehung: so waren ihm doch die Ausnahmen die eigentlichen Gegenstände seiner Liebe, und er freute sich wenn sie lange ihn diese jugendliche Frische geniessen liessen, weil er ja doch nicht anders konnte, als auch für sie Analogien zu suchen und sie dadurch unter Regel zu bringen. Hierin aber war er auch ein Meister, wie es wenige gegeben hat; die Einzelheiten der Sprache standen ihm zu Gebote auf eine fast magische Weise zu jedem Spiel und zu jedem Ernst. Durch entfernte Verwandtschaften das deutlich machen, was am meisten vereinzelt erscheint und unerklärlich, Vergleichungen und Verständigungsmittel herbeibringen, von wo ein anderer sie nicht gesucht hätte, mit dieser Virtuosität überraschte er immer wieder aufs neue. Aber nicht leicht konnte auch etwas ihn so leicht in eine ihm nicht gewohnte Spannung versetzen, als wenn er fürchtete, dass selbst Freunde und Kenner eine Zusammenstellung, mit der es ihm ernst war, und die er schon in einer gewissen Gestaltung vortrug, eher scherzhaft nehmen möchten. Dies war vielleicht das einzige, worüber er bisweilen wenigstens schien keinen Scherz verstehen zu wollen. Das Systematisieren aber in der Sprache und in der Geschichte hasste er aufrichtig, teils weil er es von einer Seite als eine absolute Verkehrtheit erkannte, von der andern Seite aber als einen Zustand der Wissenschaft voraussetzend, der noch gar

nicht vorhanden ist, teils weil es, wenn einmal anerkannt, auch eine tyrannische Autorität ausübt, indem es die einzelne Forschung lähmt, und einen tötenden Mechanismus an die Stelle setzt. Dieses ist die ihm widerwärtige Anmassung, fast das einzige nebst ausgesprochner Schlechtigkeit, was seinen duldsamen und nachsichtigen Geist in Harnisch bringen konnte. Dass er an den Bemühungen die philologischen Studien selbst zusammenhängender zu gestalten und sie als ein geschlossenes Ganze darzustellen keinen Teil nahm, damit hängt es anders zusammen. Er erkannte sie an, aber sie affizierten ihn nicht, weil sie ganz ausserhalb seiner Richtung liegen. Und wer weiss, ob nicht hiebei etwas von dem gesunden Skeptizismus zum Grunde lag, der ein so grosses leitendes Prinzip für ihn war, und den wir gewiss alle für ein wesentliches Element akademischer Wissenschaftlichkeit ansehen. Denn wenn wir unsern Charakter so aussprechen, dass wir nicht bestimmt sind die Wissenschaft zu überliefern sondern weiter zu fördern: so würde diese Richtung etwas ganz Unbestimmtes sein und nur auf Geratewohl und gutem Glück beruhen, wenn sie sich nicht gründete auf eine immer erweiterte Untersuchung der Art, wie der gegenwärtige Tatbestand der Wissenschaft entstanden ist. Denn jeder versündigt sich an der Wissenschaft, der, indem er in den Gang derselben eingreift, seinen Vorgängern gradezu Decharge erteilt über das, was sie an ihn abliefern; alle bedeutenden Verbesserungen gehen aus von der Revision des früheren Verfahrens. Und eben hierin muss Buttmann vor anderen gerühmt werden. Man kann im besten Sinne des Wortes von ihm sagen, dass sich nichts für ihn von selbst verstand; sobald etwas für ihn Gegenstand eigner Forschung wurde,

erkannte er keine Autorität an, sondern fragte unmittelbar die Sache, und wusste sie zum Reden zu bringen. Und dass man so bestimmt innewird, er will nichts als dieses, und er versteht sich auf das Anklopfen um jeder verdächtigen Stelle einen verräterischen Ton zu entlocken, das gab allen Untersuchungen, die er uns vorgetragen hat, die ihm eigentümliche jeden, auch dem der Gegenstand fernliegt, anlockende Frische. Damit nun hing aber auch zusammen, dass er auch in den wissenschaftlichen Regionen, wo er nicht selbst einwirkte, nicht zu den Gläubigen gehörte, zumal wo er die Spuren einer fleissigen Kritik des zurückgelegten Weges vermisste. Und so mag er über die enzyklopädische und andre theoretischen Bemühungen auf dem Gebiete der Philologie wohl auch unsicher gewesen sein, obwohl die Begriffe, von denen man ausging, auf die gehörige Weise festgestellt wären, und Hoffnung gäben, in ein einfach geordnetes Ganze zusammenzugehen.

Als Buttmann in unsere Akademie aufgenommen ward, hatte er nicht nur die volle persönliche Anerkennung der Akademiker für sich, mit denen er in näherer Verbindung stand, sondern seine Grammatik war schon so weit ausgearbeitet, dass sie seinen philologischen Ruf in Deutschland begründete; auch hatte er sich auf dem Gebiet historischer Forschungen über die Mythen mit Glück versucht; ja es war ihm schon mehrere Jahre vor seinem Eintritt die Auszeichnung geworden, dass die Akademie eine ihr überreichte Abhandlung in ihre Denkschriften aufnahm. Seine in der Akademie vorgelesenen und in deren Denkschriften abgedruckten Abhandlungen sind sämtlich einzelne selbständige Forschungen, teils über mythische Gegenstände, teils über Personen und Sachverhältnisse aus dem früheren

und dem weniger gekannten Altertum. Die meisten davon sind schon in seinem Mythologus gesammelt, so wie in seinem Lexilogus manches sich findet, was er in mehreren Klassensitzungen immer unter sehr lebhafter Teilnahme der Anwesenden mitgeteilt hatte. Die letzte, die er las, wich um etwas hievon ab, und ist, soviel ich weiss, das einzige öffentliche Zeugnis von einer Liebhaberei, die immer nur Nebenbeschäftigung geblieben war, nämlich der Astrognosie; er führte uns zurück auf die frühere Gestaltung der noch gangbaren Sternbilder, und suchte die Entstehung derselben auf die möglichst natürliche Weise deutlich zu machen. Wiewohl damals das Leiden, welches seinen Tod herbeiführte, schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte, überfiel doch wohl keinen unter uns eine bestimmte Ahndung davon, dass dies seine letzte Leistung sei, und dass er gleichsam unter dem gestirnten Himmel Abschied von uns nehme, bemüht auch jene Sphären mit dem Auge des Volkes zu sehen, dessen Art zu sehen und zu denken in seiner Sprache zur rechten Anschauung zu bringen der wissenschaftliche Beruf seines Lebens war. Und doch war es so; denn nicht gar lange darauf trug er uns in bezug auf seinen körperlichen Zustand den Wunsch vor, von den regelmässigen Arbeiten an der Akademie dispensiert zu werden – bis auf weiteres sagte er zwar; denn er wollte weder uns noch sich die Hoffnung rauben – aber er selbst war tief bewegt in diesem Augenblick, und an keinem wohl ist diese Bewegung ohne eine eigne vorübergegangen.

Nach unseres Spaldings Tod war das von diesem verwaltete Sekretariat der historisch-philologischen Klasse auf Buttmann übergegangen. Er hatte freilich nie eine Neigung zu äusserer Geschäftsführung, teils weil er komplizierte

Verantwortlichkeiten scheute, was auch wieder mit seiner, wenn man auf den Erfolg sieht, den er darin hatte, ganz unbegründeten Abneigung gegen den eigentlichen Lehrstand zusammenhängt, ja auf das innigste in seine Eigentümlichkeit verwebt war, teils aus gesunder Abneigung gegen alles was bloss Förmlichkeit ist. Diesem Geschäfte aber glaubte er doch nicht sich entziehen zu dürfen. Ein freier Verein von Gleichen kann seinen Geschäftsführern keine Verantwortlichkeit aufladen; sie werfen sie auf die Gesamtheit zurück, indem sie immer nur die bestehende Ordnung vollziehen oder in bestimmten Aufträgen handeln. Und einem solchen Verein von wissenschaftlichen Männern glaubte er es angemessen, blosse Förmlichkeiten so viel möglich fern von ihm zu halten. In dieser Hinsicht verdanken wir ihm manches Bequemere, ohne dass doch je das Wesentliche darunter gelitten hätte. Aber schon seit mehreren Jahren fühlte er immer besonderen Drang sich dieses Amtes zu entledigen, und konnte nur eine Zeitlang durch Rücksicht auf das Wohl der Akademie davon abgehalten werden. Er legte es aber nieder, noch ehe er sich jene allgemeine Entbindung erbat.

Ich bin an meinem Ziele angekommen, und wünsche mir Glück, dass ich nicht mehr übernommen habe. Sollte ich von der Zeit reden, nachdem er aufgehört unter uns wirksam zu sein, von dieser Zeit, die zumal in Vergleich mit einem solchen früheren kein Leben mehr war, sondern nur der noch nicht gekommene Tod, von jenem allmählichen Verfall nicht des Geistes wollen wir zwar sagen, aber doch seiner Wirksamkeit und Äusserungskraft, nur weil der Leib ihm täglich mehr den Gehorsam versagte: so würde ich der Wehmut meines Gefühls erliegen. Sollte ich

ihn darstellen rein menschlich in seinem ganzen Wesen, in der männlichen Kräftigkeit seines ganzen Lebens, in der nie verletzten Achtung für die Freiheit anderer, in seinem lebendigen Eifer für das Gute und Wahre und seiner gänzlichen Abneigung von allem Parteiwesen, in der grossartigen Freiheit seiner sittlichen Gesinnung und in seiner fast ängstlichen bürgerlichen Gesetzlichkeit, in der lebendigen echt christlichen Frömmigkeit seines Herzens und der antiken Ungebundenheit seines Mundes, in dem wahren Ernst seiner Handlungsweise und der unbeschreiblichen Milde seines Urteils, in der unübertrefflichen Keckheit seines Witzes und seiner Launen und der immer gleichen Weichheit für das Mitgefühl fremden Leidens: ich täte, was denen doch nicht befriedigend sein könnte und noch weniger anschaulich, die ihn nicht kannten, und was doch überflüssig wäre für uns die wir ihn kannten – und nicht leicht einer der Unsrigen ist in unserem Kreise so ganz gekannt, so übereinstimmend gewürdigt, so ungeteilt geliebt worden, als er.

BOECKH AUF WILHELM VON HUMBOLDT

LITERATUR UND WISSENSCHAFT haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, dass den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkürlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen musste, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, dass, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.

Der Freiherr Wilhelm von Humboldt, welcher unserer Akademie, unserem Staate, der gesamten gebildeten Welt vor kaum drei Monaten entrissen worden, hatte unter jenen Helden auf dem Felde der Wissenschaft und des ganzen geistigen Lebens keine geringere Stelle als im Staat errungen; bei seinem Grabe öffnete sich von neuem jene beklagenswerte Kluft: wer unter uns Lebenden berechtigte schon jetzt oder liesse hoffen, als sein Nachfolger und Ersatzmann zu gelten für das laufende oder das folgende Menschenalter? Gesetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche er in seiner Person vereinigte, könnten einzeln mit demselben oder ähnlichem Glück verfolgt, und so, was er zu seinem Ziel gestellt, fortgesetzt, vielleicht auch in Kleinigkeiten noch vollständiger erreicht werden, weil die neuen Arbeiter jeglicher sich auf einen kleinern Teil des geistigen Gebietes beschränkten und dieses bis ins besonderste zu vollenden suchten: wiewohl Humboldt von den

umfassendsten und allgemeinsten Ansichten mit seltener Hingebung und Geduld bis in die geringsten und feinsten Einzelheiten hinabstieg, und gerade dieses mit zu seiner Eigentümlichkeit gehörte, dass er aus der Gesamtheit des unzähligen Mannigfaltigen den allgemeinen Gedanken hervorbildete, und ebenso diesen wieder bis in das besonderste organisch gliederte, den gesamten Stoff, welcher für andere tot dalag, mit Leben und Geist durchdrang, befruchtete und beseelte: doch gesetzt auch, sage ich, die Richtungen, welche er verband, würden in ihrer Trennung nicht ohne Glück verfolgt, so wird doch die grosse Persönlichkeit nicht wiederhergestellt, welche den vielseitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarste Wechselwirkung verschiedener und gewissermassen entgegengesetzter Tätigkeiten auf einander möglich wurde. Wenn der eine die Logik, der andere die Poetik oder Rhetorik, der dritte die Politik oder Erziehungslehre, der vierte die Tiergeschichte oder die Anatomie oder die Meteorologie vortrefflich behandelt und weiter fördert, so schreiten zwar die Wissenschaften für sich fort, aber alle diese einzelnen wissenschaftlichen Männer geben uns nicht den Geist des Stagiriten wieder, in welchem das Gesamte des menschlichen Wissens begriffmässig gestaltet seinen Mittelpunkt gefunden hatte, während die bedeutendsten Vertreter einzelner Lehren doch immer nur als Punkte in der Peripherie stehen: hier fehlt die gegenseitige Beleuchtung, welche der eine Teil des Erkennens dem andern zuwirft, und das Grossartige, welches eben darin liegt, dass in diesem einen Geiste unendlich viele Strahlen des Wissens als in Einem Brennpunkte zu dem stärksten Lichte versammelt und in die Monas einer einfachen Seele

gleichsam zu unendlicher Dichtigkeit zusammengedrängt sind. Dasselbe wendet sich ohne weitere Ausführung von selber an auf die Verbindung der Tätigkeiten des Staatsmannes und Gelehrten, eine Verbindung, deren Wichtigkeit um so mehr einleuchtet, je mehr die gewöhnliche Geschäftstätigkeit für idealere Betrachtung, und wissenschaftliches Leben für den Betrieb öffentlicher Geschäfte abstumpft. Wenn nun freilich letztere Vereinigung heutzutage nicht mehr in demselben Grade wie ehemals unstatthaft scheint, weil das wissenschaftliche Erkennen aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten ist und sich dem Kampfplatze des Lebens genähert hat, die Staaten aber empfänglicher für die Herrschaft des Gedankens geworden sind; worin wir einen wesentlichen Fortschritt des menschlichen Geschlechts finden zu dürfen glauben: so hat in neueren Zeiten doch schwerlich irgend einer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Grösse des Geistes und solchem Geschick gehandhabt als Wilhelm von Humboldt. Er war, wie wir alle wissen, nicht etwa bloss das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, der nur einer sehr untergeordneten Einsicht als Staatsmann gilt: obgleich er wie in der Wissenschaft, so in seiner öffentlichen Wirksamkeit auch dem Kleinen und Besondern Genauigkeit und Sorgfalt widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann, und wir wagen es zu sagen, und es wird in den verschiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verstanden werden, er war ein Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes. In der Wissenschaft zeigte er, wie viele Seiten und Teile derselben er auch in sich verknüpfte, nirgends sich etwa nur als vornehmen Liebhaber,

noch fand man etwa den gewöhnlichen Fachgelehrten, sondern das Freie, Leichte und Zwanglose des erstern, der nur zu eigener Ergetzung sich mit der Wissenschaft beschäftigt, und die Gründlichkeit und Ausdauer des letztern; und überall unverwandt den Blick auf das Edlere und wahrhaft Menschliche, und dadurch sein ganzes Erkennen geläutert und zum Idealen erhoben. Philosophie und Poesie, Redekunst, geschichtliche, philologische, linguistische Gelehrsamkeit waren in ihm zu einer durch keinen Missklang gestörten Harmonie, und zu jenem wunderbaren Ebenmass verschmolzen, welches das Gepräge der besonnensten Meisterschaft ist. Klarheit und Tiefe, hoher Verstand und eindringender Scharfsinn und lebendige Einbildungskraft, Würde und Anmut, Bewältigung eines ungeheuern mit unermüdlichem Fleisse zusammengebrachten Stoffes, der mit strenger Technik für den Gedanken verarbeitet ist, und wieder der feinste Geschmack und ein zarter Sinn für vollendete Kunstform, mit Gewandtheit und antiker Plastik der Darstellung, geben seinen Werken ebensosehr dauernden Wert als eigentümlichen Reiz. Genährt durch das klassische Altertum blieb er diesem stets mit gleicher Liebe und Bewunderung zugewandt; seine reifere Jugend griff ein in die alles damals belebenden dichterischen, ästhetischen und spekulativen Richtungen der grossen Bildner unserer Literatur und Philosophie: aber wie Platons frühere dichterische Studien auch über seine späteren philosophischen Werke einen wundervollen Glanz verbreiten, so verklärt Humboldts nachmalige Forschungen über die Sprachen der gesamten Menschheit, in welchen er den ganzen Erdkreis in dieser Beziehung umspannend, früher kaum geahnetes in einem

Maasse leistete, welches die Kraft des einzelnen zu übersteigen scheint, die Glorie einer von dem Urbilde der Schönheit ursprünglich erfüllten Seele. Diesen Studien hat er neben erheiternden Poesien bis an das Ende seines Lebens mit einer schöpferischen Kraft gelebt, die selbst von grosser Körperschwäche nicht überwältigt werden konnte; und das letzte Werk hat er der Akademie, welcher er stets seine regste Teilnahme gönnte, als ein teures Vermächtnis zurückgelassen. Nur als Einleitung zu dem, was hiervon heute mitgeteilt werden soll, spreche ich diese Worte; einer spätern Versammlung bleibt es vorbehalten, die akademische Pflicht gegen das Andenken des grossen Mannes in einer ausführlichern Darstellung zu erfüllen. Das Werk, von welchem ich rede, führt den Titel: Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Es besteht aus drei Büchern und einer Einleitung, welche den zweiten Band der Schriften der Akademie aus dem Jahre 1832 bilden werden. Das erste bereits gedruckte Buch handelt über die Verbindungen zwischen Indien und Java, und enthält eine grosse Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, Mythologie, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner, und über den indischen Einfluss auf dieselben, namentlich in Beziehung auch auf den Buddhismus. Das zweite Buch gibt die Grammatik der Kawi-Sprache aus dem in Raffles' Geschichte von Java abgedruckten Teile des Kawi-Gedichtes Brata-Yuddha, überall im Vergleich mit der Grammatik der übrigen Sprachen des Malaiischen Stammes, unter welchem Namen mit der Bevölkerung von Malakka die Bewohner aller Inseln des grossen südlichen Ozeans zusammengefasst werden, deren Sprachen mit der im engern

Sinne Malaiisch genannten auf Malakka zu einem und demselben Stamme gehören. Dieses Buch wird etwa vierzig Druckbogen einnehmen. Das dritte, ungefähr zwanzig Bogen stark, geht näher ein auf die Grammatik mehrerer malaiischen Sprachen, der madekassischen, tagalischen, tongischen, tahitischen, neuseeländischen und anderer, und schliesslich auf die Sprachen der Australneger. Die auf etwa funfzig Druckbogen angeschlagene Einleitung betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts: hier hat der Verewigte die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefasst. Mit der Lesung eines Bruchstückes aus dieser Einleitung wird die heutige Sitzung würdig beschlossen werden.

Wilhelm von Humboldt war unter seinen Zeitgenossen derjenige, welcher die meisten Sprachen grammatisch studiert hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er so, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, widmete jeder die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Sprachen zuteil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Literatur sich herabsenkt. Er war zugleich der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluss auf die geistige Bildung der Menschheit am sinnigsten und lichtvollsten bestimmte. Das hinterlassene Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen der Erkenntnis geweihten Leben ein mächtiger Geist die zerstreuten Quellen des Wissens zusammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Ansichten schöpfen, und den verschiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Gesetzen der Intelligenz beherrschend unterwerfen kann.

BOECKH AUF STEFFENS

WENN GERADE ICH, VEREHRTER HERR, im Namen der Akademie Sie als neu aufgenommenes Mitglied begrüsse, so verdanke ich diese Ehre nur meiner amtlichen Stellung zu Ihnen, inwiefern wir beide der philosophisch-historischen Klasse angehören, nicht, wie derjenige Sprecher, welcher vor mir unsere neuen Amtsgenossen bewillkommt hat, der Einsicht in das Gebiet, auf welchem der Gewählte vorzugsweise sich bewegt. Sie, verehrter Herr, haben den grössten Teil Ihrer Studien der Erforschung der Natur geweiht, der Natur in ihren einzelnen Erscheinungen, welche sich der Beobachtung und dem Versuche offenbaren, und der Natur in ihrer Ganzheit, welche Sie mit grossartiger Anschauung und Erkenntnis als Philosoph begreifen. Sie haben zugleich, aus diesem Reiche der Notwendigkeit heraustretend, das geistige und geschichtliche Leben der Menschheit, welches sich mit Freiheit und Gemüt gestaltet, Ihrer Betrachtung unterworfen, auch hier dieselbe grossartige Weltanschauung entwickelt, die echten und die krankhaften Richtungen unserer eigenen Zeit mit dem Auge des Weisen verfolgt und kräftig auf das Bessere hingewiesen. Sie haben auch jenseits der Grenzen derjenigen Wissenschaften, denen unsere Akademie gewidmet ist, den dichterischen Sinn, der Ihr ganzes Wesen durchdringt und erhebt, in freiem Spiel entfaltet. In allen diesen Beziehungen muss ich Ihrer Tätigkeit fremd erscheinen. Aber es gibt eine geheime Übereinstimmung der Geister, die auch Männern, welche sich auf ihren wissenschaftlichen Wegen selten oder nie begegnen, eine wechselseitige Berührung des Innern gestattet. Während Sie andern unter uns durch genauere Verwandtschaft der Studien näher stehen und von diesen

besser gewürdigt werden mögen, fühle ich Ihnen dem Geiste und der Gesinnung nach mich nahe genug, um der Akademie Glück zu wünschen, dass wir Sie unter die Unsrigen rechnen können; ich fühle mich Ihnen um so weniger entfernt, als ich selber in meiner Jugend von Ihnen mit jener Begeisterung erfüllt worden bin, die aus der Tiefe Ihrer Seele hervorquillend den empfänglichen Zuhörer mit magischer Gewalt ergreift; und mit den meisten der Unsrigen habe ich Ihren für alles Edle, Gute und Schöne glühenden Sinn in andern Verhältnissen zu sicher erkannt, als dass wir nicht alle erfreut sein sollten, durch das akademische Band Ihnen noch enger verknüpft zu werden. Welchen Wert Ihrerseits auch Sie auf diese neue Verbindung legen, haben gewiss wir alle eben jetzt mit Genugtuung vernommen. Allerdings streben wir nach gediegenen Leistungen: aber die Hoffnung der Vollendung in der Wissenschaft ist ein jugendlicher Traum. Täglich erzeugt neue Forschung Neues; der Riesenbau der menschlichen Erkenntnis steigt immer höher und höher durch die unermüdliche Arbeit des Geistes. Das Kunstwerk entspringt aus dem Geiste des Bildners wie Pallas aus dem Haupte des Zeus in Einer unmittelbaren Erzeugung so weit fertig, dass der Künstler nur noch das erfasste Bild mit der formenden Hand dem Blicke zu versinnlichen braucht, und hat in sich seine unabänderliche, keiner Nachhilfe bedürftige Vollendung; die Wissenschaft ist durch so viele Einzelheiten bedingt, dass sie stets weiterer Vervollkommnung fähig bleibt. Aber was in der Wissenschaft vollendet sein kann, der Geist, der sie durchweht, das vollendet der Genius, der auch dem Kunstwerke die Weihe gibt: und in Ihnen regt sich der Genius.

BOECKH AUF SCHELLING

DIE BESCHEIDENE FEIER, WELCHE UNsere Akademie dem Gedächtnis unseres grossen Leibniz widmet, lässt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Leibniz gilt als Stifter dieser Gesellschaft, und mit Recht; Leibniz hat in vielen Fächern der Wissenschaft und Gelehrsamkeit Bedeutendes geleistet, in der Philosophie und Mathematik Epoche gemacht; er hat auch auf die praktischen Kreise, auf Staat und Kirche einzuwirken gesucht: so können auch wir ihn heute in seiner unmittelbaren Beziehung auf die Akademie, oder als den Mann von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung überhaupt oder für dieses oder jenes Fach, oder in seiner mehr nach aussen gerichteten Tätigkeit betrachten. Die Universalität seines Geistes macht es auch einer und derselben Person möglich, in kurzen Zwischenräumen, wie es von uns geschehen muss, wiederholt über ihn zu sprechen, ohne der Gefahr oder Notwendigkeit ausgesetzt zu sein wieder auf dasselbe zu geraten. Dennoch dürfte ein stärkerer Wechsel derjenigen, welche hier über ihn zu sprechen haben, nicht unerwünscht sein, und am liebsten möchte man wohl solche über ihn hören, die ohne erst zu dem Zwecke eines Vortrages notdürftige Studien zu machen, durch häufigen Verkehr mit des grossen Mannes eigentümlichsten und hauptsächlichsten Leistungen dem Gegenstande ganz gewachsen sind. Wer hätte nicht, um dieses gerade naheliegende Beispiel zu wählen, den tiefsinnigen Philosophen, welchen uns der Tod vor kurzem entrissen hat, lieber statt meiner an diesem Gedächtnistage über Leibniz sprechen gehört? Wie also, wenn es möglich sein oder gelingen sollte, eine Vermittelung zu treffen, dass dieser durch meinen Mund spräche? Die

Philosophen, ausgenommen wenige die fast nur ihren nächsten Vorgänger kennen oder kennen wollen, schliessen sich gern an einen oder mehre der früheren an, und man kann sicher darauf rechnen, dass wer diesen bestimmten anerkennt, auch zu andern bestimmten sich hingezogen fühlen werde. Wer für Platon gestimmt ist, schätzt auch den Bruno und Spinoza hoch, wie verschieden auch Platon und Spinoza sein mögen; und die meisten, welche diese drei anerkennen, sind auch unserem Leibniz hold: ja ich würde dies noch allgemeiner aussprechen, wenn mir nicht doch eine bedeutende Ausnahme erinnerlich wäre. Schelling steht in jener Reihe, und er hat es geliebt auf Geistesverwandte Rücksicht zu nehmen.

An dem heutigen Tage, der zugleich ein Gedenktag für kürzlich hingeschiedene Amtsgenossen sein soll, scheint es mir daher nicht unangemessen zu sein, einige wenn auch nur obenhin gegriffene und wenn man will dilettantische Bemerkungen über Schellings Verhältnis zu Leibniz und seine Ansicht von diesem und seinen Philosophemen zu geben. Zusammengesucht aus vielen seiner Schriften können sie dennoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, und Geringeres lasse ich sogar absichtlich weg: noch weiter bin ich von der Anmassung entfernt, etwa in dieser Einkleidung eine Gedächtnisrede für Schelling zu halten, die für den heutigen Tag selbst ein Mann vom Fach geliefert hat. Freilich könnte mich auch von diesem beschränkteren Vorhaben Ein Gedanke abhalten. Wenn Sokrates von dem grossen Parmenides, dem ehrwürdigen, gewaltigen, tiefen, sprechend sagt, er fürchte, dass er dessen Worte nicht verstehe, noch viel mehr aber hinter dem zurückbleibe, was jener dabei sich dachte, so mag auch

mir in dem vorliegenden Falle eine ähnliche Befürchtung um so weniger zu verargen sein, je häufiger der tiefsinnige Philosoph, dessen Ansichten über Leibniz ich zusammenzustellen versuche, darüber geklagt hat, dass er nicht verstanden oder falsch verstanden werde, und je leichter in der Wiedererzählung abgerissener Urteile ein Missverständnis mit unterlaufen kann. Selbst dass der edle und mir wohlwollende ältere Amtsgenosse gelegentlich einmal mit etwas zweideutiger Artigkeit gegen mich geäussert hat, er sei überzeugt, dass ich ihn verstehen könne, wenn ich wolle, kann dieses Bedenkens bei dem besten Willen mich nicht entheben. Es kommt hinzu, dass seine Äusserungen über Leibniz nur in früheren Schriften enthalten sind, aus denen auch ich sie meist nach Jugenderinnerungen kenne, und dass man ihn eines bedeutenden Wandels seiner Ansichten zeiht. Aber bei welchem Gegenstande der Betrachtung fänden sich nicht Bedenken? Wer nur immer alle Bedenken bedenken wollte, müsste sich zu völligem Schweigen verurteilen, von welchem ich nicht zu sagen weiss, ob es das Unbedenklichste oder das Bedenklichste sei.

Wenn Schelling darüber klagte, dass er nicht verstanden werde, sagte er von sich nur was er auch von Leibniz sagte. Es ist unstreitig ein wahres Wort, wenn er in den Ideen zu einer Philosophie der Natur ausspricht, dass «von jeher die alltäglichsten Menschen die grössten Philosophen widerlegt haben, mit Dingen, die selbst Kindern und Unmündigen begreiflich sind. Man hört, liest und staunt, dass so grossen Männern so gemeine Dinge unbekannt waren, und dass so anerkannt kleine Menschen sie meistern konnten». «Viele», sagt er, «sind überzeugt, Platon würde, wenn er nur Locke lesen könnte, beschämt von dannen

gehen; mancher glaubt, dass selbst Leibniz, wenn er von den Toten auferstünde, um eine Stunde lang bei ihm in die Schule zu gehen, bekehrt würde, und wie viele Unmündige haben nicht über Spinozas Grabhügel Triumphlieder angestimmt!» Es ist eine fast unübersteigliche Kluft zwischen den Menschen vom gemeinen Sinn und den spekulativen Geistern. «Was war es doch», lässt er jene fragen, «was alle diese Männer antrieb, die gemeinen Vorstellungsarten ihres Zeitalters zu verlassen und Systeme zu erfinden, die allem entgegen sind, was die grosse Menge von jeher geglaubt und sich eingebildet hat? Es war ein freier Schwung, der sie in ein Gebiet erhob, wo ihr auch ihre Aufgaben nicht mehr versteht, so wie ihnen dagegen manches unbegreiflich wurde, was euch höchst einfach und begreiflich scheint.» So verhält es sich mit Leibniz sicherlich, und nicht allein gemeine, nein selbst ausgezeichnete Geister, deren Grösse jedoch auf einem anderen Felde liegt, geben hiervon den Beweis: ich brauche nur an Friedrichs des Grossen Urteile über einige der wichtigsten Leibnizischen Lehren zu erinnern. Dass Schelling gerade auf diese, die dem gemeinen Sinne nur als Phantasiegebilde erschienen, seine Aufmerksamkeit richtete, namentlich auf die Monadologie und die prästabilierte Harmonie, lässt sich von vornherein erwarten: er schreibt sich aber ein neues und eigentümliches Verständnis derselben zu, und wird nicht müde zu wiederholen, dass Leibniz noch nicht verstanden worden. Es scheint mir, dass er sich nicht gleich zu Anfang seines Philosophierens, namentlich in der Abhandlung vom Ich als Prinzip der Philosophie, schon in diesem Verständnisse befand, wenn er sagt, der transzendente Realismus, den er unserem Leibniz zuschrieb, sehe die Objekte überhaupt

als Dinge an sich an, könne daher das Wandelbare und Bedingte an ihnen nur als Produkt des empirischen Ichs ansehen, und sie nur, insofern sie die Form der Identität und Unwandelbarkeit haben, als Dinge an sich betrachten: so habe Leibniz, um die Identität und Unwandelbarkeit der Dinge an sich zu retten, zur prästabilierten Harmonie seine Zuflucht nehmen müssen; die Leibnizischen Monaden hätten die Urform des Ichs, Einheit und Realität, identische Substantialität und reines Sein als vorstellende Wesen, dagegen hätten alle diejenigen Formen, welche vom Nicht-Ich aufs Objekt übergehen, Negation, Vielheit, Akzidentalität, Bedingtheit, als bloss in der sinnlichen Vorstellung desselben vorhanden, empirisch-idealistisch erklärt werden müssen; Leibniz sehe alle Erscheinungen als ebensoviele Einschränkungen der Realität des Nicht-Ichs an, und alles, was da ist, sei ihm Nicht-Ich, selbst Gott, in dem alle Realität, aber ausserhalb aller Negation, vereinigt sei. Hier ist noch nicht von einem Missverstehen der Leibnizischen Lehren die Rede. Aber nicht lange nachher, in den Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre, ist er ergrimmt über die Halbköpfe, die von Kant gehört, was Leibniz behaupte, aber zu aufgeklärt geworden, um ihn selber zu lesen: «Unsterblicher Geist, was ist unter uns aus deiner Lehre geworden! Was aus den ältesten, heiligsten Traditionen geworden ist; – doctrina per tot manus tradita tandem in vappam desiit!» Wie es überhaupt in der Geschichte der Philosophie Beispiele gebe von Systemen, die mehre Zeitalter hindurch rätselhaft geblieben, so sei erst jetzt die Zeit gekommen, Leibnizen zu verstehen; denn so wie er bisher verstanden worden, könne er nicht verstanden werden, wenn er, wie

jemand damals gesagt hatte, im Grunde doch recht haben solle. Selbst von denen, welche sich zu ihm bekennen oder die Philosophie zu ihm zurückführen wollten, sei die Lehre in Hauptpunkten, der vorherbestimmten Harmonie, dem Verhältnis der Monaden zu Gott, und andern ganz unverstanden geblieben. Indem er als kongenialer Geist, weil das Gleiche nur von Gleichem erkannt werden kann, tiefer in Leibniz eindrang, geht er bald so weit zu sagen: «Die Zeit ist gekommen, da man seine Philosophie wiederherstellen kann. Sein Geist», fährt er fort, «verschmähte die Fesseln der Schule; kein Wunder, dass er unter uns nur in wenigen verwandten Geistern fortgelebt hat und unter den übrigen längst ein Fremdling geworden ist. Er gehörte zu den wenigen, die auch die Wissenschaft als freies Werk behandeln. Er hatte in sich den allgemeinen Geist der Welt, der in den mannigfachsten Formen sich selbst offenbart und wo er hinkommt Leben verbreitet.» Doch spricht er ihn nicht davon frei, durch eigene Schuld nicht verstanden worden zu sein, und er setzt auch Leibnizens Nebenbuhler nicht ungemässigt herab. Hat man seiner und der nächstverwandten Schule mit Recht vorgeworfen, dass sie gegen Newton eine bis ins Unverständige und Unanständige gehende Geringschätzung äussere, so verdient nicht vergessen zu werden, was er über das Verhältnis beider sagt. «Selten», meint er, «haben grosse Geister zu gleicher Zeit gelebt, ohne von ganz verschiedenen Seiten her auf denselben Zweck hinzuarbeiten. Während Leibniz auf die prästabilierte Harmonie das System der Geisterwelt gründete, fand Newton im Gleichgewicht der Weltkräfte das System einer materiellen Welt.» Die Auflösung beider Systeme in eins oder die Auflösung des

Geistigen und Natürlichen, des Idealen und Realen in eins ist ihm das letzte Ziel unseres Wissens: «Wenn anders im System unseres Wissens Einheit ist, und wenn es je gelingt, auch die letzten Extreme desselben zu vereinigen, so müssen wir hoffen, dass eben hier, wo Leibniz und Newton sich trennten, einst ein umfassender Geist den Mittelpunkt finden wird, um den sich das Universum unseres Wissens – die beiden Welten bewegen, zwischen welchen jetzt noch unser Wissen geteilt ist, und Leibnizens prästabilierte Harmonie und Newtons Gravitationssystem als ein und dasselbe, oder nur als verschiedene Ansichten von einem und demselben erscheinen werden.»

Das erste hauptsächliche Missverstehen der Leibnizischen Lehre findet nun Schelling darin, dass man jenem eine Welt von Dingen an sich beilege, die von keinem Geiste angeschaut und erkannt, doch auf uns wirken und alle Vorstellungen in uns hervorbringen. «Leibniz wusste von keinem Dasein, als nur von einem solchen, das sich selbst erkennt, oder von einem Geiste erkannt wird. Das letztere war ihm blosse Erscheinung. Was aber mehr als Erscheinung sein sollte, daraus machte er nicht ein totes, selbstloses Objekt. Darum begabte er seine Monaden mit Vorstellkräften, und machte sie zu Spiegeln des Universums, zu erkennenden, vorstellenden, und nur insofern nicht ‹erkennbaren›, nicht ‹vorstellbaren› Wesen.» Sein erster Gedanke, von dem er ausging, war: dass die Vorstellungen von äussern Dingen in der Seele kraft ihrer eigenen Gesetze, wie in einer besonderen Welt entstünden, als wenn nichts als Gott (das Unendliche) und die Seele (die Anschauung des Unendlichen) vorhanden wäre: keine äussere Ursache könne auf das Innere eines Geistes wirken. «Als Leibniz dies

sagte, sprach er zu Philosophen: Heutzutage haben sich Leute zum Philosophieren gedrungen, die für alles andere, nur für Philosophie nicht, Sinn haben. Daher, wenn unter uns gesagt wird, dass keine Vorstellung in uns durch äussere Einwirkung entstehen könne, des Anstaunens kein Ende ist. Jetzt gilt es für Philosophie, zu glauben, dass die Monaden Fenster haben, durch welche die Dinge hinein und heraus steigen.» Die ganzen Systeme des Spinoza und Leibniz seien nichts anderes als der von diesen allein gemachte Versuch, aus der Natur des endlichen Geistes die Notwendigkeit einer Sukzession seiner Vorstellungen abzuleiten, und damit diese Sukzession wahrhaft objektiv sei, die Dinge selbst zugleich mit dieser Aufeinanderfolge in ihm werden und entstehen zu lassen: Spinoza habe eingesehen, dass in unserer Natur Ideales und Reales, Gedanke und Gegenstand innig vereinigt seien, zwischen den wirklichen Dingen und unseren Vorstellungen von ihnen keine Trennung stattfinde; aber sich selbst überfliegend habe er sich sogleich in die Idee eines Unendlichen ausser uns verloren, und sein System gebe keinen Übergang vom Unendlichen zum Endlichen: nach Leibniz dagegen sei in mir jene notwendige Vereinigung des Idealen und Realen, des Absoluttätigen und Absolutleidenden, die Spinoza in eine unendliche Substanz ausser mir versetzte, ursprünglich ohne mein Zutun da, und eben darin bestehe meine Natur. Ohne sich auf diesen Punkt gestellt zu haben, wo Leibniz sich von Spinoza scheide und mit ihm zusammenhänge, könne man ersteren nicht verstehen, dessen ganzes System von dem Begriff der Individualität ausgehe und dahin zurückkehre: er gehe weder vom Unendlichen zum Endlichen noch von diesem zu jenem über, sondern beides

sei ihm gleichsam durch eine und dieselbe Entwickelung unserer Natur – durch eine und dieselbe Handlungsweise des Geistes, auf einmal wirklich gemacht. Nur vorstellende Wesen halte Leibniz für ursprünglich real und an sich wirklich, weil nur in ihnen jene Vereinigung ursprünglich ist, aus welcher alles andere, was wirklich heisst, sich entwickelt und hervorgeht. Nach der Meinung der missverstandenen prästabilierten Harmonie «produziert zwar jede einzelne Monade die Welt aus sich selbst, aber doch existiert diese zugleich unabhängig von den Vorstellungen; allein nach Leibniz selbst besteht die Welt, insofern sie reell ist, selbst wieder nur aus Monaden, mithin beruht alle Realität am Ende doch nur auf Vorstellkräften». Der Geist sei absoluter Selbstgrund seines Seins und Wissens. Die gewöhnliche Vorstellung von Leibnizens prästabilierter Harmonie treffe also nicht das Richtige; es liege in dem Leibnizischen System selbst, dass aus dem Wesen endlicher Naturen überhaupt die Übereinstimmung, von welcher die Rede ist, folge, nicht aber eine höhere Hand uns erst so eingerichtet habe, dass wir eine solche Welt und eine solche Ordnung der Erscheinungen vorzustellen genötigt sind. «Ich kann nicht anders denken», sagte er in einer anderen Stelle, «als dass Leibniz unter der substantiellen Form sich einen den organisierten Wesen inwohnenden regierenden Geist dachte.» Er trägt auch nicht Bedenken, aus eigener Person die Notwendigkeit einer prästabilierten Harmonie der beiden Welten, der idealen und der realen, auszusprechen; das System der Natur sei zugleich das System unseres Geistes und zwischen Erfahrung und Spekulation keine Trennung mehr. Der Leibnizische Idealismus, den er früher als empirischen Idealismus, gleich

dem transzendenten Realismus, bezeichnet hatte, wird ihm, weil er auf dem Satz beruhe, dass alle Kräfte des Universums zuletzt auf vorstellende Kräfte zurückkommen, vom transzendentalen Idealismus nicht verschieden, und wenn Leibniz die Materie den Schlafzustand der Monaden oder wenn sie Hemsterhuis den geronnenen Geist nenne, so liege in diesen Ausdrücken ein Sinn, der sich aus den von ihm selber vorgetragenen Grundsätzen sehr leicht einsehen lasse, und er erkennt darin gerade die Aufhebung alles Dualismus und alles reellen Gegensatzes zwischen Geist und Materie: indem Leibniz, richtig verstanden, die Materie, die ihm bekanntlich für nicht real gilt, bloss aus den Vorstellungen der Monaden ableitet, welche, wenn sie adäquat sind nur Gott, wenn sie aber verworren sind die Welt und die sinnlichen Dinge zum Gegenstande haben. Auch dass man Leibnizen die Lehre von den angebornen Begriffen zuschreibt, soll Missverstand sein: Locke streite gegen dieses Hirngespinst von angebornen Begriffen, welches er bei Leibniz voraussetze, der weit davon entfernt gewesen: « Es gibt Begriffe a priori, ohne dass es angeborene Begriffe gäbe. Nicht Begriffe, sondern unsere eigene Natur und ihr ganzer Mechanismus ist das uns Angeborene. »
Wir finden jedoch auch manche abstimmige Urteile über die ersten Gründe der Leibnizischen Philosophie. Wenn er im Bruno den Intellektualismus im Gegensatze des Materialismus im wesentlichen nach Leibniz dargelegt hat, findet er selber in dem Ausgehen von dem Begriffe der Monas eine Beschränktheit seiner Darstellung. Dass die tote Materie ein Schlaf der vorstellenden Kräfte, das Tierleben ein Traum der Monaden, das Vernunftleben ein Zustand der allgemeinen Erwachung sei, ist ihm doch nur

«ein sinnvoller Traum». Selbst Leibniz, sagt er anderwärts, sei dem Missgriffe nicht völlig entgangen, die ihrer Natur nach unreellen, das Positive gar nicht angehenden Bestimmungen, welche nur ein falsches Denken macht, zu Mängeln der Dinge zu machen. Des Dualismus zeiht er zwar Leibnizen nicht, tadelt aber, dass dieser seine Lehre in einer Form ausgesprochen, die der Dualismus sich wieder aneignen konnte, wenn auch seine Anhänger mehr als er die Schuld trügen. Endlich erklärt er später doch das Leibnizische System mit starken Worten für einseitig: «Der Idealismus, wenn er nicht einen lebendigen Realismus zur Basis erhält, wird ein ebenso leeres und abgezogenes System, als das Leibnizische, Spinozische oder irgend ein anderes dogmatisches. Die ganze neueuropäische Philosophie seit ihrem Beginne (durch Descartes) hat diesen gemeinschaftlichen Mangel, dass die Natur für sie nicht vorhanden ist, und dass es ihr am lebendigen Grunde fehlt. Spinozas Realismus ist dadurch so abstrakt als der Idealismus des Leibniz. Idealismus ist Seele der Philosophie, Realismus ihr Leib; nur beide zusammen machen ein lebendiges Ganze aus.»

Schellings Kritik der Leibnizischen Lehren hat überall das Gepräge eines schonenden Wohlwollens; nirgends erscheint darin Überhebung oder Wegwerfung, nirgends Ironie; man findet nur sanften Tadel. So beschaffen finden wir auch die Besprechung der Gegenstände der Theodizee in der Abhandlung über die Freiheit, wenn er daran auch vieles aussetzt. Denn nach Schelling fehlt bis zur Entdekkung des Idealismus (des neuesten) der eigentliche Begriff der Freiheit in allen Systemen der neueren Zeit, im Leibnizischen so gut wie im Spinozischen, und er verwirft alle

Verbesserungen, die man bei dem Determinismus anzubringen suchte, als ungenügend, auch die Leibnizische, dass die bewegenden Ursachen den Willen nur inklinieren, nicht bestimmen. Die allgemeine Möglichkeit des Bösen findet Schelling darin, dass der Mensch seine Selbstheit, anstatt sie zur Basis, zum Organ zu machen, vielmehr zum Herrschenden und zum Allwillen zu erheben, dagegen das Geistige in sich zum Mittel zu machen streben kann. Meistenteils hat man die Quelle des Bösen in der Materie gesucht; Leibniz ging davon ab, aber weil er die verworrenen Vorstellungen der Monaden und die mit ihnen notwendig verbundenen Privationen des Übels und des sittlichen Bösen nicht erklären konnte, musste er sich der Rechtfertigung und gleichsam Verteidigung Gottes wegen der Verhängung oder Zulassung desselben unterziehen. Die Quelle des Übels (du mal) liegt ihm in der idealen Natur des geschaffenen Wesens, inwiefern sie unter den ewigen Wahrheiten begriffen ist, die in dem Verstande Gottes sind, unabhängig von seinem Willen. Denn es gibt eine ursprüngliche Unvollkommenheit des geschaffenen Wesens vor der Sünde, weil das Geschaffene wesentlich beschränkt ist, daher es nicht alles wissen, daher es sich täuschen und andere Fehler begehen kann. Gott hat dem Menschen nicht alle Vollkommenheiten mitteilen können, ohne ihn selbst zu Gott zu machen; es musste verschiedene Grade der Vollkommenheit geben und Einschränkungen jeder Art. Leibniz unterscheidet zwei Prinzipien in Gott, den Verstand und den Willen: der Verstand, dessen Objekt die Natur der Dinge ist, enthält in sich den Grund zur Zulassung des Bösen; aber der Wille geht allein auf das Gute, und die Möglichkeit des Bösen ist von dem göttlichen

Willen unabhängig. Diese Unterscheidung findet Schelling der sinnreichen Art dieses Mannes gemäss; er setzt sogar hinzu, die Vorstellung von dem Verstande oder der göttlichen Weisheit als etwas, worin sich Gott selbst eher leidend als tätig verhalte, deute auf etwas Tieferes hin; nur erkennt er Leibnizens Lehre vom Übel und Bösen als blosser Privation nicht mehr wie früher an, als er sie mit der eigenen Ansicht näher stimmend fand und ihr nur die berichtigende Bemerkung zugesetzt hatte, dass dem durchdringenden Geiste Leibnizens die, wie angedeutet wird, aus Klugheit unterdrückte Folgerung daraus nicht habe entgehen können, die Substanz in allen Dingen sei nur Eine und zwar Gott, «wodurch sein Ausspruch: ‹Wären keine Monaden, so hätte Spinoza Recht›, auf seinen eigentlichen Wert zurückgeführt werde»: eine Bemerkung, die ohne Zweifel sehr gegründet ist. Jetzt aber tadelt er, dass in der Leibnizischen Erklärung das Böse, welches aus jenem lediglich idealen Grunde stammen kann, auf etwas bloss Passives, auf Mangel, Einschränkung, Beraubung hinauslaufe, was der eigentlichen Natur des Bösen völlig widerstreite, und er entkräftet die Versuche, wie Leibniz die Entstehung des Bösen aus einem natürlichen Mangel begreiflich machen will: und da Leibniz das Böse immerhin doch nur von Gott ableiten könne, und die Beraubung selbst, um bemerklich zu werden, eines Positiven bedürfe, sei derselbe genötigt, Gott zur Ursache des Materialen der Sünde zu machen und nur das Formale derselben der ursprünglichen Einschränkung der Kreatur zuzuschreiben. Als Kern der ganzen Theodizee erklärt Schelling zwei Stellen: die eine, Gott wolle vorgängig alles Gute an sich, nachfolgend das Beste als einen Zweck, das Gleichgültige und

das physische Übel bisweilen als ein Mittel, das moralische Böse aber lasse er nur zu unter dem Titel einer conditio sine qua non oder der hypothetischen Notwendigkeit, die es mit dem Besten verknüpft, daher der nachfolgende Wille Gottes, welcher die Sünde zum Objekt hat, nur zulassend sei; die andere, das Laster sei nicht Gegenstand des göttlichen Ratschlusses als Mittel, sondern als conditio sine qua non, und darum werde es nur zugelassen. Gegen alles dieses erklärt sich Schelling: «Der Wille zur Schöpfung», sagt er, «war unmittelbar nur ein Wille zur Geburt des Lichtes und damit des Guten; das Böse aber kam in diesem Willen weder als Mittel, noch selbst wie Leibniz sagt, als conditio sine qua non der möglich grössten Vollkommenheit der Welt in Betracht. Es war weder Gegenstand eines göttlichen Ratschlusses, noch und viel weniger einer Erlaubnis.» Warum Gott, da er notwendig vorgesehen, dass das Böse wenigstens begleitungsweise aus der Selbstoffenbarung folgen würde, nicht vorgezogen habe sich überhaupt nicht zu offenbaren, diese Frage scheint ihm keine Erwiderung zu verdienen: dennoch gibt er auch noch eine solche, die ich übergehen darf, und es wird hinterher sogar dem Leibnizischen Begriff des Bösen als conditio sine qua non eine beschränkte Anwendung zugestanden, nämlich auf das, was Schelling den Grund oder die Natur in Gott nennt, ein von ihm zwar unabtrennliches, aber doch unterschiedenes Wesen, welches den kreatürlichen Willen, das mögliche Prinzip des Bösen, als Bedingung errege, unter welcher allein der Wille der Liebe verwirklicht werden könne. Die Leibnizische Beratschlagung Gottes mit sich selbst über die Selbstoffenbarung oder Weltschöpfung oder die Wahl zwischen mehreren möglichen Welten,

verwirft Schelling: sobald nur die nähere Bestimmung einer sittlichen Notwendigkeit hinzugefügt werde, sei der Satz unleugbar, dass aus der göttlichen Natur alles mit absoluter Notwendigkeit folgt, dass alles, was kraft derselben möglich ist, auch wirklich sein muss, und was nicht wirklich ist, auch sittlich unmöglich sein muss: Spinoza fehle keinesweges durch die Behauptung einer solchen unverbrüchlichen Notwendigkeit in Gott, sondern dadurch, dass er sie unlebendig und unpersönlich nimmt; die Gründe gegen die Einheit der Möglichkeit und Wirklichkeit in Gott seien von dem ganz formalen Begriff der Möglichkeit hergenommen, den Leibniz offenbar nur darum annehme, um eine Wahl in Gott herauszubringen und sich dadurch so weit als möglich von Spinoza zu entfernen. « In dem göttlichen Verstande selbst, als in uranfänglicher Weisheit, worin sich Gott ideal oder urbildlich verwirklicht, ist wie nur Ein Gott ist, so auch nur Eine mögliche Welt. » Doch sage uns die ganze Natur, dass sie keinesweges vermöge einer bloss geometrischen Notwendigkeit da ist: es sei nicht lauter reine Vernunft in ihr, sondern Persönlichkeit und Geist; sonst hätte der geometrische Verstand sie längst durchdringen und sein Idol allgemeiner und ewiger Naturgesetze mehr bewahrheiten müssen, als es bis jetzt geschehen sei: es gebe keine Erfolge aus allgemeinen Gesetzen, sondern die Person Gottes sei das allgemeine Gesetz, und alles was geschehe, geschehe vermöge der Persönlichkeit Gottes, nicht nach einer abstrakten Notwendigkeit, die wir im Handeln nicht ertragen würden, geschweige denn Gott. Er sieht es in der Leibnizischen Philosophie, die sonst nur zu sehr vom Geiste der Abstraktion beherrscht werde, als eine der

erfreulichsten Seiten an, dass sie anerkenne, die Naturgesetze seien sittlich, nicht aber geometrisch notwendig: denn Leibniz habe gefunden, die in der Natur nachweisbaren Gesetze seien nicht absolut demonstrabel; weder ganz notwendig noch ganz willkürlich ständen sie in der Mitte als Gesetze, die von einer über alles vollkommenen Weisheit stammen, und gäben einen Beweis ab eines höchsten intelligenten und freien Wesens gegen das System einer absoluten Notwendigkeit. Ich erzähle nur, und unterdrücke die Bedenken gegen die Folgerichtigkeit und Bündigkeit dieser Spekulationen.

Leibniz hat selbst im Wust Goldkörner zu finden gewusst. Auch in dieser Beziehung hat Schelling ihn anerkannt. Schon in der Abhandlung vom Ich als Prinzip der Philosophie findet sich eine Vorliebe für die Schwärmer: ihre Ausdrücke, sagt er, enthalten sehr häufig einen Schatz geahneter und gefühlter Wahrheit; «sie sind nach Leibnizens Vergleichung die güldenen Gefässe der Ägypter, die der Philosoph zu heiligerem Gebrauche entwenden muss». Wenn Schelling gegen Fichte sich wegen der Hinneigung zu den Schwärmern verteidigt, vergisst er nicht den Vorgang von Kepler und Leibniz und «die vielen seelen- und gemütvollen Aussprüche» dieser und mancher anderer, die nach Fichte alle für Unsinn gehalten werden müssten. «Ich schäme mich des Namens vieler sogenannter Schwärmer nicht, sondern will ihn noch laut bekennen und mich rühmen von ihnen gelernt zu haben, wie auch Leibniz gerühmt hat, sobald ich mich dessen rühmen kann.» In einer zwar nicht zufälligen, aber doch unerwarteten Verbindung hiermit hat Schelling einen für das richtige Verständnis vieler Leibnizischen Äusserungen sehr wichtigen Punkt

berührt. Unter den Gelehrten der letzten Jahrhunderte, bemerkt er, scheine eine Art von geheimem und stillschweigendem Vertrag stattgefunden zu haben, über eine gewisse Grenze in der Wissenschaft nicht hinauszugehen, und die so gerühmte Geistes- und Denkfreiheit habe jederzeit nur innerhalb dieser Grenze wirklich gegolten, kein Schritt ausserhalb derselben aber ungestraft und ungerochen gewagt werden dürfen; er brauche diese Grenze dem wahren Kenner nicht näher zu bezeichnen und nur zu sagen, dass selbst die geistreichsten Männer, die sie wirklich überschritten, wie Leibniz, doch den Schein davon vermieden. Treffend ist in diesen Worten die Leibnizische Behutsamkeit und Anbequemung bezeichnet, die dem grossen Mann um so mehr notwendig war, je vornehmer und höher seine Verbindungen waren, und je weiter aussehend seine Plane für Wissenschaft, Staat und Kirche, die er durch sie zu erreichen suchte. Dies erscheint meiner vollen Überzeugung nach besonders in seinem Verhältnis zur positiven Theologie, und auch Schelling kann etwas anderes nicht gemeint haben, wenn er bei der Frage von dem Ursprung des Übels und des Bösen ihm ein ziemlich klares Bewusstsein über die einzige darauf mögliche Antwort zutraut, « die er auch in einzelnen Äusserungen zum Teil wirklich ausgesprochen », aber sofort hinzusetzt: « sie nicht mit konsequenter Klarheit durchgeführt zu zeigen, mochte der weise Mann in seinem Zeitalter Gründe genug finden ». Schelling hatte solche Rücksichten lange unumwunden beiseite gesetzt, befindet sich aber in dem oben bezeichneten Verhältnis auf einem etwas andern Standpunkt als Leibniz. Dieser ist niemals weiter als zu der Behauptung gegangen, dass, da zwei Wahrheiten sich nicht

widersprechen können, die auf ausserordentliche Weise von Gott geoffenbarte Wahrheit, bei welcher das Zureichende der Beweggründe der Glaubwürdigkeit vorausgesetzt wird, und die Wahrheit der Vernunft sich nicht widersprechen könnten; übrigens hat er beide unvermischt gelassen, und die äusserste Grenze, bis zu welcher er vorging, war diese, die Möglichkeit, nicht aber die Wirklichkeit der Wahrheit der geoffenbarten Lehren zu beweisen. Unserem uns näher gewesenen Amtsgenossen ist die Naturwelt eine Selbstoffenbarung Gottes, aber auch die Geschichte als Ganzes eine fortgehende, allmählich sich enthüllende Offenbarung des Absoluten, «ein Epos im Geiste Gottes gedichtet»: woraus ihm denn die ersten Grundzüge einer Philosophie der Geschichte erwachsen sind. Diese Lehren sind mit dem Leibnizischen System nicht unvereinbar: sind die Monaden, trotz ihrer behaupteten Selbständigkeit, Fulgurationen oder Ausstrahlungen Gottes, ist auch im Menschen alles vorausbestimmt, von Gott bestimmt, so folgt das von Schelling aufgestellte auch aus dem Leibnizischen System.

Aber bei vieler Ähnlichkeit ist beider Männer Gang doch sehr verschieden. Unter die Ähnlichkeiten rechne ich die Begabung beider mit einer reichen Phantasie, welche sie auch von trockenem Schematisieren zu freieren Darstellungen überleitete, obgleich Leibniz es nicht verschmähte, selbst in die feinsten scholastischen Spitzfindigkeiten einzugehen und das freier Dargestellte in syllogistische Form nachträglich umzuwandeln, und auch Schelling das dialektische Philosophieren geübt hat und die dialektische Philosophie als ein für sich Bestehendes und von Religion und Poesie Geschiedenes anerkennt. Vielleicht scheint es

kleinlich, wenn ich auch das merkwürdig finde, dass wie Leibniz in lukrezischem Stil ein lateinisches Gedicht über den Phosphor geschrieben, so Schelling der philosophisch-historischen Klasse ein ganz ähnliches lateinisches Werkchen von der echten Farbe des eben genannten Vorbildes über die Ansichten vom Ursprung der Sprache, zwar wie ein fremdes vorgetragen hat, doch ohne stark zu widersprechen, wenn ihm auf den Kopf zugesagt wurde, er selber habe es in seiner Jugend verfasst. Aber Schelling hat auf die poetische und künstlerische Phantasie ein viel grösseres Gewicht gelegt. Die ästhetische Anschauung ist ihm die objektiv gewordene transzendentale, die Kunst das einzige wahre und ewige Organon zugleich und Dokument der Philosophie: sie öffne dem Philosophen gleichsam das Allerheiligste, wo in ewiger und ursprünglicher Vereinigung wie in Einer Flamme brennt, was in der Natur und Geschichte gesondert ist, und was im Leben und Handeln ebenso wie im Denken stets sich fliehen muss; er schaue darin wie in einem magischen und symbolischen Spiegel das innere Wesen seiner Wissenschaft. «Die wahre Objektivität der Philosophie in ihrer Totalität ist nur die Kunst», und «Schönheit und Wahrheit, Poesie und Philosophie bilden eine Einheit.» So kam er frühzeitig auf den Gedanken, die Philosophie, so wie sie in der Kindheit der Wissenschaft von der Poesie geboren und genährt wurde, werde mit denjenigen Wissenschaften, welche durch sie der Vollkommenheit entgegengeführt werden, nach ihrer Vollendung in den allgemeinen Ozean der Poesie zurückfliessen, von welchem sie ausgegangen waren; das Mittelglied der Rückkehr der Wissenschaft zur Poesie liege in der Mythologie, wiewohl er nicht anzugeben weiss, wie die neue dafür zu

bildende Mythologie beschaffen sein werde. Man kann es niemanden verargen, wenn er hierbei an Umkehr der Wissenschaft denkt; nur tut man ihm Unrecht, wenn man ihm selber eine bedeutende Sinnesänderung zur Last legt, indem seine früheren Schriften sehr kräftige Keime späterer Entwickelungen enthalten. Mit dem Gesagten hängt nun die Begeisterung für den alten Mythos wesentlich zusammen; und diese wurde gesteigert durch die vielleicht später aufgegebene Vorstellung, das Menschengeschlecht, wie es jetzt erscheint, habe sich nicht von selbst aus dem Instinkt und der Tierheit zur Vernunft und Freiheit erheben können, sondern die Erziehung und den Unterricht höherer Naturen genossen, die nachdem sie den göttlichen Samen der Ideen, Künste und Wissenschaften, der Vernunft unmittelbar teilhaftig, auf der Erde ausgestreut, von ihr verschwunden seien, wie die grossen Tiere der Vorwelt, und in diesem Unterrichte liege der erste Ursprung der Religion, deren Symbole der Mythos enthält, sowie jeder andern Erkenntnis und Kultur. Nach dieser ebenso phantastischen als phantasiereichen Vorstellung wäre also der Mythos Überlieferung eines in irdische Leiber herabgestiegenen Geistergeschlechts und somit in der Tat eine Art von Offenbarung im engeren Sinne; anderwärts wird minder auffällig nur gesagt, als der menschliche Geist die Mythologien und Dichtungen über den Ursprung der Welt erfand, sei er noch jugendlich kräftig und von den Göttern her frisch gewesen, und die Religion habe früher, abgesondert vom Volksglauben, gleich einem heiligen Feuer in Mysterien bewahrt, mit der Philosophie ein gemeinschaftliches Heiligtum gehabt. So wurde ihm die Konstruktion des Mythos ein Gegenstand der Philosophie, und er hat,

nicht ohne das gefährliche Spiel der Etymologien, stets geistreich, die Aufgabe erfüllt, «auch in jenem grenzenlosen Raume das Licht der Wahrheit zu verbreiten, den Mythologie und Religion für die Einbildungskraft mit Dichtungen angefüllt haben». Was die christliche Offenbarung betrifft, so könnte es scheinen, er habe sie ehemals nicht höher als den Mythos gestellt, wenn er sagt, die biblischen Bücher hielten an echt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen anderen der früheren und späteren Zeit, vorzüglich den indischen, auch nur von ferne aus; aber die Schroffheit dieses Urteils hebt sich durch ein daneben stehendes freilich nicht minder schroffes, dass die ersten Bücher der Geschichte und Lehre des Christentums selbst nichts als auch nur eine besondere, noch dazu unvollkommene Erscheinung desselben seien, und andere in derselben Schrift enthaltene Äusserungen, welche auf eine symbolische Bedeutung und erforderliche spekulative Umdeutung der Lehren hinweisen, werden reichlich aufgewogen durch die bestimmte Erklärung, dass Gott in Christo zuerst wahrhaft objektiv geworden: ja man kann sich in dieser Richtung nicht stärker ausdrücken als in der Abhandlung über die Freiheit geschehen ist: «Das Licht des höheren Geistes erscheint, um dem persönlichen und geistigen Bösen entgegenzutreten, ebenfalls in persönlicher, menschlicher Gestalt, und als Mittler, um den Rapport der Schöpfung mit Gott auf der höchsten Stufe wiederherzustellen. Denn nur Persönliches kann Persönliches heilen, und Gott muss Mensch werden, damit der Mensch wieder zu Gott komme.» Später hat er den Unterschied der Mythologie von der Offenbarung dahin bestimmt, dass jene vielmehr Folge, nicht Offenbarung eines

göttlichen Willens sei, dieser erst nachher, über sie hinaus offenbar werde, aus der Mythologie sich auf jenen göttlichen Willen schliessen lasse, diese aber nicht der Effekt dieses Willens sei. Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten hat er nun schon früher für schlechterdings notwendig erklärt, wenn dem menschlichen Geschlecht damit geholfen werden solle, worunter ich doch nur «Deduktion christlicher Dogmen» verstehen kann. Jedoch sollen, wenn man den nicht von ihm selber bekannt gemachten Vorlesungen trauen darf, die Wahrheiten der geoffenbarten Religion nicht auf solche zurückgeführt werden, welche die Vernunft aus sich selbst erzeugt, sondern müssen etwas über die Vernunft Hinausgehendes sein, Wahrheiten, die ohne die Offenbarung nicht nur nicht gewusst wurden, sondern gar nicht gewusst werden konnten. Als ein Unbegreifliches aber soll die Offenbarung nicht stehen gelassen werden: der Mensch hat die Enge seiner Begriffe zur Grösse der göttlichen zu erweitern; Gottes Tun übersteigt alle menschlichen Begriffe, aber nicht dass es unbegreiflich wäre, sondern wir müssen dazu einen Massstab haben, der alle gewöhnlichen Massstäbe übersteigt; es ist die Aufgabe der Philosophie der Offenbarung, «zuerst auf diesen über allem notwendigen Wissen erhabenen Standpunkt zu stellen, sodann jenen Entschluss, der der eigentliche Gegenstand der Offenbarung ist, nicht a priori zu begründen, aber nachdem er geoffenbart ist, teils überhaupt teils in seiner Ausführung begreiflich zu machen». Das ist es nun gerade, wo Leibniz und Schelling sich bedeutend scheiden: die Mysterien, lehrt Leibniz, lassen sich nur erklären bis auf einen gewissen Grad, nicht begreifen noch verständlich machen

wie sie zugehen. Mit diesem seinem Grundsatz, den sogar sein unwissenschaftlichstes Werk, die Theodizee anerkennt, scheint es allerdings in Widerspruch zu stehen, wenn er obwohl nicht die Wahrheit, doch die Möglichkeit der Mysterien, namentlich der Dreieinigkeit, der Fleischwerdung und des Abendmahles, beweisen zu können sich frühzeitig gerühmt und diese Beweise versucht hat, indem er zwar die Übervernünftigkeit der Mysterien behauptet, aber in Abrede stellt, dass sie wider die Vernunft seien: will man dies aber auch nicht auf sein sehr weit getriebenes Bestreben der Akkomodation rechnen, worauf gut unterrichtete Zeitgenossen manche in das theologisch-dogmatische Gebiet einschlagende Äusserungen desselben gerechnet haben, so ist er dennoch hierin weit hinter Schelling zurückgeblieben, wenn man dem vertrauen darf was letzterem zugeschrieben worden. Ich glaube anderwärts, nicht ohne gebührende Rücksicht auf Leibnizens eben angedeutete die Mysterien betreffenden Versuche, die lediglich apologetisch sind, gezeigt zu haben, dass dieser die Offenbarung und die Philosophie gänzlich auseinandergehalten habe, sodass bei ihm von einer Offenbarungsphilosophie ebensowenig als von einer Philosophie der Mythologie die Rede sein kann.

Doch genug hiervon: mögen noch einige Worte über den Mythos erlaubt sein, der Leibnizen wenig anzog. Der Mythos, welchen wir als den dogmatischen Ausdruck der antiken Religionen zu betrachten haben, ist ein Erzeugnis des uralten und uranfänglichen Enthusiasmus: er enthält in naturwüchsiger Verpuppung tiefe Ahnungen des Übersinnlichen wie des Natürlichen und Menschlichen nach allen Beziehungen hin. Er ist wie alle Dichtung ein

Heilmittel gegen Dürre und Trockenheit des Denkens, erweckt das religiöse Gefühl, die ewige Grundlage edlerer Geistesrichtung und also auch der philosophischen Spekulation, ist geeignet Phantasie und Geist und Gemüt zu erheben und zu erwärmen; er reizt an, seine eigene sinnliche Hülle abzustreifen und zur Klarheit des Gedankens durchzudringen. Zugleich ist er eine anmutige Form um in einem Bilde zu versinnlichen, was bildlos darzubieten schwierig oder vorzeitig scheinen mag, wie Platon Mythen bildete, damit in dem Bilde das abgebildete Übersinnliche geschaut werde. Aber die mythische Anschauung ist doch nicht die philosophische. Die Philosophie, streng genommen ein Erzeugnis des hellenischen Geistes wie die Mathematik, hat erst da angefangen, wo der Mythos zu Ende geht, der nur ihre Keime einschliesst, und die Philosophie in den Mythos zurückführen wollen scheint nichts anderes zu sein als den ausgebildeten Menschen in Mutterleib und den Zustand des Embryon zurückversetzen wollen, oder um vergleichsweise leibnizisch zu reden in den Zustand der schlafenden Monaden. Die Verbreitung der mythischen Anschauung ist daher ein brauchbares Mittel, dem hellen Denken und Erkennen entgegenzuwirken, und die Geister in einen, wenn ich so sagen darf, symbolischen Schlummer und Traum einzuwiegen, in welchem gleichmässig die klare Gestaltung philosophischer Ideen und die richtige Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit verschwindet. Wer sich aus der dialektischen Philosophie in den Mythos retten will, ist gewissermassen auf demselben Wege wie die Sophisten, die aus Verzweiflung am Wissen sich auf die Rhetorik warfen, welche an der Stelle des Wissens die Überredung oder Überzeugung, oder Meinung und Glauben

hervorzubringen strebt. Aber so hat es der Gewaltige, dessen Äusserungen über Leibniz ich zusammengestellt habe, sicherlich nicht gemeint, und fassten wir ihn so, würden wir zweifelsohne in das Missverständnis geraten, dessen Vermeidung ich gleich zu Anfang für schwierig erklärt habe. Denn obwohl er früher alle Philosophie in eine neu zu schaffende Mythologie wollte zurückfliessen lassen, hat er doch neben der Philosophie der Mythologie und der Offenbarung seine vorangehende Philosophie bestehen lassen. Und nachdem er zwar nicht gerade in genauer Beziehung auf den Mythos, aber doch in nahe verwandtem Sinne das öfter Gesagte wiederholt hat, es sei freilich nicht seine Meinung, als ob der Mensch erst allmählich von der Dumpfheit des tierischen Instinkts zur Vernunft sich aufgerichtet habe, setzt er ausdrücklich hinzu: « Dennoch glauben wir, dass die Wahrheit uns näher liege, und dass wir für die Probleme, die zu unserer Zeit rege geworden sind, die Auflösung zuerst bei uns selbst und auf unserem eigenen Boden suchen sollen, ehe wir nach so entfernten Quellen wandeln. Die Zeit des bloss historischen Glaubens ist vorbei, wenn die Möglichkeit unmittelbarer Erkenntnis gegeben ist. Wir haben eine ältere Offenbarung als jede geschriebene, die Natur. » So sprach er in den Zeiten, in welche seine Urteile über Leibniz fallen.

BOECKH AUF ALEXANDER VON HUMBOLDT

ALS ICH VOR NEUN JAHREN AN DEM Leibnizischen Jahrestage den Vorsitz in dieser Versammlung zu führen hatte, war mir der erfreuliche Auftrag zuteil geworden, in Verbindung mit dem Vortrage zu Leibnizens Gedächtnis darauf hinzuweisen, dass ein halbes Jahrhundert früher Alexander von Humboldt Mitglied dieser Akademie geworden, und den Beschluss zu verkünden, dass sein Brustbild in Marmor in unserem Sitzungssaale aufgestellt werde, wo das Leibnizische seit langer Zeit steht, und zwar dann aufgestellt werde, wie ich sagte, wann, «was noch in weiter Ferne liegen möge, das allgemeine menschliche Los ihn unseren Augen entrückt haben wird». In Leibnizens Sinn, dem nichts für zufällig galt, mag ich es als eine besondere Fügung ansehen, dass heute, an dem Tage, da diese Aufstellung vollzogen worden, mich die Reihe wieder getroffen hat die Sitzung der Akademie mit meinen Worten zu eröffnen. Dieser Augenblick ist ein ernster und trauriger: bei jenem früheren Anlass konnte ich mit Hoffnung von ihm sprechen; jetzt haben wir diese Hoffnung zu Grabe getragen, und mit ihr viele andere. Es ist ein glänzendes Gestirn in der Welt des Geistes für diese Welt erloschen. Dennoch sind wir nicht berechtigt zu klagen. Wenn ein jugendlich blühendes Leben vor der Zeit hinwelkt, eine gewaltige Kraft inmitten des vollen Laufes nach einem grossen Ziele zusammenbricht, auch wenn ein Mann wie unser Dirichlet, dessen einen Tag früher erfolgten Tod Humboldt, wenn er ihn noch erfahren hätte, bitter würde empfunden haben, zwar in reiferem Alter, aber immer doch frühzeitig hinweggerafft worden, mag die Wehklage ertönen. Alexander von Humboldt aber hat eine ruhmvolle

Lebensbahn bis zu einer seltenen Grenze des Alters durchmessen: bei seinem Scheiden ergreift uns Wehmut und Schmerz; aber wir müssen ihn glücklich preisen. Sein Leben war glückselig durch Tugend und Erkenntnis, und nicht getrübt durch ungewöhnliches Missgeschick. Mit überreichen Gaben des Geistes ausgestattet, einer unermüdlichen Tätigkeit und geistigen, früher auch körperlichen Anstrengungen gewachsen, niemals nachlassend oder ermattend fast bis an sein Ende selbst die Nacht bis auf die notwendigste Erholung der Arbeit widmend, für alles Edle und Gute nicht nur empfänglich, sondern begeistert, nicht von Leidenschaften gestört, hat er in seinen grossen und mannigfachen Lebensrichtungen das Höchste erreicht, eine Stufe auf der man dem Sterblichen mit dem Dichter zurufen kann: « Trachte nicht ein Gott zu werden. » Sein Weltruhm überragt selbst Leibnizens Namen in dem Masse, als in unserer Zeit der wissenschaftliche Verkehr ausgedehnter geworden; unbestritten bleibt er in allgemeiner Anerkennung die erste wissenschaftliche Grösse seines Zeitalters. Doch wenn ich auch in Ergebenheit, Verehrung und Liebe zu ihm keinem nachstehe, und einen Blick in sein Gemüt getan zu haben vielleicht mir anmassen kann, bin ich dennoch weder befähigt noch berufen seine wissenschaftlichen Verdienste zu würdigen, wozu, für den heutigen Tag selbst, ein näherer Fachgenosse bestellt ist: und auch dem Kenner muss dies schwer werden. Je grösser der Mann, je länger und glänzender seine Laufbahn, desto unerreichbarer dem Wort seine Höhe. Ich der Laie erlaube mir über ihn als Mann der Wissenschaft nur dies eine Urteil: wodurch er hervorragt, das sind nicht allein seine Reisen, durch die er entfernte Erdteile zuerst in

allen Beziehungen kennen gelehrt, nicht seine unzähligen besonderen Forschungen auf dem Gebiete der Natur; es ist die grossartige, allseitig umfassende, in der Fülle des Realen zugleich ideale Anschauung des Weltganzen, und nicht allein des Natürlichen in demselben, sondern auch der Geschichte des menschlichen Geistes zunächst in seiner Beziehung zur Erkenntnis der Natur, aber auch weit über diese Beziehung hinaus in den meisten Zweigen der menschlichen Bildungsgeschichte, das umfänglichste erfahrungsmässige Wissen verbunden mit der regsamsten Kombination, durchdrungen vom Gedanken, belebt durch Kraft, Gewandtheit und Anmut der Rede. Ein ungedrucktes genaues Verzeichnis seiner Schriften vom Jahre 1790 an, welches ich Gelegenheit gehabt einzusehen, drängt mir, gegenüber dem Verzeichnis der Leibnizischen, die Überzeugung auf, dass wir wenn auch nicht in Rücksicht der Mannigfaltigkeit, doch in Rücksicht der Anzahl der Schriften eine Vergleichung Leibnizens und Alexander von Humboldts, die auch in andern ohne mein Zutun einleuchtenden Beziehungen manches miteinander gemein haben, nicht zu scheuen brauchen. Ebenso ist es an Alexander von Humboldt wie an Leibniz bewundernswert, dass er unter den bis an das Ende seines Lebens fortgesetzten Studien und unter den von seiner Stellung in der gelehrten und höheren bürgerlichen, und zugleich in der höchsten Gesellschaft unzertrennlichen Zerstreuungen den ausgebreitetsten geschäftlichen, wissenschaftlichen und freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. Seine Pflege der Wissenschaft ist ferner nicht bloss nach den eigenen wenn auch noch so grossen Leistungen in der Literatur zu schätzen: ohne ein Amt zu bekleiden, welches ihm auf die

Leitung der wissenschaftlichen Angelegenheiten einen unmittelbaren Einfluss gewährt hätte, hat er in freier, stets reger Wirksamkeit durch sein Ansehen, durch Schutz, Rat und Empfehlung die Wissenschaft und ihre Vertreter gefördert. Ohne Staatsmann zu sein oder sein zu wollen, hat er die Tätigkeit des Staatsmannes und die Staatsklugheit geübt. Als ein vermittelndes Band zwischen der Gelehrtenwelt und den höchsten Kreisen wird er für lange Zeiten unersetzlich sein. Ein Weltbürger im ausgedehntesten und edelsten Sinne des Wortes, war er zugleich ein Deutscher und ein Preusse; ein Freund der Freiheit und ein Mann des Volkes, der selbst im höchsten Alter die persönlichen Bürgerpflichten erfüllte, und wiederum hochgeachtet und geliebt von den edelsten Fürsten: wie unser erhabenes Königshaus und namentlich die drei Herrscher des laufenden Jahrhunderts ihn würdigten, wissen wir alle und steht mir nicht an näher zu bezeichnen. Und überall und in allen Verhältnissen hat er das Wohlwollen und die Liebe bewährt, die an seinem Sarge beredt anerkannt worden; wie allgemein sie anerkannt werde, dafür bürgt sein Leichenbegängnis in merkwürdigem Gegensatze gegen das geleitlose des grossen Leibniz, dem weder der Hof, welchem er eng verbunden gewesen, noch ein Diener der Kirche, für die er sich abgemüht, noch die Bewohner der Stadt, welcher er den Glanz der Wissenschaft verlieh, die letzte Ehre erwiesen haben. Hier aber hat die Liebe, die der Gefeierte für seine Nächsten empfand, die rein menschliche Liebe, die mit der Ahnung der göttlichen Weltordnung seine Religion war, in den Herzen, denen er sie widmete, ihren Widerklang gefunden, in welchem das Gekrächze der Raben gegen den göttlichen Aar des Zeus lautlos verhallt.

Betrauert und vermisst ihn die denkende und gebildete Welt des ganzen Erdkreises, und ist der gelehrten Welt mit seinem Scheiden ein Mittelpunkt hinweggerückt; so haben wir, die Mitglieder dieser Gesellschaft, in welcher er mit Vorliebe seine Hauptstellung erkannte, an ihm einen teilnehmenden Freund, einen unverdrossenen und aufopfernden Berater und Helfer verloren: es ist uns, wenn ich von meiner Empfindung auf die Empfindungen meiner teuren akademischen Genossen zu schliessen unzweifelhaft berechtigt bin, in ihm ein kräftigendes Lebenselement versiegt; ich wenigstens bin niemals von ihm weggegangen, ohne dass ich mich gestärkt, erheitert, erhoben gefühlt hätte. Indem wir nun sein Brustbild in der Nähe des Leibnizischen aufgestellt haben, dem kein anderes würdiger zur Seite steht, und zugleich damit das seines innigsten Freundes, des hochverdienten Leopold von Buch, der uns allen teuer war, ehren wir mehr uns als ihn, der nicht eine Büste in diesem düster überwölbten Saal, sondern ein Standbild unter dem freien und heitern Himmelsgewölbe des göttlichen Kosmos neben den Wohltätern des deutschen und preussischen Vaterlandes verdient. Doch bedarf er keines sichtbaren Standbildes weder hier noch anderwärts, wo es ihm zur Ehre des deutschen Namens schon zuerkannt ist: er hat in seinen Werken sich ein nie alterndes, Marmor und Erz überdauerndes Denkmal aufgerichtet; er lebt in unseren Herzen, und wird leben im Gedächtnis der gesamten Menschheit, die sich ihm, so hoffen wir, zum künftigen Gedeihen der Wissenschaft auch auf andere Weise dankbar erzeigen wird.

LOBECK AUF HERBART

VON VERSTORBENEN GUTES ZU SPRE-
chen ist leicht, und die Wahrheit am leichtesten;
aber gut zu sprechen und würdig, und über das
verwaiste Verdienst keinen Schatten und kein
falsches Licht zu verbreiten, solche Aufgabe mag nur dem
gelingen, der mit der Kunst der Darstellung genaue Kennt-
nis der wissenschaftlichen Sphäre verbindet, in welcher
der zu Beurteilende sich bewegte. Wer indes nicht aus
eigener Wahl, sondern im fremden Auftrage zu sprechen
unternimmt, darf wohl auf Nachsicht Anspruch machen,
wenn er sich nach Dichterausdruck nur als Hypopheten
ankündigt, als Zeugen und Herold der allgemeinen Stim-
mung und Ansicht, wie sie sich über jeden ausgezeichneten
Charakter bildet und selbst bis in die entferntesten Kreise
der gebildeten Gesellschaft verbreitet.
Der verewigte Herbart hat so lange und so einflussreich
unter uns gewirkt, dass wir auch nach seiner Entfernung
von hier nie aufgehört haben, ihn als einen der Unsrigen
zu betrachten und, nachdem er uns auf immer entrissen
ward, sein Andenken durch den öffentlichen Ausdruck
unserer Liebe und Achtung ehren zu müssen glaubten.
Sein Name ist in die Jahrbücher unserer Hochschule ein-
geschrieben, – sein Ruhm der unsrige, – sein Bild lebt in
unserem Gedächtnis – die freie Stirn, der klare Blick, das
glänzende Farbenspiel seiner Rede in stets gewähltem, oft
überraschendem Ausdruck, – und übereinstimmend mit
diesen äusseren Zügen einer schönen Persönlichkeit – der
Adel und die Würde der Gesinnung, wie sie sich in Wort
und Tat vor Freunden wie vor Fremden offenbarte. War es
mühsam errungene Selbstbeherrschung oder angestamm-
tes Zartgefühl, – wer vernahm je aus seinem Munde ein

verletzendes Wort oder einen unerwogenen Scherz, selbst im vertrauten Kreise oder unter dem Einflusse des heiteren Gottes, dem auch Catos Tugend erwarmte? Gewiss, an ihm erprobte sich der alte Spruch von der mildernden und veredelnden Kraft der Wissenschaft, und seine Humanität rechtfertigte den Namen studia humanitatis oder der Disziplinen, die den Namen der freien und edeln Künste tragen, weil sie einst zur Bildung jedes frei und geistig Erzogenen gehörten.

Diesen ganzen Zyklus umfasste Herbart nicht bloss in summarischer Übersicht, sondern das meiste als Kenner, nichts oberflächlich, mit Vorliebe denjenigen Teil, den wir jetzt mit dem Namen der klassischen Literatur bezeichnen. Er kannte die alten Sprachen wie wenige seines Fachs, die römische bis zur vollkommenen Fertigkeit im mündlichen wie im schriftlichen Ausdruck; heimisch war er auf dem Gebiete der griechischen Poesie, heimisch unter den philosophischen Schriftstellern, am innigsten vertraut mit Plato und den Weisen von Elea. Und mancher Zug antiker Gesinnung zeugte von seinem Verkehr mit der alten klassischen Welt. Hellenischer Art war die Euphemie seines Ausdrucks und Urteils; sein Schönheitssinn, die Eleganz, mit welcher er die äusseren Formen ausstattete, erinnerte an die Philokalie der alten Akademiker; und sokratisch erschien uns oft seine Unbekanntschaft mit den Sykophantien des Lebens, sein harmloser Glaube an die Macht des Rechtes und an das Recht der Macht. Und wie sich sein Geist selbst im Lichte des Altertums, im Anschauen seiner Meisterwerke entfaltet hatte, so galt auch in seiner Erziehungslehre der philologische Unterricht als eine der bewegenden Hauptkräfte, wenn auch entkleidet von dem

grammatischen Detail. Denn er glaubte, dass die Anfänge der Menschenbildung, wie sie der ionische Sänger schildert, das so lebendige Gemälde einer Zeit, in welcher sich die lauterste Sitteneinfalt mit dem tiefsten Gefühle für das Heilige und Schöne vereinigte, er glaubte, dass jene unvergänglichen Vorbilder aller Menschlichkeit auf den jugendlichen Geist schneller und bildender wirken müssten, als die Architektonik der Sprache, deren grossartige Proportionen selbst das geübte Auge nicht immer zu ermessen vermag.

Von Herbarts Philosophie zu sprechen oder zu schweigen schien dem, der zu diesem Vortrage berufen ward, gleich unangemessen und desto willkommener folgende Mitteilung eines ihm und uns befreundeten Kenners seiner Lehre... (Hier verlas Lobeck, in seiner grossen Bescheidenheit dem eigenen Urteil misstrauend, eine von bedeutungsloser zeitgenössischer Hand stammende philosophische Summierung des Herbartschen Systems, der er sich unterordnete, und fuhr dann mit eigener Stimme fort:)

So weit die Mitteilung, deren Schlusswort noch zu folgender Betrachtung Anlass gibt. Es ist oft und noch vor kurzem im Tone des Vorwurfs wiederholt worden, dass Herbart, obwohl als Originaldenker anerkannt, denn doch nicht vermocht habe, sich zum Haupte einer neuen philosophischen Dynastie zu erheben. Aber wahrlich, die Grösse der Eroberer auf dem Schlachtfelde wie in der Wissenschaft wird durch die Nachfolger nicht erhöht. Plato hinterliess Anhänger in Menge, aber keinen, der würdig war, aus der Hand des Sterbenden den Ring zu empfangen; keinem anderen verdankt er die Fortdauer seines Ruhms, sondern sich allein; denn die Schule ist fast spurlos untergegangen,

die berühmtesten der Epigonen fast nur dem Namen nach bekannt. Aber so lange der Ilissos seine Wellen über den heiligen Boden von Attika ergiesst, so lange wird Platos Lehre leben, und mit ihm und den anderen hohen Meistern der Wissenschaft wird auch Herbart unsichtbar fortwirken zur höheren Geistesbildung unseres Geschlechts. Der dämonische Dreifuss, den der Gott der Weissagung einst dem Weisesten zusprach, hat noch seinen Kreislauf nicht vollendet und wird vielleicht am Schlusse der Menschengeschichte von keinem besessen in das Heiligtum der Gottheit zurückkehren, von wannen er stammte.

Dort nun lebt unser verewigter Freund und Lehrer im Reiche der Wahrheit, umgeben von den leuchtenden Idealen der platonischen Urwelt. Wir aber gedenken seiner immerdar mit Liebe und Verehrung und preisen das Schicksal, das ihm den reichen Geist, das wohlwollende Herz, ein Leben voll Kraft verliehen, und zuletzt den der Erde Entreiften durch den sanftesten seiner Todesboten abberufen hat.

BESSEL AUF OLBERS

ICH DARF NICHT VERSUCHEN, IN EINER kurzen Erinnerung an den grossen Astronomen, der der Stolz Bremens bleiben wird, die Höhe der Stellung überzeugend nachzuweisen, die er in der Wissenschaft einnimmt. So reich an Erfolgen er ist, so geht die allseitige Verehrung, die ihm zuteil wird, weniger aus diesen hervor als aus der Gabe, die er im höchsten Masse besass: nie den Weg zu verfehlen, der zu ihnen führt. Die Gefahr auf einen Abweg zu geraten, ist für ihn nicht vorhanden, denn er tut keinen Schritt ohne zu wissen, dass er in der beabsichtigten Richtung ist. Nicht von dem Glanze überraschender Gedanken lässt er sich verlocken. Nicht in weitgedehnte Arbeiten vertieft er sich, in denen weder die Hoffnung auf gelegentliches Finden ungesuchter Resultate ihn reizte, noch das massenhafte Zusammentragen von Früchten ihm so wertvoll erscheint, als die planmässige Zucht derer, die er zu haben wünscht. Die Nachweisung der Folgerechtigkeit der einzelnen Schritte, die Olbers zu seinen Resultaten führten, sollte meiner Ansicht nach das Bestreben dessen sein, der an ihn zu erinnern unternimmt. Aber ohne genaue Verfolgung der Bereicherungen, die die Astronomie ihm verdankt, würde diese Nachweisung nicht überzeugen. Statt ihrer teile ich daher eine Äusserung mit, durch welche Olbers mir mehr als einmal sein Gefallen an dem Streben Lamberts, Bradleys, Tobias Mayers ausgedrückt hat: «Was sie geleistet haben, erkenne ich als reines Gold!» Diese Männer sprachen ihn vor andern an. Wer ihn von ihnen sprechen hörte, konnte die Ähnlichkeit des Sprechenden mit ihnen nicht verkennen.

Merkwürdig ist schon Olbers' erster Eintritt in das Gebiet der Astronomie. Die Theorie der Bewegung der Kometen

hatte Newton vollkommen aufgeklärt; er hatte die Gesetze entwickelt, nach welchen sie um die Sonne laufen; er hatte gezeigt, dass die Bewegung jedes Kometen sechs ihm eigentümliche Bestimmungsstücke oder Elemente hat, deren Kenntnis erforderlich und hinreichend ist, von seiner Erscheinung am Himmel vollkommen Rechenschaft zu geben. Aber der Übergang von der Beobachtung dieser Erscheinung zu den Elementen seiner Bewegung ist eine der schwierigsten mathematischen Aufgaben. Newton selbst hatte eine Auflösung derselben gegeben, an die Voraussetzung gebunden, dass die mittlere dreier vollständigen Beobachtungen der Örter des Kometen an der Himmelskugel, der Zeit nach genau in der Mitte der beiden äusseren liege. Spätere Geometer vom höchsten Range hatten sich vielfältig mit dieser Aufgabe beschäftigt. Olbers fand, als er noch in Göttingen studierte, eine Eigenschaft der scheinbaren Bewegung, durch deren Benutzung die Aufgabe von ihrer eigentlichen Schwierigkeit befreit und ohne die der Newtonschen Auflösung notwendige Voraussetzung, sowie auch viel leichter aufgelöst werden konnte. Als Olbers die hierauf gegründete Methode zum ersten Male anwandte, wachte er an dem Krankenbette eines Universitätsfreundes. Später im Jahre 1797 liess er eine Abhandlung darüber erscheinen, welche diese Methode in allgemeine Anwendung gebracht hat. Wirklich kann ihr nichts Wesentliches mehr hinzugefügt werden; Abweichungen von der Form der Rechnung können einige Teile derselben wohl erleichtern, aber sie verändern weder das Wesen der Methode, noch ihr Resultat. Nicht minder ausgezeichnet als durch die vollständige Erreichung ihres Zieles ist die Olberssche Abhandlung durch gründliche

Bearbeitung vorangegangener Bemühungen um dasselbe Problem. – Erfolge wie diese sind geeignet Vorliebe für ihren Gegenstand zu erzeugen. Olbers beschäftigte sich während seines ganzen Lebens vorzugsweise mit den Kometen. Er brachte ein ebenso einfaches, als ohne grosse Vorbereitungen anwendbares Mittel, Örter an der Himmelskugel durch Beobachtung zu bestimmen, aus der Verachtung, in welcher es sich bis dahin befunden hatte, zu verdientem Ansehen; er erwarb dadurch der Wissenschaft ausser seinen eigenen Beobachtungen der Kometen viele fremde. Seine Büchersammlung enthielt, in seltener Vollständigkeit, Werke, in welchen sich Nachrichten über Kometen finden, deren Benutzung ihn in den Stand setzte, unserer Kenntnis dieser Himmelskörper oft wichtige Beiträge zu retten, welche bisher ganz unbeachtet geblieben waren und ohne ihn vielleicht nie aus ihrer Verborgenheit hervorgegangen wären. Heitere Nächte wandte Olbers vorzüglich auf das Aufsuchen der Kometen an, welches ihn bekanntlich oft durch eine glückliche Entdeckung belohnte, deren wichtigste die des Kometen von 1815 ist, dessen Beobachtungen zeigten, dass er sich in etwa vierundsiebzig Jahren um die Sonne bewegt und zunächst 1887 wiederkehren wird. Diesem Kometen gebührte der Name des Entdeckers, er wird ihn unsern Nachkommen von Zeit zu Zeit zurückrufen und mit derselben Pietät werden sie von dem Olbersschen Kometen reden, wie wir von dem Halleyschen. Endlich zeigt sich die Vorliebe für die Kometenastronomie in vielen schönen Abhandlungen, welche über verschiedenartige, damit in näherem oder entfernterem Zusammenhange befindliche Gegenstände aufklären. Olbers' späterer Biograph wird in seinen unausgesetzten

Beschäftigungen mit den Kometen häufige Gelegenheit finden, die natürliche, von keinem Vorurteile verdunkelte Ansicht gebührend zu würdigen, die er ihm vorliegenden Fragen abzugewinnen wusste.

Wenn aber auch Olbers seine Arbeiten vorzugsweise den Kometen zuwandte, so verfolgte deshalb sein Nachdenken alle übrigen Teile der Astronomie nicht weniger vollständig. In jede erhebliche Leistung die die Zeit brachte, drang er so tief ein, dass sich ein eigenes Urteil über das Genügen ihrer einzelnen, wenn auch ganz ausser dem Kreise seiner Beschäftigungen liegenden, Teile gestaltete; gleich belehrend für mich habe ich ihn in Einer Stunde über einen neuen Band der « Mécanique céleste » und über einen neuen Band der Greenwicher Beobachtungen sprechen gehört. Unbeantwortete Fragen, durch Naturereignisse hervorgerufen, regten seine Wissbegierde lebhaft an. So war er der erste, der die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des lunarischen Ursprungs der Meteorsteine mathematisch untersuchte, der eine Methode zur Berechnung der von Benzenberg und Brandes gemachten Beobachtungen der Sternschnuppen entwickelte usw. Die wenigen Mussestunden, die Olbers auf die Astronomie verwenden konnte, verstatteten ihm trotz sie ganz umfassender Teilnahme nicht, in allen ihren Teilen Spuren eigener Arbeiten zu hinterlassen; mit Recht begrenzt er daher den Umkreis, den er durch diese bereichert. Nie tritt er hervor, wenn er nicht zum Vorhandenen Wesentliches hinzuzusetzen hat; ohne das Zeugnis derer, die das Glück seiner persönlichen Bekanntschaft genossen, würde vielleicht zweifelhaft bleiben, dass Olbers sich auf einem das ganze Gebiet der Astronomie beherrschenden Standpunkte befand.

Als Piazzi am 1. Januar 1801 die Ceres entdeckt hatte, sie aber bald nachher in den Sonnenstrahlen unsichtbar wurde, zeigt sich Olbers eifrig und erfolgreich in ihrer Wiederaufsuchung. Unausgesetzt verfolgt er dann ihre Bewegungen durch seine Beobachtungen. Indem er sich mit den kleinen Fixsternen in einer Gegend des Himmels bekannt macht, durch die Ceres ihren Weg nehmen wird, findet er ein Sternchen, welches er früher nicht daselbst bemerkt hatte. So entdeckte er kurz nach der Wiederauffindung der Ceres, am 28. März 1802, einen zweiten neuen Planeten, Pallas. Die damalige Zeit ist die schöne der Astronomie! – Freudige Regsamkeit häuft in schneller Folge denkwürdige Resultate aufeinander. Gauss begnügt sich nicht, in seltener Verbindung unübertroffener mathematischer Kraft mit vollkommener Kenntnis der Gegenstände worauf sie angewendet werden soll, seine Methoden zur Bestimmung der Bahnen der neuen Planeten zu suchen; unermüdlich auch in ihrer Anwendung, verfolgt er die Leistungen der Astronomen von Tage zu Tage; seine scharfen Vergleichungen fordern diese auf, die höchste ihnen erreichbare Genauigkeit herbeizuführen, während sie sie zugleich von dem Nutzen ihrer Bemühungen überzeugen. Schnell vervollkommnet sich die Kenntnis der Bahnen der Ceres und Pallas. Spezielle Sternkarten sind kaum als notwendig erkannt, um folgende Beobachtungen des neuen Planeten zu erleichtern, so ist auch schon Harding mit ihrer Entwerfung beschäftigt. Am 1. September 1804 entdeckt er infolge davon den dritten neuen Planeten Juno. Olbers ist der Mittelpunkt dieses fördernden Treibens der Astronomen. Selbst der Eifrigste, vereint er mit der Fähigkeit es richtig zu leiten persönliche Eigenschaften, welche ihm

unbedingtes Zutrauen erwerben. – Sind die Entdeckungen der neuen Planeten glücklichen Zufällen zuzuschreiben, welche übrigens nur eifrigen Forschern am Himmel begegnen konnten, so krönte die Entdeckung eines vierten, der Vesta am 29. März 1807, Olbers' lange fortgesetzte planmässige Bemühungen durch verdienten Erfolg. Die Bahnen der schon bekannt gewordenen nähern sich einander an Einer Stelle und brachten dadurch Olbers auf die Vermutung, dass sie einst einen gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt gehabt haben möchten, dessen Spur man in dieser Annäherung, trotz der durch die Störungen der grösseren Planeten hervorgebrachten Änderungen der Bahnen, noch erkenne; er liess nicht unbemerkt, dass ein gemeinschaftlicher Punkt der Bahnen der drei Planeten vorhanden gewesen sein muss, wenn sie Bruchstücke eines grösseren durch eine innere oder äussere Ursache zersprengten sind. Olbers in richtiger Würdigung der Unwahrscheinlichkeit, dass glücklicher Zufall, der in kurzer Zeit drei einander ähnliche Planeten zu unserer Kenntnis gebracht hatte, ihre Zahl erschöpft haben sollte, beschloss noch mehrere zu suchen. Seine Aufmerksamkeit wandte er der Gegend des Himmels zu, wo die Bahnen der Ceres, Pallas und Juno sich einander nähern; die in dieser Gegend stehenden kleinen Fixsterne durchmusterte er während mehrerer Jahre von Monat zu Monat. So musste er alles entdecken, was seinen Weg durch diese Gegend nahm und so entdeckte er die Vesta. – Olbers, der die Ehre, die Kenntnis des Sonnensystems durch zwei Planeten bereichert zu haben, ohne Nebenbuhler geniesst, hat sie nicht glücklichem Zufalle zu verdanken, sondern seinem tätigen Geiste und der Ausdauer seiner Anstrengungen.

Ich habe mich beschränken müssen die Gegenstände anzudeuten, die « dauernder als Erz » Olbers' Namen auf die Nachwelt bringen werden. Jeder weiss mehr davon, als ich hier habe sagen können, doch habe ich das wenige nicht unterdrückt, um einen Kreis, in dessen Mitte Olbers geglänzt haben würde, wenn er noch lebte, nicht ohne Erinnerung von dem Astronomen zu lassen. Die, die ihm angehörten, werden in der Schilderung seiner medizinischen und menschlichen Bedeutsamkeit reichen Stoff für die Äusserung ihrer Verehrung finden. Aber auch ich habe ihn verehrt. Er war mir der edelste Freund; mit klugem und väterlichem Rate leitete er meine Jugend; hundertundeinundsiebzig Briefe die ich von ihm besitze, sind schriftliche Beweise meines Rechts, meine Verehrung über die Grenzen der Wissenschaft auszudehnen. Hunderte von Stunden sind mir in seiner Gegenwart unvergesslich geworden; an jede knüpft sich die Erinnerung einer edlen Äusserung, eines lichtvollen Urteils über Gegenstände, eines nachsichtigen über Menschen. Gross und sich immer gleich steht er vor meinen Augen – in der Zeit voller Kraft im Jahre 1804 und im hohen Alter im Jahre 1837.
Möchte es einer geschicktern Hand gelingen, den Nachkommen das Bild zu überliefern, welches er in mir hervorgerufen und unterhalten hat.

ROSENKRANZ AUF BESSEL

VON VERSTORBENEN GUTES ZU SPRE-
chen ist leicht, und die Wahrheit am leichtesten;
aber gut zu sprechen und würdig, und über das
verwaiste Verdienst keinen Schatten und kein
falsches Licht zu verbreiten, solche Aufgabe mag nur dem
gelingen, der mit der Kunst der Darstellung genaue Kenntnis der wissenschaftlichen Sphäre verbindet, in welcher der zu Beurteilende sich bewegte. Wer indes nicht aus eigener Wahl, sondern im fremden Auftrag zu sprechen unternimmt, darf wohl auf Nachsicht Anspruch machen, wenn er sich nach Dichterausdruck nur als Hypopheten ankündigt, als Zeugen und Herold der allgemeinen Stimmung und Ansicht, wie sie sich über jeden ausgezeichneten Charakter bildet und selbst bis in die entferntesten Kreise der gebildeten Gesellschaft verbreitet.»

Diese Worte sprach von dieser Stätte zu seiner Entschuldigung Lobeck, als er in unnachahmlichen Zügen uns ein verklärendes Bild des dahingegangenen Herbart entwarf.

Ich nehme daher jene Worte Lobecks für mich doppelt in Anspruch, indem ich völlig unerwartet das Organ des öffentlichen Ausdrucks eines Schmerzes werden soll, der seinen Nachhall weit über die Grenzen unseres deutschen Vaterlandes bis jenseits der Meere senden wird; indem ich die Bedeutung eines Verlustes der Wissenschaft schildern soll, den ganz zu würdigen auch kaum den Erfahrensten des Gebietes möglich sein dürfte, auf welchem der Hingeschiedene mit seltener Meisterkraft herrschte; indem ich uns die persönliche Liebenswürdigkeit eines Mannes vergegenwärtigen soll, der, wie wenige, Wissenschaft und Leben in schöner Eurythmie zu vereinigen verstanden hat.

Es gibt ein Volk, welches, die Eigentümlichkeit eines seiner

berühmten Toten zu fassen, mit schneller Zunge, mit rascher Feder bereit ist, welches nicht erst, wie wir Deutsche, eines gewissen epischen Duftes der Vergangenheit bedarf, die Umrisse einer solchen Gestalt mit Sicherheit zu zeichnen. Aber der Franzose hat auch in den Tagblättern seine grossen Männer während ihres Wirkens so oft, so vielseitig charakterisiert, dass er an der Bahre des Verstorbenen das von der Öffentlichkeit schon längst ausgearbeitete Porträt gleichsam nur anhalten darf. Unter uns ist das anders. Der Lebende erfährt, was er sei, bei uns nur einseitig, nur fragmentarisch. Eine im Grunde tief sittliche Scheu hält uns ab, das Urteil über den Lebenden so zu fixieren, dass wir ihm nicht eben durch unsere Zurückhaltung die Freiheit zugeständen, auch noch ganz anders erscheinen zu können, als er bis dahin sich uns gezeigt hatte. Ist es dann verwundersam, wenn uns im Augenblick, wo der wenn gleich oft lang erwartete Tod uns dennoch überrascht, eine Verlegenheit anwandelt, sagen zu können, was wir betrauern?

Doch wie schüchtern ich sein möge, dem grossen Gelehrten, dem tüchtigen Charakter, dem tatenreichen Manne, dem unermesslichen Verdienst gegenüber – Eines ermutigt mich, das Bewusstsein, dass auch niemand von Ihnen erwarten wird, durch mich hier irgend etwas zu vernehmen, das man eine Kritik Bessels oder gar eine Kritik seiner Arbeiten zu nennen vermöchte. Einer allgemeinen Kritik, auch wenn jemand ihrer fähig wäre, bedarf es nicht, wo der absolute Wert schlechthin entschieden ist. Was aber den besondern Wert der einzelnen Leistungen eines so bevorzugten Geistes betrifft, so prangen sie als unvergängliche Sternbilder am Himmel der Geschichte der Wissenschaft

allen späteren Geschlechtern, die mit Staunen zu ihnen aufblicken, die eindringlichste Mahnung zu gleichkräftigem Streben. Was wir daher in diesem feierlichen Augenblick, in welchem die Wehmut des Herzens ihr heiliges Vorrecht vor aller Reflexion behauptet, was wir in diesem Augenblick allein vermögen, das ist gleichsam nur die Rechtfertigung, so betrübt, so erschüttert zu sein, als wir uns im Innersten fühlen.

Nicht selten, ehrwürdige Versammlung, haben engherzige, von kleinlichen Interessen ganz gefangen genommene Menschen sich verwundert, wie man doch dazu komme, auf die Wissenschaft und auf Männer, die mit glänzendem Erfolg ihrem Anbau sich gewidmet, einen so grossen Nachdruck gelegt zu sehen. Nicht undeutlich haben diese Vertreter rein utilistischer Tendenzen, unter dem alleinseligmachenden Dogma der irdischen Glückseligkeit, zu verstehen gegeben, dass, was als Genialität sich auszeichne, im Grunde das Überflüssigste von der Welt sei. Besonders aber ist ihnen seit jeher der Ruhm als eine der schalsten Illusionen erschienen, da er, ohne alle ostensible Realität, nur in den Vorstellungen, in den Gedanken und Empfindungen der Menschen, nicht in Vermögen, Macht und äusserlicher Ehre bestehe. – Diese Protektoren des Utilismus, möchten sie doch, wie wir, am frischen Grabe eines grossen, eines genialen, eines berühmten Mannes, möchten sie doch am Grabe eines Bessels stehen und alsdann ihr Credo sich noch einmal wiederholen! Da würde es, ich zweifle nicht, sie überkommen, dass Baco von Verulam doch recht hatte, wenn er sagte: Wissen ist Macht. Da würde es ihnen einleuchten, dass die Materie des Geistes, nicht der Geist der Materie wegen da ist und dass aller

Luxus nur endlicher Verhältnisse, alle blosse Nützlichkeit, dem Geist sogar zur Qual werden können, wenn ihm, seiner eingeborenen Unendlichkeit zu geniessen, nicht zugleich vergönnt ist. Das, was dem krämerhaften Verstande das Entbehrlichste dünkt, die Wissenschaft, ist dem Geist schlechthin notwendig. Er kann sich von ihr nicht lossagen und selbst jene Welt der Nützlichkeit existiert, ohne es zu wissen, doch nur unter dieser Voraussetzung. So weit eine einzelne Wissenschaft ihren direkten Beitrag zum Gelderwerb nachzuweisen imstande ist, ehrt sie wohl der philiströse Kalkul sogar mit seinem Lobe. Eine Verbesserung der Dungmethoden; eine Vermehrung der Trag- und Wurfkräfte; eine genauere Berechnung des Kalenders; eine neue, bequemere und wohlfeilere Art der Erleuchtung; eine grössere Sicherheit der Seereisen usw. usw., – dergleichen flösst dem auf seinen Gewinn und sein Fortkommen gestellten Menschen eine gewisse Achtung vor der Wissenschaft ein. Er bedenkt aber nicht, dass alle diese ihm so lukrativen Kenntnisse nimmer existieren würden, wenn nicht in letzter Instanz die Wissenschaft um ihrer selbst willen geliebt und gepflegt würde. Ohne das Hirn bleibt der übrige Organismus eine tote Masse; mens agitat molem. Nur von dem Hauch der Freiheit beflügelt, nur im Zusammenhang mit der absoluten Wahrheit, schreitet auch die Technik der Agrikultur und Industrie vorwärts. Ausserdem stagnieren die Erfindungen, wie China uns zeigt. Hat es nicht den Buchdruck, hat es nicht das Pulver erfunden? Hat es aber aus ihnen die weltbewegenden Hebel gemacht, mit welchen das kleine Europa alle andern Weltteile seinem Kultursystem unwiderstehlich integriert? So hat China auch Sternwarten und Kalender, aber keinen Bessel.

Diese Betrachtungen, Verehrteste, schienen Ihnen vielleicht von unserem Gegenstande sich ungebührlich zu entfernen. Allein dem ist nicht so. Ich müsste mich nämlich sehr irren, wenn ich nicht annehmen dürfte, dass Bessel von gar manchen eben als ein rein praktischer Mann, im Gegensatz zu abstrakten Humanitätsstudien und spekulativen Tendenzen, besonders hochgehalten worden. Eitle Fiktionen! Als wenn irgend eine Praxis ohne ihre Theorie bestehen könnte, als wenn nicht jede Theorie Praxis zu werden strebte! Als wenn nicht das scheinbar, nämlich für momentane und beschränkte Zwecke Nutzloseste doch das im höheren Zusammenhang Allernützlichste wäre! Als wenn nicht die göttliche Natur der Kunst und Wissenschaft auch die menschliche Bedürftigkeit in sich aufzunehmen, dann aber auch zu verklären imstande wäre! Bessel, noch unbekannt mit dem Schatze, den die Natur in ihm angelegt, hatte sich zuerst dem kaufmännischen Betrieb gewidmet, ihn dann freilich, je mehr sein Genius den Adlerfittich regte, sehr bald verlassen und erst unter Olbers, dann unter Schröter, sich gänzlich der Wissenschaft ergeben, so dass er schon in dem Trauerjahr, als der Friede zu Tilsit Preussen zur politischen Unbedeutendheit herabsetzte, seine Theorie der Störungen der Kometen herausgab. Als er unserer Universität gewonnen ward, blieb er ausserhalb der philosophischen Fakultät stehen und hat ihre Verwaltung, ihre Arbeiten nicht geteilt. Er befand sich auf einem ganz modern realistischen Standpunkt; das, was unsere Universitäten noch Mittelaltriges an sich haben, erregte seine stete Polemik. Unter den fremden Literaturen liebte er die französische und die englische vorzüglich. Seine Wissenschaft schon erhielt ihn mit denselben in

Verkehr, in Wechselwirkung. Dazu kam nun bei ihm ein unmittelbarer Hang zur Gemeinnützigkeit, welcher ihn allen realistischen Interessen zugänglich machte. Fassen wir diese Umstände, diese Eigenschaften zusammen, müssen wir da nicht sagen, dass er in der Erscheinung aus dem Typus des gewöhnlichen akademischen Gelehrten allerdings herauswich? Wer ihn in dem gemütlichen Stübchen zu Sprechan mit einem Kreise vertrauter Männer die Vorkommnisse des Tages besprechen hörte; wer, nach den Vorlesungen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, bei einer dampfenden Bowle, unter dem Wolkengekräusel des Zigarrenduftes, seine ganz eigentümliche wissenschaftliche Debatte vernahm; wer ihm begegnete, wie er, hochgestiefelt, die Büchse unter dem Arm, den treuen Hund zur Seite, auf die Jagd ging; wer endlich, an einer glänzenden Tafel, die Unermüdlichkeit seiner Mitteilungslust, das Treffende seiner Fragen und Antworten, das Massvolle seines geselligen Taktes zu bewundern Gelegenheit hatte; ja, ich möchte sagen, wer auch bloss seine zierliche, perlenhafte, nur lateinischer Lettern sich bedienende Handschrift gesehen, – musste er nicht sofort empfinden, dass hier ein völlig moderner, eigentümlicher Geist erscheine?

Wenn man aber diese Weltaufgeschlossenheit, diese Abneigung gegen humanistische Studien im engeren Sinn, diese ironische Haltung gegen die Philosophie, diese Vorliebe für industrielle und merkantile Tätigkeit, wenn man sie für Zeugnisse jener banausischen Denkungsart genommen hätte, welche die Wissenschaften zu blossen Mitteln des Egoismus erniedrigen möchte, o wie sehr würde man sich irren, wie bitteres Unrecht würde man ihm tun! Nein, es lebte vielmehr in ihm der reinste Idealismus, die heilige

Glut echt wissenschaftlicher Begeisterung, welche unmittelbar nichts will, als die Erkenntnis und es den Göttern anheimstellt, was wohl mittelbar für die irdische Geschäftigkeit Erspriessliches daraus hervorgehen könne. Weil für den Apparat, mit welchem die Astronomie sich zu ihren Reisen bis in die fernsten Abgründe des Universums rüsten muss, jede Entdeckung der Technik folgewichtig werden kann; weil die unaufhörlichen Metamorphosen der Atmosphäre dem sternwartenden Auge hemmend oder fördernd zu sein vermögen; weil jede Weltumsegelung den Sternkarten neuen Stoff zu bieten imstande ist; so ist der Astronom auf alle diese Veränderungen aufmerksam. Er ist, wie wir uns überzeugen müssen, mit mächtigen Banden an die unmittelbare Weltwirklichkeit gekettet. Allein wer wollte daraus den Schluss ziehen, dass nicht das Denken die Seele seiner Arbeit sein müsste? Bessel ist einer der konsequentesten, tiefsten, gründlichsten Denker gewesen, welche die Geschichte der Wissenschaft jemals besessen. Die Fernröhre, die Teleskope, das ganze Heer der Instrumente, die Masse einzelner, noch so exakter Beobachtungen, was sind sie, ohne den Gedanken, der ihnen erst Bedeutung gibt? Hier müssen wir mit Goethe ausrufen:

«Geheimnisvoll am lichten Tag
Lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit
Schrauben.»

Aus jenem wahrhaften Idealismus heraus entstammte bei Bessel der kolossale Fleiss, den wir an ihm kannten. Ihm fehlten nicht die eisernen Eingeweide und zahllose Nächte

hat er für die Wissenschaft durchwacht. Meine Herrn, bedenken wir, was es heisst, in der Astronomie fleissig sein! Wenn wir Laien so zum Sternendom hinaufschwärmen, so erfreuen wir uns an der phantastischen Gruppierung der Sterngebilde oder, um einen Ausdruck Alexanders von Humboldt zu gebrauchen, an der landschaftlichen Anmut des Himmels. Für den Astronomen jedoch lösen sich alle diese Figuren in Sternhaufen auf, die er als schwarze Pünktchen in seinen Karten verzeichnet. Seine Aufgabe ist, den Ort bestimmen zu können, auf welchem in einer gegebenen Zeit ein himmlischer Körper sich befindet. Wie trocken dünkt nicht dies Geschäft! Und es dünkt nicht nur so, es ist es. Der grosse Astronom weiss aber, dass nur, wer das Kleinste achtet, auch das Grösste erreicht. Die Zahl, als die Bestimmung der äussern Grenze, ist ihm von absoluter Wichtigkeit, weil er ohne sie die qualitativen Momente seines Gegenstandes gewiss garnicht ergreift. Bessel war in dieser Beziehung von unübertroffener Gewissenhaftigkeit, die ihm die schwersten Opfer leicht machte. Wo er irgend noch eine Unsicherheit, eine Lücke, einen Beweismangel, eine Dunkelheit verspürte, da rastete er nicht, bis er durch die erschöpfendsten Versuche, die anhaltendsten Beobachtungen und umfassendsten Rechnungen entweder Bestätigung oder notwendige Veränderungen der vorgefundenen Bestimmungen erreichte. So wurden durch seine Revision Bradleys Fundamenta Astronomiae, die zu London schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gedruckt waren, erst recht fruchtbar; so stellte er mühselige und langwierige Experimente an, die von Newton behauptete allgemeine Gleichheit des Gesetzes der Gravitation, die Indifferenz der spezifischen Qualität der Materie gegen

dieselbe, unwiderleglich nachzuweisen; so durchrechnete er die Perturbationen des Uranus und schloss aus ihrer Bestätigung, dass jenseits dieses Planeten wahrscheinlich noch ein andrer als Ursach jener Störungen existiere; so ermittelte er erst durch die Berechnung der translatorischen Bewegung unseres Sonnensystems im Weltraum bis zur empirischen Evidenz, dass unsere Sonne in der Tat das sei, was man mit einem einmal üblichen, wenngleich nur sehr relativ richtigen Namen einen Fixstern zu nennen pflegt. Ohne Methode ist wahre Wissenschaftlichkeit undenkbar. Dies erkannte Bessels ernste Natur vollkommen und ich darf Sie in dieser Hinsicht wohl an jene unvergesslichen Stunden in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft erinnern, als er uns die Geschichte der Methode der astronomischen Beobachtung und die Geschichte Herschels erzählte, um uns einen lebhaften Begriff der ganz eigentümlichen Schwierigkeiten des astronomischen Geschäfts und ihrer scharfsinnigen Besiegung zu geben.

Dieses methodische, selbstbewusste Verfahren, diese Akuratesse bildeten die zarte Empfindlichkeit Bessels gerade für die negativen Elemente seiner Wissenschaft bis zur höchsten Feinheit aus. Die Störungen der Kometen, die Störungen, welche für unser planetarisches System durch die Bewegung der Sonne entstehen; die Störungen des Uranus; die Unregelmässigkeiten in dem Phänomen der Ebbe und Flut usf. beschäftigten ihn in vorzüglichem Grade.

Zugleich war er aber, während er mit strenger Geschlossenheit die ihm von der Entwicklung der Wissenschaft gestellten Probleme zu ergründen und zu lösen suchte, für die Arbeiten und Entdeckungen anderer in seinem Fache von offenster Empfänglichkeit. In dieser neidlosen Hingebung

an die Tat anderer, in dieser freudigen, dankbeseelten Anerkennung fremden, zeitgenössischen Verdienstes zeigt sich die ganze Grösse des echt wissenschaftlichen Sinnes, dem es schlechterdings nur auf die Sache und ihre objektive Förderung, nicht im mindesten auf die Person ankommt und der gerade deshalb die glückliche Anstrengung des andern mit Liebe ehrt. Wer unter uns erinnert sich nicht, wie erhebend das Lob war, welches einem Herschel II., einem Arago, einem Struve, einem Gauss, einem Alexander von Humboldt, seinem vieljährigen, hochberühmten Freunde, von seinen Lippen entströmte? Mit welchem Enthusiasmus pries er Struves glorreiche Eroberungen der Doppelsterne, dieses neuen, dem Bewusstsein erst unseres Jahrhunderts geöffneten Himmels! Wie beseligte es ihn, Herschel noch auf seinem Landsitz in England selbst gesprochen zu haben! Wie ward von ihm auch hier in Preussen der von Arago besonders angeregten Beobachtung der Sternschnuppen als möglicherweise sehr schnell rotierender Planetoiden die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet! Wie gern beschrieb er seinen Besuch in Paris bei Arago, der soeben erst von einer Reise in das mittägliche Frankreich zurückgekehrt war! Paris war ihm als Stadt nicht sehr anziehend gewesen; Arago aber nannte er doch einen Menschen in dieser Welt künstlicher Schaustellung. Wie viel ihm endlich der Verkehr mit Alexander von Humboldt gewesen, ist wohl niemandem unter uns unbekannt, und dass er noch die Herausgabe des Kosmos erlebte, war ihm eine hohe Befriedigung.

Doch nicht nur durch die Originalität seiner Kombinationen, nicht nur durch seinen Fleiss und seine methodische Exaktheit war Bessel gross; er war es auch durch die Kunst

seiner Darstellung. Den grössten Teil seiner Schriften nehmen allerdings Zahlen hin, teils Verzeichnisse von Beobachtungen, teils Berechnungen. Was er aber schrieb und redete, bewies die Meisterschaft der Sprache. Die Leichtigkeit des Ausdrucks liess jede Spur der vorangängigen oft so verwickelten, so mühsamen Vermittelung vergessen. Bessel erlebte den Triumph der edlen Popularität, dass jeder Hörer, so lang er ihm folgte, von der Überzeugung des Verständnisses ergriffen ward, sollte sich auch hinterher nicht selten gezeigt haben, dass das einmalige Vernehmen des Vortrags sehr natürlich die Einsicht noch nicht vollendet haben konnte. Dieser Zauber des Wortes, konnte er aber anders, als daraus entspringen, dass der Darstellende das, was er aussprach, beständig durchlebte? Nur um diesen Preis der tiefsten persönlichen Durchdringung mit dem Gegenstande gelingt dem Darstellenden die freie Einheit des Inhaltes mit der Form, wie sie die ihm schlechthin notwendige, die aus seinem Wesen sich selbst erzeugende ist. Und wenn wir zuvor sagten, dass der Verewigte, den traditionellen Formen des akademischen Lebens gegenüber, in so manchem Betracht einen ganz modernen Habitus entfaltet habe, so müssen wir von seiner Darstellung sagen, dass sie von antiker Einfachheit und Grazie durchatmet war, weil Bessel, wie die grossen Alten, seine Wissenschaft auch lebte, weil seine ganze Individualität in sein Objekt der Erkenntnis gänzlich aufging. Vergessen wir hierbei nicht, welchen Fortschritt unsere wissenschaftliche Sprache der neueren Naturwissenschaft überhaupt verdankt, welche Frische des Kolorits, welche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, welche Neuheit der Wortschöpfung, welche Harmonie logischer Präzision und anschaulicher

Verbildlichung durch einen Humboldt, Karl Ritter, Goethe, Leopold von Buch und andere als ein kraftvoller Strom in unsere Literatur mit zukunftreichen Keimen sich ergossen haben. Dieser Sprache hatte Bessel nicht nur sich bemächtigt, vielmehr selbst sie mitzubilden rastlos und glücklich sich bemühet. Daher stiess ihn aber auch alle phantastische Verworrenheit von sich ab und die groteske Trübheit lockerer Kombinationen, auch wenn ihre Gärung mit ideeartigen Lichtblitzen phosphoreszierte, fand an ihm zeitlebens einen unversöhnlichen Widersacher. Er war zu tief von der Notwendigkeit durchdrungen, dass nur das Klassische, nur die Tiefe des Gehaltes im Bunde mit der Klarheit der Form, die Erkenntnis und die Literatur fördern könne.

Was aber, Verehrteste, seiner Darstellung überhaupt, bis zu den flüchtigen Äusserungen des zufälligen Dialogs hinab, einen so besondern Reiz verlieh, das war wohl die Wirkung seines vertrauten Umganges mit dem mechanischen Universum. Der Astronom lebt in der Unendlichkeit des Raums, dieser nach Platon unsichtbaren und unberührbaren Grundlage alles Sichtbaren und Berührbaren. Der Astronom lebt mit den in weitester Ferne kreisenden Massen. Der Pulsschlag des kosmischen Universums vibriert in ihm und er hat seine eigene Zeit: die Sternenzeit. Wenn er in die schwarze Bläue des Äthers mit bewaffnetem Auge hinabtaucht, wenn Nebelflecken sich ihm zu Sternsystemen auseinander legen, wenn ihm, Millionen und abermals Millionen Sonnenfernen von unserer Erde weg, aus der, wie es scheint, chaotischen Wüste des eben noch leeren, nichtssagenden Raums, doch plötzlich eine Welt entgegenfunkelt; wenn ein heranschweifender Komet, wie

exzentrisch er sich gebärde, doch von dem Kundigen als ein schon dagewesener begrüsst wird, der nach ewigen Gesetzen seine Bahn durchrollt; ja, wenn der spähende Blick die Wolkenherden auf fernen Planeten dahinziehen sieht; wenn er das Wunder des Saturnringes belauscht; wenn er von den Kegelspitzen der Mondgebirge bis in die schwarzen Klüfte, in die Spaltenrisse ihrer Täler sich versenkt, muss da nicht eine höhere Stimmung im Menschen herrschend werden, die ihn auch das gewöhnliche Treiben um ihn her, sozusagen, in der Vogelperspektive auffassen lässt? Es ist eine stereotype Phrase geworden, die Erhabenheit des astronomischen Studiums zu preisen. Soll es mit diesem hohen Wort Ernst sein, so kann die Erhabenheit wahrlich nur darin liegen, dass durch die Wissenschaft die Stellung, welche der Mensch zum Universum hat, richtiger erkannt wird. Der Astronom vergegenwärtigt uns die unerschöpfliche Werdelust der Materie: er erweitert durch seine Entdeckungen unser Bewusstsein wirklich über seine bisherigen Grenzen; er gliedert uns ein in die Wirbeltänze der kosmischen Riesen; er nimmt uns gleichsam den Boden unter unsern Füssen, uns frei schwebend in die Unermesslichkeit zu schleudern; er demütigt uns, um uns zu erheben, indem er uns in diesem Gewimmel pullulierender Welten Mass und Ordnung und diamantene Festigkeit zeigt, so dass selbst die Aberrationen und Perturbationen sich in die Bedeutung verkehren, Zeugnisse der Normalität des Daseins zu werden. Diese Eigentümlichkeit, glaube ich, war es, welche Bessels Persönlichkeit, je bescheidener er selbst war, mit desto gewaltigerem Eindruck umschwebte. Man konnte nicht in sein marmorblasses Antlitz blikken, ohne dass es einen nicht aus den merkwürdigen Augen

ahnungsvoll anwitterte, wie von den Uranfängen der Welt her.

War es denn nun anders möglich, als dass ein so von der Natur begabter, so durch Fleiss gestählter, so durch die verwundersamste Kunst der Rede fesselnder Mann einen Kreis tüchtiger Schüler bildete? Besonders musste ihm eine solche Bildung auch um deswillen gelingen, weil er, wie hoch er in seiner Wissenschaft stand, sich doch niemals der schlechten Vornehmheit überliess, den Unterricht in den elementaren Kenntnissen seines Fachs nicht selbst zu überliefern. Mit grösster Treue und Regelmässigkeit hielt er seine Vorträge, ein ordentlicher Professor. Die schönste Zeit aber seines öffentlichen Wirkens, die Kulmination seiner Lehrvirtuosität, seiner wissenschaftlichen Geselligkeit, war vielleicht die, als Jacobi bei uns der Mathematik, auch in ihrem kühnsten Fortbau einen seltenen Glanz verlieh. Mit innigster Wehmut sah Bessel ihn scheiden und die geist- und gemütvollen Worte, mit denen er im Deutschen Hause Jacobi aus unserer Mitte entliess, sind die letzten gewesen, die wir, meines Wissens, öffentlich von ihm vernommen haben.

Zum drittenmal ist es, ehrwürdige Versammlung, dass die Astronomie in unserer Provinz zu hohem Ruhm gelangt ist. Das erstemal durch Kopernikus, der 1543 starb. Das zweitemal durch Kant, dessen Naturgeschichte des Himmels von ihm 1755 Friedrich dem Grossen gewidmet ward, ein Werk, welches der Popularastronomie bei uns die Bahn brach und in welchem Kant nicht nur die Asteroiden zwischen dem Mars und Jupiter, sondern auch noch einen Planeten jenseits des Saturn postulierte und dieselbe Theorie der Kosmogonie aufstellte, welche später Laplace

vortrug. Das drittemal durch Bessel, der in den Gürtel der Sternwarten von Petersburg bis Paris unser Königsberg als würdige Nebenbuhlerin einreihete. Sehen wir in der Geschichte unserer Universität für das Gebiet der Astronomie auf Kants des Philosophen Bemühungen die Bessels als des strengen Fachmannes folgen, so ist man versucht, ein Wort von Novalis anzuwenden, unter dessen Fragmenten nämlich wir diese Parallele lesen: « Metaphysik und Astronomie sind Eine Wissenschaft. Die Sonne ist in der Astronomie, was Gott in der Metaphysik ist; Freiheit und Unsterblichkeit sind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit werden einst die Basen der geistigen Physik eben so werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdischen Physik. »

War Bessel aber nur der grosse Gelehrte? Haben wir in ihm nur den schweren Verlust eines genialen Forschers zu beklagen? Ach nein! Wir haben durch seinen Tod auch einen der reinsten liebenswürdigsten Menschen verloren, der auch mit Kant sagen konnte, dass der Anblick des gestirnten Himmels über ihm und das Bewusstsein des moralischen Gesetzes in ihm das Erhabenste sei, was für ihn existiere. Seine Pflichttreue, seine Redlichkeit, sein Wohlwollen, seine bereitwillige Aufopferung, seine Freundlichkeit, seine Bonhomie werden bei uns sich immer ein segenvolles Andenken bewahren. Nicht minder auch die Unerschrockenheit, die mannhafte Offenheit, mit welcher er auch seine gegnerische Überzeugung aussprach, die hartnäckige, nur in den letzten Jahren zuweilen schroffer sich äussernde Tapferkeit, mit welcher er sie verfocht. Er war eben ein Charakter. Man wusste, wie man mit ihm daran war und diese rückhaltlose Entschiedenheit, die alles

heuchlerische Kokettieren mit gerade beliebten Tagesmeinungen hasste, musste ihm auch den versöhnen, der sich etwa zu ihm für diesen oder jenen Punkt in diametraler Opposition befand. Sein warmer patriotischer Sinn umschloss alle Interessen unseres Staates mit regster Teilnahme und noch vom Krankenlager aus gab er seinen Beitrag zur Lösung der Frage, welche Herr von Fahrenheid in unserer Zeitung zur Sprache gebracht, wie nämlich der Übervölkerung und dem durch sie erzeugten Elende teils vorzubeugen, teils abzuhelfen sei!

Nicht also die Familie allein, nicht allein die Universität, nicht allein die Stadt und Provinz, nein das Vaterland hat in ihm einen Freund verloren, ja, was für beide gleich ehrenvoll, unser erhabener König und Rektor selbst hat in Bessel einen wahren innigen Freund verloren.

So lebe er denn wohl, unser Kollege, unser Freund! Eines Denkmals, damit wir seiner nicht vergässen, bedarf er nicht. Unsere Zeit ist denkmalsüchtig und oft hat es den Anschein, als käme es mehr auf das Denkmal, als auf die Sache an. Aber Bessel hat sich auch selbst schon sein Denkmal erbauet. Wenn die Schiffe Schwedens, Norwegens, Russlands, Dänemarks, Hollands, Hamburgs, Englands, Nordamerikas den Pregel heraufsegeln, da leuchtet es ihnen vom grünenden Hügel mit schlossartiger Miene und doch mit phantastischen auf ganz besondere Zwecke deutenden Aussenwerken entgegen – die Sternwarte. Sie ist sein Denkmal, denn sie ist seine Schöpfung.

Können wir aber als Preussen ihrer gedenken, ohne unwillkürlich uns zu erinnern, wann sie geschaffen wurde! War es nicht eben, Verehrteste, in jener Zeit, auf welche wir so oft zurückgeführt werden, wenn wir in unsrer Provinz,

in unsrer Stadt auf ein progressives Element stossen? In jener Zeit der Not, der Schmach, als unsere politische Selbständigkeit verkümmert war, ja in gewissem Sinne vernichtet schien? Wem vertraute damals unser Fürst? Wohin wandte er sich? Waren es die irdischen, greiflichen Dinge, war es der Trotz der Materie, worauf er hoffte? Keineswegs, denn dieses Äusserliche hatte sich ja eben im Sturm der Zeit nicht bewährt. Seiner gebrechlichen Natur gehorchend, war es gebrochen. Vergänglich, war es vergangen. Dem Geist vertraute sich der König an; einerseits der moralischen Hebung seiner Bürger, welche die Ketten der Leibeigenschaft löste, welche das Grundeigentum befreiete, die Gewerbe des Zunftzwanges entband; anderseits der intellektuellen Bildung, welche die vernünftige Aufklärung schützte, die religiöse Toleranz in alle Wege beförderte, die Schule neben Staat und Kirche als die dritte pädagogische Macht hinstellte und Kunst und Wissenschaft auf jede Weise pflegte. Damals, so gering unsere materiellen Mittel waren, liessen wir nicht kopfhängerisch in matter Passivität den Blick am Boden kriechen, sondern hatten den Mut, von der Erde aufwärts zu den Sternen zu schauen und aus der Umarmung des Himmels für das Handeln auf der Erde zu erstarken. Es ist bekannt, wie sehr unsere Sternwarte Napoleon imponierte. Er ahnte, dass ein Volk, welches tiefgebeugt, doch der reinen Wissenschaft solche Opfer zu bringen vermöge, wohl nicht mit den festesten Banden an seinen Siegeswagen geknüpft wäre. Bessels Name ist auf immer mit dieser schönen Tat verflochten. Darum, Ihr Preussen, werdet Ihr immer mit Erhebung auf jene Warte blicken, als auf ein Unterpfand der Kraft des echten Idealismus, dessen Begeisterung die

Fortuna mit ihrem Füllhorn von selbst folgt; Ihr werdet auf jene Warte blicken, als auf ein ernstes Monument, einen dem Geist widersprechenden Zustand nicht als ein unabänderliches Schicksal zu betrachten. Je weiter hin, je mehr aber werden wir Bessel als einen Sohn jener glorreichen Zeit erkennen und erst dann wird man, was jetzt noch nicht möglich, gegen sein unsterbliches Verdienst ganz gerecht sein; denn, wie Wilhelm von Humboldt so schön sagt:

«Nur in der Weltgeschichte ruh'ger Klarheit
Erschauet man der Vorzeit tiefe Wahrheit,
Wenn die Erscheinung längst entfloh den Sinnen;
Dann, wann die Stille der Betrachtung sieget,
Und Zug vor Zug zum Bild zusammenfüget,
Kann sie Gestalt erst vor dem Blick gewinnen!»

RITTER AUF ALEXANDER VON HUMBOLDT

WIR FEIERN HEUTE EINEN FESTTAG, den mit uns alle Akademien in Europa, wie alle wissenschaftlichen Vereine der andern Erdteile, in Nord- und Südamerika, wie in Bombay und Kalkutta, am Kap der Guten Hoffnung und in Australien mitfeiern werden. – Wie erfreulich für jeden einzelnen Reisenden der Austritt aus dem Segelschiff vom schaukelnden Atlantischen Ozean auf den festen Boden der Alten Welt in der Regel sein mag, so bedeutungsvoll für das begonnene Jahrhundert war es, als am 3. August 1804 Alexander von Humboldt an der Garonne nach fünfjähriger Abwesenheit die Westküste Europas wieder betrat. Der edelste Schatz für die nachfolgenden Geschlechter, grösser als alle früher übergeschifften Schätze der Neuen Welt, war zur Ausprägung für den neuen Verkehr der Ideen sicher an das Land gebracht! Es war die wissenschaftliche Wiederentdeckung der Neuen Welt, die mit ihm für die europäische Kulturwelt das Festland betrat, die, drei Jahrhunderte nach seinem grossen Vorgänger, mit dem eine neue Weltgeschichte für die ganze Menschheit begann, nun auch ausserhalb der Sphäre der bewegtesten Politik als eine neue Geschichte für die Wissenschaft der Natur und der Völker ihren friedlichen, ihren segensreichen Einfluss verbreitete.

Es war – und wer sich noch jener Zeit zu erinnern imstande ist, stimmt gewiss mit ein – es war, als wäre eine neue Sonne voll Licht und Wärme im Westen über der Neuen Welt emporgestiegen, um auf die Alte Welt wohltätig zurückzustrahlen. Alles Schöne und Herrliche, was in beiden, auf und in ihnen, in Gottes Schöpfung prangte, oder vor dem Menschen noch geheimnisvoll in dunklen

Schachten verborgen lag, erhob sich in neuem Lichte, in entschleierter Klarheit.

Die Natur in beiden Erdhälften trat nun erst in ihrem Gegensatz, in ihrer Individualität, in ihrer harmonischen Gesetzmässigkeit, in ihrer wahren Grösse und Erhabenheit hervor. Die verwirrende Zufälligkeit des Daseins der Dinge und ihrer unseligen Vereinzelungen verschwand und es trat ein vorher kaum geahnter Kausalzusammenhang der Erscheinungen in allen Anfängen und Enden des grossen Erdorganismus hervor, der alle Zweige der Wissenschaft und der Spekulation zu einem höheren Selbstbewusstsein erhob, der alle Kulturvölker des Planeten über die Mitgift ihrer Heimat belehrte und durch sie an Gütern und an Ideen vielfach bereicherte.

Weder Lobpreisung noch Denkmal ist solchem Wendepunkte in der Geschichte der Wissenschaften, in der Kulturgeschichte der Völker, bei dem so viele befreundete Geister dem einen sich mitwirkend zugesellten, vonnöten. Er preiset sich selbst durch organisches Fortwirken aus der Wurzel bis zum Laube, zur Blüte und zur Frucht, die jeder Nachfolgende pflücken kann.

Diese Taten des einen, in der Mitte von vielen, sind schon aufgezeichnet in den Memoiren aller wissenschaftlichen Institute, aller Akademien der Alten und Neuen Welt, in denen man seitdem stets demselben Namen, denselben Anregungen der fruchtbarsten geistigen Tätigkeit in den weitesten Kreisen begegnet.

Die Denkmale einer solchen Wirksamkeit haben sich längst vor den Augen der gebildeten Welt an allen Enden der Erde aufgebaut. Am Himmel selbst sind die Sternbilder der Südhemisphäre in ihren Erscheinungen seitdem erst

bestimmter hervorgetreten und das Südliche Kreuz hat seinen Einfluss geübt auf das Verständnis des Weltsystems im grössesten Epos eines Dante und des Mittelalters. Die richtige Karte Amerikas, nach tausenden astronomischer, geodätischer, hypsometrischer mühevoller Messungen, bleibt wohl das grossartigste, unvergängliche Denkmal aus dieser Zeit für alle Zukunft. Die Kordilleren selbst haben dadurch erst ihre Klassizität gewonnen. Die von Trachytmassen auf die Rücken der Anden gehobenen Muschel-und Steinsalzlager, die Nivellements des Amazonenstromes in den Ebenen, die durch die jüngsten Wiederholungen bestätigten genauesten astronomischen Orientierungen in den Urwäldern Guianas, auf den Vulkanhöhen von Santa Fé geben nur Zeugnis von der bewunderten Schärfe jener Auffassungen eines Erdkolosses.

Aber dessen Gestaltung sollte auch rückwirkend werden und nur einer Revision aller Plastik der Erde überhaupt vorangehen, die seitdem auch für Zentralasien und Europa durch die eigene Anschauung und für die mittlere Höhe der Kontinente überhaupt durch Ermittelung gewonnen ist. Die Erforschung der Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt hat ebenso rückwirkend alle früheren Entdeckungen in der Alten Welt, bis in die ältesten Perioden der Menschengeschlechter, mit einem neuen Lichte durchstrahlt.

Die zahllosen neuen Entdeckungen in der Gäa, Flora und Fauna der Neuen Welt haben seitdem die Wissenschaft mit ganz neuen, vorher nicht vorhandenen Zweigen bereichert, die als dauerndes Denkmal ihres Begründers sich immer vergrössern und erweitern. Es ist die geognostische Vergleichung beider Erdhälften, es ist die Geographie der Pflanzen, es ist die Lehre von den Isothermen, den

Schneeregionen, den Luftschichten, von den Einflüssen der Plastik auf die Meteorologie und beider auf die Organismen der Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt. Die Plateausysteme wurden damals zuerst auf den Höhen Kastiliens und Amerikas entdeckt und dann erst in den drei Erdteilen der Alten Welt aufgefunden; sie, wie die Bildungsgesetze der Kordilleren, des Himalaja und des Altai, gaben den grossartigen Massstab für alle anderen Erhebungen der Erdoberfläche. Die vergleichende Geographie wurde hierdurch erst geschaffen, die vergleichende Statistik folgte und die Monumentenkunde der Aboriginer schloss sich an. Die Nautik aller Nationen hat in der Südsee die Humboldtströmung als ein Denkmal ihres Entdeckers festgestellt; sie, wie die allgemeine Physik haben durch die Serien der magnetischen Stationen von Peking durch die ganze Alte und Neue Welt bis zu ihren Südenden dem Begründer des ersten magnetischen Häuschens in seiner Heimat bereits durch alle Zonen die Denkmale seiner weitgreifenden Wirksamkeit erbaut; der magnetische Verein ist durch ihn am äussersten Nord- wie am Südpol wirksam gewesen.
Auch nur die Hauptmonumente der verflossenen vier Jahrzehnte zu nennen, die in dieser Weise sich erhoben haben, zu deren Entstehung schon überall der Grundstein gelegt war in dem köstlichen kleinen Büchlein: «Ansichten der Natur», das dem Teuersten, was er besass, dem Bruder, 1808 gewidmet erschien, würde unmöglich sein. Ebensowenig würde es sich hier geziemen, von der lebensfrischen Wirksamkeit der Gegenwart in die Ferne und in unserer nächsten Nähe zu reden, am wenigsten von dem Standpunkte eines nur untergeordneten Laien in dem Tempel der Wissenschaft, dem doch nur ein beschränkter einseitiger

Blick in das weitumfassende Gebiet dieser geistigen Welt vergönnt war. Die Kühnheit, an dieser Stelle das Wort gewagt zu haben, möge nur insofern Nachsicht verdienen, als die eigene, wenn auch noch so schwache Bemühung auf dem, einem kleinen Teile nach verwandten, tellurischen Gebiete nur in jener Zeit des allgemeinen Durstes aus dieser genannten Quelle ihre Hauptnahrung erhielt und dafür den Dank für die labende Gabe und die Erstarkung aus solcher Quelle des Heils, für sich und im Namen vieler, auszusprechen versuchte.

So reihet sich der Festtag, den wir heute feiern, wenn auch nur von der einen Seite betrachtet, den grossen Tagen der Geschichte der Wissenschaft überhaupt an, an welchen ein Aristoteles, R. Bacon, Leibniz, Newton und andere Heroen die Welt erleuchteten, ein Kolumbus und Cook neue Welten entdeckten. Möge die baldige Gabe des zu erwartenden allumfassenden Kosmos noch lange nicht den Schlussstein im reichen Kranze der Gaben bilden, die wir seit einem halben Jahrhundert aus derselben Hand zu empfangen gewöhnt sind.

Möge dem Geber noch langes Leben in gleicher rüstiger Frische und wohltätiger Wirksamkeit für Wissenschaft, Vaterland und – für so viele Hilfsbedürftige, die Rat und Tat bei ihm suchen und finden, vergönnt sein.

Es lebe der wissenschaftliche Wiederentdecker der Neuen Welt, der an diesem Tage seinem Heimatlande Europa zum grössesten Segen und Ruhme vor vierzig Jahren wiedergegeben wurde, es lebe Alexander von Humboldt hoch!

ERWIDERUNG ALEXANDER VON HUMBOLDTS

DIE Freundschaft hat ein Gedächtnis für Zeitepochen, die uns selbst am späten Lebensabend wie in fernen Nebel gehüllt erscheinen.
Die Freundschaft hat auch ihre Mythen, die sie sinnig zu deuten versteht, denen sie unvorsichtig und liebevoll ihren Glauben schenkt. Sie nimmt Bestrebungen für Taten, rohe Entwürfe für Vollendung: sie schreibt dem Einzelnen zu, was dem Ganzen gehört und der mächtigen Zeit, die den Einzelnen getragen; was den begabteren Mitkämpfern gehört, die, wie Sie, meine teuren Kollegen und Freunde, nach so vielen Richtungen hin die Bahn dem Forschenden bezeichnet haben.
Das Gefühl eines solchen Gemeinguts der Intelligenz durchdringt mit belebender Kraft. Es knüpft fester und fester die Bande, welche im hoffenden Alter dem Universitätsleben, später den Akademien, jenen ernsten, freien Institutionen, die dem wissenschaftlichen Streben ausschliesslich gewidmet sind, einen so eigentümlichen Reiz gewähren.
Der Tag, an dem ich ein unerwartetes Zeichen der Erinnerung und eines liebevollen Sinnes von Ihnen empfange, erneuert in mir ein frohes Bewusstsein, eine alte Überzeugung. Da, wo ungetrübt die Quelle der Erkenntnis fliesst, werden auch die Regungen des Gefühls ein Bedürfnis geistiger Existenz. Durch die stille Macht dieser Überzeugung angetrieben, biete ich Ihnen dar, was auf allen Stufen des Lebens und seiner vielfachen Enttäuschungen im Menschen das Menschlichste ist, den Ausdruck tiefempfundenen Dankes.

JACOB GRIMM AUF SCHILLER

ALS PETRARCA VOR SCHON FÜNFHUNDERT Jahren von Frankreich aus zu Cöln, damals der grössten deutschen Stadt, unsern Boden betrat, zog ihn ein Schauspiel an, wie es seine Augen nirgendwo erblickt hatten. Es war Johannisabend, er sah Scharen des Volks wallen an des Rheines Ufer, zierlich gekleidete, mit Kräutern gegürtete Frauen ihre weissen Arme aufstreifen und zum Strome tretend unter Gesängen oder leise gemurmelten Sprüchen diese Kräuter in die Flut werfen. Auf sein Befragen erfuhr dann der fremde Gast, es sei ein althergebrachter Brauch, den man alljährlich wiederhole, auch in künftigen Zeiten nicht unterlassen dürfe. Dem Volksglauben gelte für wahr, dass mit den eingeworfnen, rheinab fliessenden Kräutern (und vermutlich waren dazu bestimmte auserlesen) alles Unheil des nächsten Jahres weggeschwemmt werde. Diese schöne Sitte, deren genaue Schilderung uns entgeht, deren wirksame Übung der welsche Dichter vom Rhein auch nach der Tiber verpflanzt wünschte, ist dennoch nachher, wie das meiste aus unsrer Vorzeit erloschen; neue Feste treten an die Stelle der alten. Welchen ausländischen Mann nun heute sein Weg durch Deutschland an einem oder dem andern Ende geführt hätte, seinem Blick wären in allen oder fast allen Städten festliche Züge heiterer und geschmückter Menschen begegnet, denen unter vorgetragnen Fahnen auch ein prächtiges Lied von der Glocke erscholl, selbst dramatisch dargestellt wurde. Der frohernste Gesang, die gewaltige Fassung, hätte ihm jeder Mund berichtet, sei von unsrer grössten Dichter einem, dessen vor hundert Jahren erfolgte Geburt an diesem Tage eingeläutet und begangen werde. Glocken brechen den Donner und verscheuchen

das lange Unwetter. Ach könnte doch auch, wie mit jenen Blumen das Unheil entfloss, an hehren Festen alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf und die es begehrt!
Des unsterblichen Sängers uns schon in Vorahnungen einigendes Andenken zu feiern ist die Aufgabe. Wer die Geschichte durchforscht muss die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erfordernis für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigentümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich dartun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachstums und Gedeihens auf. Poesie ist das wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und teuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie niedersetzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden sind, stockt und beginnt allmählich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeistrung nicht zuteil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran Erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volks, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat. Diese Sätze sind genau und nichts lässt sich davon abdingen, doch ruht aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden, dem sich kein auf ihm geborner Mensch entzieht und den fremde Fusstritte entweihen. Fremde

Dichter können uns lange gefallen, sie waren aber immer noch nicht die Rechten, und sobald der Rechte in unsrer Mitte erschienen ist, müssen sie weichen. Auf weltbürgerlicher Stelle mag ich bewundern was das Ausland, was das Altertum erzeugte, von Kindesbeinen an stehen uns griechische und römische Muster als Mahner oder Hüter zur Seite, sie dringen uns das ungeheuchelte Bekenntnis ab, dass nichts darüber hinausgehe, und doch fühlen wir unermessliche zwischen ihnen und den Forderungen unsers eignen Lebens zurückbleibende Kluft. Einer unsrer alten Dichter, als er eben die Herrlichkeit vergangner, nie wiederkehrender Zeit geschildert hat, ruft aus: ich möchte doch nicht dabei gewesen sein, wenn ich jetzt nicht wäre! Damit erkennt er das Recht und den Vorzug der Gegenwart an, die uns zu anderm hintreibt, zu anderm rüstet und waffnet, durch anderes erhebt und erstärkt als die Vergangenheit. Wer wollte den alten Dichtern anhängen, wenn er die neuen um sie müsste fahren lassen?

Längst waren uns Sprache und Dichtkunst der eignen frühen Vorzeit ausgestorben und nur Trümmer sind davon übriggeblieben, die lebensvollen Gedichte des Mittelalters drückte träge Vergessenheit; als endlich der Staub wieder von ihnen abgeschüttelt wurde, vermochten sie nicht mehr warm an das Volk zu treten, aus dessen Augen das Bild einer grossen einheimischen Poesie entschwunden gewesen wäre, hätten es nicht plötzlich zwei fast unmittelbar am Horizont des vorigen Jahrhunderts aufleuchtende Gestirne hergestellt und unsern Stolz von neuem emporgerichtet. Ohne sie hätte unsere Literatur doch nur niedere Stufen einnehmen können, durch sie ist sie zu den höchsten erhoben worden. Nach langem Ausruhen brachte die

Natur diese beiden Genien hervor, deren Glanz sich über die Grenzen ihres Vaterlandes, über das gesamte Europa ausbreitet, das ihnen nichts mehr an die Seite zu stellen hat; ihre Werke sind bereits vorgedrungen in alle Sprachen, denen heute die Macht lebendiger, ausgebildeter Rede beiwohnt. Was braucht es mehr!

Goethe und Schiller stehen sich so nahe auf der erhabnen Stelle, die sie einnehmen, wie im Leben selbst, das sie eng und unauflöslich zusammen verband, dass unmöglich fiele in der Betrachtung sie von einander zu trennen. Zwar geht Goethe an Alter seinem Genoss um zehen Jahre voraus und überlebte den zu früh Geschiednen noch zwanzig Jahre hin. Nachdem, wie zu geschehen pflegt, sie erst eine Zeitlang sich nicht näher getreten und fast aus dem Wege gewichen waren, wurde ihr Beisammensein wiederum ein volles Jahrzehend desto vertrauter und gewissermassen sich bedingend. Hatte Goethe anfangs Schillers treibende Kraft gemieden, dieser in jenes Ruhe sich nicht gleich finden können, so äusserten hernach beide in ergiebigster Fruchtbarkeit ihrer Werke begriffen, wechselsweise förderlichen, für unsere Literatur den heilsamsten Einfluss aufeinander. In vielem einverstanden oder auch sich verständigend wandelte jeder von ihnen seine eigne Bahn, und je sichtbarer diese abwichen desto mehr ist ihnen gelungen sich auf das Erfreulichste auszufüllen und zu ergänzen.

Selten wohl fliessen dem Beobachter eines grossen Dichterlebens so nachhaltige und ungetrübte Quellen wie für sie beide. Nicht nur in ihren mannigfachen Werken ist eine Fülle von Aufschlüssen über das was sie bewegte enthalten, sondern ihre Briefe, die man der Welt mit vollem Fug nicht versagt hat, gewähren die lautersten und willkommensten

Bekenntnisse. In Goethes Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, in dieser unvergleichlichen Selbstschilderung reihen sich kostbare Nachrichten über das von früher Jugend her Erlebte an Mitteilungen die er uns von seinen Freunden und Bekannten macht, schade nur, dass sie gerade für die Zeit des engen Bundes mit Schiller versiegen. Beide Dichter, in dem weiten Umfang ihrer vielseitigen und unerschöpflichen Gaben sind sodann auch von einsichtigen Männern so fruchtbar verglichen und erwogen worden, dass es schwer halten müsste den Ergebnissen solcher Forschungen Neues oder Wichtiges hinzuzufügen; ihre Gedichte sind uns nun so geläufig, dass unmöglich wäre am heutigen Tage schlagende Stellen aus ihnen anzuführen, die nicht allerwärts in Mund oder Gedanken schwebten. Nur darf eins dazu beherzigt werden. Wie bei genauer Zergliederung jedes in seiner Art vollkommnen und musterhaften Gegenstandes notwendig einzelne Unebenheiten und Mängel erscheinen, wird auch der am edelsten und glücklichsten gebildete Mann doch hin und wieder Schwächen kundgeben und selbst damit den wahrhaft menschlichen Grund und Beruf seines lebendigsten Wesens nicht verleugnen. Diese Fehler oder Narben pflegen aber allmählich zurückzutreten und mit dem Glanz seiner vorragenden Eigenschaften zu verwachsen, so dass sie der Schönheit und Würde des Ganzen weiter keinen Abbruch tuend die Zutraulichkeit des uns vortretenden Bildes noch ausbündiger machen.

Ohne Zweifel äussern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogne, um nicht zu sagen angeborne Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkung; deshalb liegt es für die nähere Beleuchtung der Eigentüm-

lichkeit beider Dichter nicht ab von einem landschaftlichen Unterschied auszugehn. Riehl in seinem schönen Buche von den Pfälzern, in welchen er fränkisches und alemannisches Blut, doch mit Vorgewicht des ersten, gemischt findet und absondert, hat den heutigen Franken für rührig, geschmeidig, lebensklug erklärt, den Alemannen, von Schwaben bis in die Schweiz hinein, für stolz, trotzig, grübelnd, demokratisch. Nun erscheint uns auch Schiller ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab, Goethe ein Franke mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen. Man darf weiter gehen und diese Beiwörter zunächst noch in andere ihnen entsprechende oder verwandte umsetzen; jenen sehen wir dem sentimentalen, dramatischen Element, diesen hingegen dem naiven und epischen zugewandt, Schiller wird idealistisch, Goethe realistisch gesinnt, Schiller farbiger, Goethe einfacher heissen dürfen und sollte hier einmal eine Ähnlichkeit aus unsrer älteren Poesie anschlagen, so würde sich Goethes kristallene Klarheit mit Gottfrieds von Strassburg, Schillers geistiger Aufflug mit dem Wolframs von Eschenbach wohl vergleichen lassen. Bedeutsam aber und aufs glücklichste vermittelnd war, dass sie beide nach Thüringen gezogen wurden und in diesem mehr als sonst ein andres deutsches freundlichen und anmutenden Lande ihr Leben zubrachten, gerade wie schon im Mittelalter der thüringische Hof deutsche Sänger aller Gegenden um sich versammelt, in Schutz und Pflege genommen hatte. Sodann erklärt sich, warum in Süddeutschland Schillers, besonders die früheren Gedichte grossen Anklang, die von Goethe ausgedehnteren Beifall im mittleren und nördlichen Teile fanden; eigentlich aber wurde die Poesie

beider Dichter zusammen bald die wohltätigste Einung aller Enden des Volks, ein wahrer Schlussstein für die längst entschiedne fortan unabänderliche Herrschaft des hochdeutschen Dialekts. In hochdeutscher Sprache geht gewissermassen auf, was in den übrigen Mundarten sich entgegentrat, und in Goethes und Schillers Gedichten sind ja auch die eben an ihnen wahrgenommenen Gegensätze vielfach geschwunden, so dass, andere Schriftsteller hinzugehalten, dieser naiv und jener ideal erscheinen muss.
Wie erschüttert und aufgerührt von den mannigfaltigsten Eindrücken des äusseren Lebens, von den inneren Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher diese Dichter, jung und freudig, ihre Schwingen entfalteten und emporhoben. Unser darauf gefolgtes Geschlecht, wahr ist's, hat schwerere und grössere Tage gesehn, wir waren gebeugt unter Feindes Joch und unser Nacke ging wieder frei daraus hervor, unsere Geschicke liegen unerfüllt, aber wir stehen gestärkt und schauen in Zuversicht dem Künftigen entgegen. Damals im zweiten Teil des vorigen Jahrhunderts lebten alle Gemüter noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf flutender See heisser, unsicherer Wünsche. Noch unverhallt war der Jubel, dass Preussens grosser König die Übermütigen zu Paaren getrieben und Deutschlands eigne Kraft lebendig behauptet hatte; dann trat die Befreiung Amerikas dazwischen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner seiner Umwälzungen zu rollen. In der Literatur war auf den enthusiastischen Klopstockischen Zeitraum, der unsrer Sprache Adel und Selbstvertrauen eingehaucht, doch mit dem Erhabnen zu verschwenderisch hausgehalten hatte, Lessings tiefere Einwirkung erfolgt,

vor der eine Schar von verjährten Irrtümern die Segel streichen musste; die geistige Unabhängigkeit des Volks war von Grund aus neu gefestigt, auf die Lauterkeit des klassischen Studiums und zugleich auf das heimische Altertum gedrungen, wenn auch nicht mit zureichenden Mitteln. Die Bekanntschaft mit Shakespeare, die Verdeutschung Homers, die Entdeckung Ossians steigerte und verbreitete auf Weg und Steg einen überströmenden Wechsel aller Eindrücke, Kants männlichstrenge Philosophie fing an die empfängliche Jugend auch wieder abzutrocknen und ernst zu stimmen. Als nun Goethe und nicht lange hernach Schiller im eigentlichen Sinne dieses schönen Worts erschienen und unter uns wandelten, zeigte sich wohin ihr Fuss getreten war, lebendige Spur; diese Kraft war noch unbändig und ungeheuer, sie begann sich bei Goethe bald, bei Schiller langsam zu beschwichtigen und dann je länger je mehr ungeahnte Wunder auszurichten. Das aber war vom ersten ihrer Erzeugnisse an nicht zu verkennen und wurde bis in ihre letzten fortgefühlt, dass hier Reichtum der Gedanken, Wärme der Empfindung, Leichtigkeit des Auffassens und ausserordentliche, vorher noch gar nicht dagewesene Sprachgewalt zusammentrafen.

Wir rühren wieder die uralten zwei Hauptgattungen der Poesie an, in welchen sie sich neue Bahn zu brechen hatten, Epos und Drama, denn von der lyrischen Dichtung, deren Quelle sich zu keiner Zeit stopfen liess, wird weniger zu reden nötig sein. Nun ist es wahr, dass der durchsichtige, nie stillstehende Fluss eines gewaltigen Ereignisses, von dem einmal das Volk durchdrungen gewesen sein musste, hinter welchem Strom der Dichter ganz verschwindet, unsrer neuen Zeit viel weniger zusagt. In dem Drama

tritt uns die Begebenheit selbst unmittelbar und leibhaftig vor Augen, so jedoch dass sie nicht einfach einherschreite, sondern mit und aus allen innern, sich sonst bergenden Triebfedern enthüllt werde, d. h. sie muss geschürzt sein und Lösung empfangen. In solchem Schürzen oder Verflechten liegt eben der ganze Reiz der Handlung, sei es dass der Knote auseinander entwirrt oder von der Hand des Schicksals durchhauen werde, die dramatische Verflechtung ist es, die den Zuschauer einnimmt und seiner selbst vergessen macht, ohne sie würde er gar nicht in Spannung geraten noch darin dauern. Hinter jeder Rolle steckt und steht aber der Dichter.

Es sei gestattet einen Augenblick und ganz kurz den Blick rückwärts nicht weiter als in den Beginn des vorigen Jahrhunderts zu richten. Wenn man Gellerts poesielose Orgons- und Damonsstücke liest (und ich lese sie schon der sauber gehaltenen Sprache wegen nicht ohne Vergnügen), so zeigt sich darin, selbst in seinen Schäferspielen, dramatisches Geschick. Vollen Gegensatz zu ihm macht Klopstock; dieser geniale Dichter konnte sich nie aus dem Pathos losreissen und seine biblischen Trauerspiele wie die Hermannschlacht sind immer undramatisch, die gemiedenen Verse statt der gewählten Prosa, woneben er unaufhörlich Oden einschaltet, würden ihm weniger hinderlich sein. Die Hermannschlacht gemahnt dennoch zuweilen an Goethes Götz, dem sie nur ein paar Jahre vorausging. Desto entschiedner und von eingreifender, hinhaltender Wirkung ist Lessings hohe Gabe, bei ihm sind nicht bloss Funken, die Flamme des Drama glüht bis herab auf seine unnachahmlichen Bedienten- und Zofenrollen, die er so fein aus dem Leben greift, während in Minna, Emilia und im

Nathan durchgehends eine bisher unerhörte Kraft der Verwicklung bewundert werden muss. Sichtbar zu sehen ist schon in Schillers Fiesco Einfluss der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebne Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser gebaut als die Lessingischen. An sich aber tat seiner ausnehmenden dramatischen Begabung gleich von Anfang an die prosaische Form weder in den Räubern noch in Kabale und Liebe den geringsten Eintrag; in allen Tragödien, die er dichtete, liegt sie ebenso ungeschwächt am Tage, ja der von ihm widerwillig vollendete, vielmehr liegengelassene Roman des Geistersehers erregt durchgehends anhaltende drastische Spannung. Man kann nur sagen, dass Schiller im Wallenstein, zumal dem Lager, hernach im Tell die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zuwege bringt; nicht ganz gleich stehen ihnen Maria Stuart, die Jungfrau und die feindlichen Brüder, zum Teil aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen; es ist kein Zufall (wie der freilich grosse, dass er auf einen und denselben Tag mit Luther geboren war), dass auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehn, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfnen Stücken, dem Demetrius, Warbeck und den Maltesern geworden wäre, steht kaum zu ermessen; nach dem eben vom deutschen Stoffe gesagten, nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber lässt sich annehmen, dass uns weit

ein grösserer Verlust betroffen hätte, wenn Wallenstein liegengeblieben wäre.

Zum Wallenstein hat ihn auch Goethe mit Rat und Tat ermuntert, wie er ihn nachher bei allen seinen späteren Arbeiten unterstützte. Dieser mächtige Geist, dessen Überlegenheit zu fühlen und anzuerkennen Schillern gar nichts kostete, so sehr ihm anlag seine eigne, besondere Natur festzuhalten, war von Grund aus ein andrer, verschiedner. Goethe gab sich lieber der behaglichen Erzählung hin, als dass es ihn auf tragische Anhöhen getrieben hätte, und selbst in seinen Dramen, die einem solchen Ausgang entgegengeführt werden, hört man nicht so oft den Boden schüttern und dem Schlusse nahe das Gebälk der Fabel erkrachen, als es der Tragödie gemäss gewesen wäre. Schon im Götz, der ersten aller seiner grossen Konzeptionen, die losgelassen ist und ungezähmt gleich den Räubern, wohnt viel ein milderes, schöneres Mass, und drei oder vier Umarbeitungen, die der Dichter zu verschiedner Zeit damit vornahm, um das Werk bühnengerecht zu machen, dieser fortgesetzte, jedesmal anziehende Versuch des Umgiessens bezeugt es, wie schwer Goethe von den undramatischen Bestandteilen abliess, deren das Stück voll war, das sich auch nicht auf den Brettern behaupten konnte. Nicht eben anders sind im Egmont, den Schiller einmal unschonend für das Theater zuschnitt, die Auftritte aneinandergereiht, und Tasso, an Empfindungen des Dichters so reich und in dessen Innerstes Blicke werfend, hat nur schwach wirkende, dramatische Handlung, in der Iphigenie ist sie bedeutender und wie mild glänzt der Dichtung Schluss. In der Eugenie hingegen folgen die einzelnen Szenen unverflochten hintereinander und kein anderes Werk Goethes ist kälter

aufgenommen worden, obschon es die Fülle von wahren Betrachtungen und Empfindungen über die Weltlage enthält, es sollte weiter fortspinnen und der Plan liegt uns vor, die Ausführung unterblieb; einige kleinere, ältere Stücke, die Mitschuldigen oder die Geschwister sind dramatischer entwickelt. Ganz seinem epischen Trieb überliess sich Goethe in Hermann und Dorothea oder selbst im Reineke, welchem das gangbare niederdeutsche Gedicht überall Grundlage bot; Unausführbares zu wagen war sonst des Dichters Sache nicht, nur dass er eine Achilleis begann, die beim ersten Gesang stehengeblieben ist und von der man sagte, dass sie keinen Vers enthalte, den Homer hätte können brauchen; auch eine früher gewollte Nausikaa kam nicht zum ersten Angriff. Von Schiller ist zwar berichtet, dass er epische Gedichte zu versuchen gedachte, bald Friedrich den Grossen, hernach Gustav Adolf besingen wollte; er hat nicht einmal Hand angelegt, wohl aber nicht unterlassen seinen Freund zu Hermann und Wilhelm Meister aufzumuntern, über dessen Anlage und Abfassung der Briefwechsel beider Dichter reichliche Mitteilung enthält. Was soll man von dem grossartigsten aller Gedichte Goethes überhaupt sagen, das zu gewaltig ist, um in irgend einen andern Rahmen zu gehen? Ich meine Fausts ersten Teil, den er selbst nicht zu vollenden vermochte, wie er begonnen war, und welchen die fernste Nachwelt anstaunen wird; für ihn gibt es keine Regel als die selbeigne, in ihm mangeln auch höhere dramatische Kunst und Vollendung nicht. Es ist aber auch einzusehen, dass in den Goethischen Romanen, an die wiederum ihr eigner Massstab will gelegt sein, namentlich im Meister und in den Wahlverwandtschaften, die Erzählung von kunstreich

und lebendig, beinahe wie im Drama waltenden Elementen gestützt und getragen grossen Aufwand und Gelenksamkeit der Verwickelungen entfaltet, obschon ein epischer Ton vorherrscht, von dessen Anmut in Schillers Geisterseher so gut wie gar nichts zu spüren war. Vorhin wurde in Schiller der sentimentale, in Goethe der naive Zug angenommen, womit zusammenhängen dürfte, dass jenem im voraus die Darstellung von Männern, diesem die der Frauen gelingt, eben weil die Frau gern naiv oder nach Kants Ausdruck empfindlich bleibt, der Mann leicht empfindsam wird. Mit Gretchen, Käthchen, der Mignon und Ottilie lässt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Goethes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell. Daher rührt, dass Frauen stärker von Schillers Männern, Männer von Goethes Frauen sich angezogen fühlen. Überhaupt betrachtet erscheint das tragische Talent in Schiller entschiedner und grösser als in Goethe, der vielleicht, wenn er sie hätte anbauen wollen, zur Komödie bedeutendes Geschick gehabt hätte.

Bei Goethe überwog die Anziehungskraft der Natur und er hat auf Pflanzen, Steine, Tiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet, die Farbenlehre musste ihn mitten unter Philosophen und Naturforscher leiten, die hier seinen Beobachtungen und Ergebnissen fast zu wenig einräumen. Schiller dagegen, obgleich er anfangs Medizin studiert und getrieben hatte, was nicht ohne Einfluss auf seine Entwicklung blieb, fühlte sich zu Geschichte, Politik und zu philosophischem Nachdenken aufgelegt. Der Geschichte führte ihn schon seine äussere Stellung nachher in Jena entgegen und beim Fiesco, Carlos,

Wallenstein und den meisten übrigen Dramen hatte es vielfacher historischer Forschung bedurft; es ist wahr, dass er gern wieder davon abbrach, sobald das Nötige erlangt war und er ausschliesslich zur dramatischen Arbeit selbst zurücklenken konnte. Die historische Schule gesteht ihm in ihrem Fach nichts Eigentümliches von Wert und Gehalt zu, ist aber doch nachzugeben gezwungen, dass eben durch ihn in Deutschland der geschichtliche Vortrag lebendiger und dass dem grossen Publikum vorher wenig bekannte Gegenstände, die Begebenheiten des Abfalls der Niederlande und des Dreissigjährigen Krieges nunmehr geläufiger wurden, was sodann auch gründliche Forschung anderer Gelehrten zur Folge haben musste. Grüner in seinem Briefwechsel mit Goethe erzählt, dass er diesem einmal den Dreissigjährigen Krieg habe leihen müssen, hernach ihn bis zu Tränen darüber bewegt angetroffen habe: durch erneute Lesung des Buchs mochte das Andenken an den verstorbnen Freund überaus lebhaft erregt worden sein. Bemerkenswert ist, welchen unverwischbaren Eindruck die dramatische Ausprägung historischer Gestalten überhaupt hinterlässt; so wie Shakespeare englische Könige, Schiller Wallenstein, Tell, Maria, Johanna dargestellt haben, haften sie in der Leute Gedanken, allen Erinnerungen der Geschichtsforscher zum Trotz. Die Eingebung des Dichters schreitet über diese hinaus und es kann nicht anders sein, auch die griechischen Tragiker haben Gewalt über das was wirklich geschah und geben uns gleichsam eine verklärte, höhere Wahrheit.

Das Gebiet der Philosophie beschritt Schiller, nachdem ihm schon früher Spinoza zu tun gemacht hatte, mit grösserem Eindruck und Erfolg, seit, wie bereits oben erwähnt

wurde, Kants Lehren sich immer stärker Bahn brachen, namentlich in Jena durch Reinhold verbreitet waren. Die Kritik der ästhetischen Urteilskraft veranlasste Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und hernach die schöne Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst, worin, was bereits Gervinus angemerkt hat, der volle Gehalt des bald darauf herrschend werdenden Unterschieds zwischen klassischer und romantischer Poesie steckte. Diese bedeutungsvollen, von lebhafter Denkkraft zeugenden Grundlagen liessen sich gern auf Anwendungen, wie sie nur der Dichter machen konnte, ein; sie waren es, die Goethes Aufmerksamkeit nicht entgingen und den engen Bund beider Männer heranführten. Schiller, dem es nicht an Kants Gerüste genügte, strebte dessen Abstraktionen objektiver zu machen und die reine Spekulation auch mit den Stoffen und Formen zu paaren; diese Ergebnisse wurden sein völliges Eigentum und gingen weiter als der Königsberger Weltweise vordringen konnte, der ohne eigentliche und genaue Bekanntschaft mit den Dichtern war. Poesie und Philosophie, finde ich, haben ein grosses Merkmal zusammen gemein, das dass sie Werkzeug und Ausrüstung bei sich selber tragen, nicht wie andere Wissenschaften erst auf äussere Quellen und Vorgänger zurückzuschauen brauchen. Jeder wahre Philosoph muss immer von vornen anfangen, sein System auf eigene Hand und Unterlage errichten, ohne die es bald wanken und zusammenbrechen würde; der Dichter hat nicht lange Vorbereitung nötig, keine Buchgelehrsamkeit noch Zulieferung, plötzlich hebt er seine Stimme und aus seiner Kehle schallt was ihm der Genius eingab, ihm mag das erste, zweite und alsobald das dritte Examen geschenkt

werden, damit nicht die Prüfer vor dem Geprüften den kürzern ziehen müssen. Neben dieser wesentlichen Unmittelbarkeit und dem autokratorischen Gehalt aller dichterischen und philosophischen Schöpfungen erscheint aber der wichtige Unterschied, dass dem Dichter auch eine sofortige Einwirkung auf das Volk zusteht, dem Philosoph nur eine langsamere gestattet ist. Denn jener geht gerades Weges auf das Gemüt der einzelnen los, die philosophische Lehre hat gleichsam erst Zwischenräume zu durchdringen und läuft Gefahr, sich in zunftmässigem Dogmatismus unterdessen abzuschwächen. Auch Dichterschulen entspringen, sind aber stets ohne nachhaltigen Einfluss und nach überstandener Langweile fast unschädlich geblieben. Aristoteles, der harte Kopf, wurde noch bis in das Mittelalter hinein von den Mönchen gelesen, welche Frucht durfte er damals bringen? besser, den sie nicht mehr fassen konnten, er wäre vollends aus ihrer Hand geblieben zu einer Zeit, wo Homer und die griechischen Tragiker in langem, dumpfem Schlummer lagen, der beim Wiedererwachen der Klassiker ihrer ewigen Frische nichts benahm.

Vielfach ist der Glaube unsrer beiden grossen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden von seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Friede zu unaufhörlichem Hader und Hass gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung grösser als heute. Welche Verwegenheit heisst es, dem, der blinder Gläubigkeit anheimfiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen; der natürliche Mensch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heute oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter

ist, auf deren Sprossen empor und hinunter, zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen und wer hätte nicht auch mit andern Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht, als denen die uns die Kirche an Hand reicht? Jedermann weiss dass Lessing, sich aus den Bedenken windend, oft ganz unverhalten redet; auf ihn geht die Bezeichnung eines Freigeistes oder Freidenkenden vollkommen so rühmlich als zutreffend, da sie ihrem Wortsinne nach etwas Edles und der Natur des Menschen Würdiges ausdrücken, dem mit freien, unverbundenen Augen vor die Geheimnisse der Welt und des Glaubens zu treten geziemt. Warum verkehren und verunstalten sich doch die besten, reinsten Wörter! Goethe hat sich an zahllosen Stellen, die hier nicht auszuwählen wären, zumeist im Faust, über die Höhen und Tiefen unseres Daseins mit voller Kühnheit dargegeben, anderemal wo es der Zweck seiner Mitteilungen erbrachte, scheu und behutsam; sein Meister birgt Schätze von Enthüllungen in kräftiger und blässerer Dinte geschrieben; man muss von sich selbst abtrünnig geworden sein, um wie Stolberg solch ein Buch, nach Ausschnitt der Bekenntnisse einer schönen Seele, fanatisch den Flammen zu überliefern. Aus Stellen des dramatischen Dichters lässt sich ja eigentlich kein Beweis gegen ihn selbst schöpfen, weil er in Rolle der verschiedensten Personen redet, deren Gesinnung er uns aufdecken will, in die er sich versenkt hat, und warum sollte einen Dichter nicht auch sonst Lust oder Bedürfnis anwandeln sich in Empfindungen andrer

Menschen zu versetzen, die lange noch nicht selbst seine eignen sind, dann aber auch nah an diese streifen? In den drei Worten des Glaubens und den drei Worten des Wahns lässt Schiller unverschleierte Blicke in sein Innerstes werfen, schmerzhaft elegische Töne besingen die Götter Griechenlands und den Untergang der alten Welt, während der Eisenhammer und der Graf von Habsburg sich auch in die Wunder der christlichen Kirche finden. Doch hat ihm diese liebevolle Hingabe an den Gegenstand nirgends den freien Weg seiner Gedanken verschlagen, im Gegensatz zu Philosophen die sich darauf einlassen die Lehre der Offenbarung mit ihrem eignen System zu verschmelzen und dann verlorne Leute sind. Unter der Überschrift «Mein Glaube» dichtete Schiller:

«Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! – Und warum keine? Aus Religion.»

Die Religion lebt in ihm und die lebendige ist auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharfgenommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, das gottlos wäre? Mir wenigstens scheinen sie frömmer als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig sind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menschen.
Nicht anders und fast ebenso wird es um die Vorwürfe stehen, die man wider die Vaterlandsliebe und politische Reife der beiden Dichter ausstreut. Schillers feurige Jugend hätte gern auch in die Räder des raschen Lebens mit eingegriffen und er fühlte sich gleich vielen andern seiner Zeit vom

Ausbruch der französischen Bewegung entzündet; seine Räuber, sein Fiesco glühten schon früher für Freiheit und Menschenwohl, im Posa, der den Held des Stückes überflügelte, steht sein damaliges Weltideal. Als sein Geist sich geklärt und gekühlt hatte, sehen wir ihn allerwärts für Ordnung und Vaterland begeistert in die Schranken treten:

«Heilge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesellgen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten,
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!»

Im Tell lässt er Attinghausen ausrufen:

«Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.»

Für deutsche Freiheit war Wallenstein und Tell entworfen, über dessen Tat sich Stanzen, die das dem Kurfürsten Erzkanzler überreichte Exemplar begleiteten, treffend aussprachen. Der allgemeine menschliche Jubel, den die Chöre des Liedes an die Freude anfachen, wird nie erlöschen. Zu diesen und so grossen Wirkungen reicht Goethe nicht an.

In Hermann und Dorothea ist ein liebliches Bild des nach zerstörendem Krieg wieder einkehrenden Friedens und des Vaterlandes Preis gedichtet. So wenig abgewendet von Deutschland hatte den Dichter der ihn entzückende Aufenthalt in Italien, dass er auch dort seine begonnenen edlen Werke immer bedachte und fortführte, gleich nach seiner Heimkehr sie zu veröffentlichen begann, und der Dichter, der uns 1790 den Faust gab, wäre nicht der allerdeutscheste gewesen! Niemals ist in beiden Dichtern der leiseste Zwiespalt über politische Meinungsverschiedenheit wahrzunehmen, sie waren ihres Strebens für unsere Nation so sicher und sich so bewusst, dass davon keine Rede gewechselt zu werden brauchte.

Fast nur ihrer grossen Dichtungen wurde bisher gedacht, noch nicht ihrer lyrischen Gedichte und Romanzen. In schlanken, blanken Liedern ist Goethe unbedenklich überlegen, im Balladenton weichen beide Freunde sehr voneinander ab. Schiller hat eine ganz eigne elegische Stimmung, die auch den Leser schwermütig macht, Goethes Elegien nähern sich schon in ihrer Form der ruhigen klassischen Weise; aber die reizenden Lieder, welche anheben:

«Ist der holde Lenz erschienen!
Hat die Erde sich verjüngt!»

oder:

«Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold...»

oder:

«Priams Feste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub...»

oder:

« Freude war in Trojas Hallen,
Eh die hohe Feste fiel... »

in ihrem lieblichen trochäischen Fluss üben unwiderstehliche Anziehungskraft und sind unserer jetzigen Bildung vollkommen angemessen; in den Goethischen Romanzen schlägt dazwischen noch die ergreifendere Volksweise an. Die Glocke, deren Preis gleich eingangs ausgesprochen wurde, ist das Beispiel eines unvergleichlichen Gedichts, dem andere Völker von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten. Durch einen von Goethe nach Schillers Abscheiden hinzugedichteten Epilog geht ihr feierlicher Eindruck auf einmal ganz ins Tragische über, beide Dichter wechseln hier die Rolle, der friedliche Klang wird zum Trauergeläute. Goethes lyrische Fülle und sanfte Leichtigkeit bleibt im ganzen weit mächtiger und auch wirksamer.

Es wäre überflüssig hier auf diesen Teil der Poesie noch weiter einzugehen, nur eine Art von Gedichten kann nicht unerwähnt gelassen bleiben, an welchen sich die Gemeinschaft der Dichter recht wirksam erzeigt, die Xenien. Sie sollten in Weise von Martials Epigrammen einmal in der deutschen Literatur aufräumen und die dicke Luft reinigen, was sie ohne Zweifel auch damals geleistet haben. Es sind zum grossen Teil triftige und schlagende, oft unbarmherzige Kritiken, schnell und wie es hiess « im Raptus » niedergeschrieben, die scharfe Urteilskraft und das Darstellungsvermögen der vereinten Dichter bezeugend, wie, wenn dieser Stahl glühend ward und sprühte, nicht anders geschieht, auch einigemal ungerecht verwundend. Einzelne können mit Sicherheit weder dem einen noch andern

beigelegt werden, was eben von ihnen beabsichtigt war. Aber auch in grösseren und eingehenden Beurteilungen haben beide ihr Talent erprobt, Goethe schon frühe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, später in der Jenaischen Literaturzeitung. Schillers Rezensionen bilden jetzt eine Zierde seiner gesammelten Schriften, eine bereits vor Goethes näheren Bekanntschaft mit ihm verfasste, gelungne des Egmont, eine von Bürgers Gedichten, welche diesem sehr wehe tat und auch manches an ihm verkennt, und eine von Matthisson.

Nun wird es am Platze sein über die Sprache beider Meister einige Bemerkungen anzufügen und die aufrückende Frage nach ihrer Popularität zu erledigen. Wie im Vorhergehenden verschiedentlich angedeutet worden, besitzt unleugbar Goethe die grössere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, dass insgemein kein andrer unsrer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichtut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmut ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fliesst überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum dass ein unnötiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Taten ausrichtet und Siege davonträgt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern einen Bleistift zu leichten,

kühnschweifenden Zügen. An Schiller klebten, in seiner ersten Zeit, auch noch einzelne schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutsch sind; bei Goethe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Kanon und bleibt selbst im kanzleimässigen Hofstil, den er in alten Tagen allzu oft anwendete, gefüg und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen wie viel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse.

Eben darin, dass Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluss auf das Volk mitbegründet, denn seine Rede weiss alles was er sagen will zierlich ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. Von Goethe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutsche, aber vorher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was seinem Stil etwas Vornehmes verleihen kann, und dennoch hat er einigemal ohne Not und hart geklagt über die Sprache gerade an Stellen, wo er sie am glücklichsten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus, er wusste lauteren Saft aus ihr zu ziehen.

Es sind aber noch andere Gründe, weshalb er den Leuten zusagt, er versteht sie zu sich zu erheben, während Goethe sich auch zu ihnen herablassen kann; bei Schiller, dem auf seiner Höhe Thronenden, glauben sie sich emporgerückt. Diesem Dichter blieb das Altertum unsrer Sprache und Poesie, mit allen jetzt verlornen Vorzügen fremd, wie das bekannte von ihm über die Minnesänger gefällte grundlose Urteil darlegt; er hat sich untadelhaft bloss an der heutigen

Schriftsprache gross erzogen, deren Macht er so bedeutend steigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und stehn auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist und das nur in den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will. Ein lebhaftes Beispiel kann das berühmte Reiterlied in Wallensteins Lager abgeben, an dessen Stelle ihm Goethe ein anderes, mehr im ehmaligen Volkston gedichtetes entwarf; mit richtigem Takt hielt aber Schiller das seinige, dem Ton seiner Dichtung angemessene fest. Die Menge, auf die ein schönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vorteilen geniessen und ist den alten zu entsagen bereit.
Schiller ist und bleibt hauptsächlich auch darum populärer, weil, nach seinem oben dargelegten Vorrang, seine Schauspiele dramatisch mehr ergreifen und auf der Bühne öffentlich wirken, weil sie die Rechte und Freiheiten des Volks sichtbar darstellen und weil seine Lieder die Würde unserer Natur erhebend allen Menschen die Brust erwärmt und ideale Bilder des Lebens geschaffen haben. Er ist zum hinreissenden Lieblingsdichter des Volks geworden und geht ihm über alle anderen.
Nach dieser hinter dem was gesagt werden sollte zurückgebliebnen Betrachtung seiner unvergänglichen Gedichte ist übrig einen Blick auf sein Leben, auf seinen Ruhm und die Ausgabe seiner Werke zu werfen.
In stürmischer ungebändigter Jugend konnte neben hochstrebender, freudiger Entfaltung aller Seelenkräfte auch manche harte Stunde des Unmuts und der Entsagung über ihn kommen, einmal im Gedicht «Auch ich war in Arkadien geboren» überwältigt ihn die Klage:

«Da steh ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke!
Ich weiss nichts von Glückseligkeit...»

und wer kann rührender klagen? Anderwärts sang er:

«Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt...»

Aber diese Empfindungen vermochten nicht auszuhalten, bald muss alle Qual von ihm gewichen sein, und wie die Schatten entfliehen, neue Heiterkeit in breiten Streifen sein Leben wieder eingenommen haben. Ein fruchtbares, von schweren Krankheiten oft gebeugtes und erschüttertes Mannesalter war eingetreten, der innere Mut kehrte ihm in den besseren Tagen stets zurück:

«Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.»

In die schwäbische Heimat war keine bleibende Wiederkehr, kaum Zeit zum Besuch seiner bürgerlich rechtschaffenen Eltern und Geschwister; noch spät pflanzte der Vater rüstig

seine Baumschule fort, er der ein so edles Reis erzielt hatte, und die Mutter spann; von ihrer Gemütsart soll der Sohn vieles an sich gehabt haben, wie beinahe alle grossen Dichter mehr den Müttern gleichen und ihnen die regere Phantasie verdanken. Thüringen hatte ihm für immer ruhige Stätte, eine glückliche Ehe häuslichen Friede und Segen gegeben, Erwerb und Gehalt flossen sparsam. Die von Weimars Herzog ausgezeichneten Geistern des Vaterlands willfährig dargereichte Stütze ist allgemein bekannt und über allen Preis erhaben; dass Schillers äussere Stellung nur knappen Sold gab, lässt sich nicht verhehlen, wie konnte mit einer Einnahme von vierhundert, zuletzt achthundert Talern ausgereicht werden? Fast jeder Staatsdiener zweiten oder dritten Rangs geniesst auch in kleinen Ländern eine höhere und ein grosser Dichter wäre sorgenfreies Lebens und der höchsten Einkünfte, die das Land verabreicht, würdig gewesen. Was heute anders sein würde, war damals noch dem herrschenden Brauch entgegen. Berliner Verhandlungen kurz vor seinem Tode waren nicht gediehen.
Nicht einmal drei volle Jahre vorher wurde Schillern der Adel zuteil und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinn nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobnes ‹ von › verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im Voraus verneinen, weil der dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente sich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen, alle Welt aber glaubt es steif und fest dass Dichter geboren werden und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger gesungen:

«Mit einem Adelsbrief muss nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heissen sollen,
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muss kein Fürst erst adeln wollen...»

was leicht besser und stärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, dass aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müsste auch aus dem Bauerstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Guts werden, ohne dass ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, dass er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Goethe oder Schiller entsprangen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird jedesmal sie auszuschlagen. Ein grosser Dichter legt auch notwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn Friedrich von Schiller, Wolfgang von Goethe zu schreiben. Über solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden SCHILLER.

Man hat eine Schillerstiftung erdacht und schon durch ganz Deutschland verbreitet, der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmässige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzuraten besser wäre als sie noch aufzumuntern? Wohl Mühe haben sollen die Verwaltungsräte öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohltaten nach Verdienst teilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind deren meistenteils unbedürftig und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft. Es wäre wünschenswert dass auf Anlass der allgemeinen Feier, die wir begehen, diese ohne Zweifel wohlgemeinten Stiftungen sich besönnen und umschlügen, so dass sie aus dem Ertrag der zugeflossenen Mittel, wie weit er reicht, lieber leibhafte Werke hervorgehen liessen. An mehr als einem Platze, zu Marbach und anderswo, würden von Künstlers Hand geschaffene Bildsäulen Schillers aufzurichten sein und dann einem dauernden Freudenfeuer gleich leuchten im Lande; lasst uns den Kostenaufwand dafür und für die Salbe der Weihe nicht abgefordert werden zur Niederlage in den allverschlingenden, immer hungrigen Armensäckel! Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde stehen immer fühlende Herzen bereit.

Noch ein anderes, grösseres Denkmal unsern Dichtern zu errichten bleibt in Herausgabe ihrer Werke, wie bisher sie nicht einmal begonnen, geschweige denn vollbracht ist. Der uns heute vor hundert Jahren geborne ruht nun schon über funfzig im Schooss der Erde und seine Gedichte liegen immer nicht so vor Augen, dass wir ihre Folge und

Ordnung, die Verschiedenheit der Lesart überschauen, alle ihre Eigentümlichkeit aus sorgfältiger Erwägung ihres Sprachgebrauchs kennen lernen, dann der Textfeststellung in würdiger äusserer Gestalt uns erfreuen könnten. Für Schiller, es ist wahr, ist mehr geschehen als für Goethe, und dieser fällt auch viel schwerer. Die neulich erscheinende französische Übersetzung Schillers, geleitet und ausgeführt von Régnier, einem gründlichen Kenner nicht nur unserer heutigen deutschen sondern auch der altdeutschen Sprache, geht in manchem musterhaft voran. Goethe und Schiller haben ihre Gedichte vielfach umgearbeitet, oft weichen die Texte voneinander ab wie kaum stärker bei mittelhochdeutschen Gedichten, und nicht überall wird man die neue Lesart der alten vorziehen, es ist aber notwendig und höchst belehrend beide und alle Texte so viel es gibt zu kennen. Was die über kurz oder lang zu bewerkstelligenden kritischen, dann die noch eher entbehrlichen ganz zuletzt das Werk krönenden Prachtausgaben aufhält und hindert ist die monopolische Berechtigung und Bevorzugung des dermaligen Verlegers, der schon mehrfache und zahlreiche Abdrücke der Schillerschen Werke veranstaltet und abgesetzt, sich aber, soviel öffentlich bekannt, zur längst bevorstehenden Festfeier gering gerüstet hat. Der langjährige Bund beider Dichter mit einer bewährten, feststehenden, rührigen Buchhandlung ist ihnen sicher heilsam und erwünscht gewesen, hat aber im Verlauf der Zeit unserer Literatur eben keinen Vorteil gebracht.

In diesem Augenblick regt sich der schmerzliche Gedanke mit aller Stärke. Wir lassen jeden von selbst tun was er zu tun hat, doch niemand kann uns auferlegen ein Befremden zurückzuhalten darüber, dass zur rechten Zeit, wo es

vorzüglich wirken mochte und freigebige Austeilungen, gleichsam eine Schuld abtragende, an behörige Orte hätten erfolgen sollen, es unterblieb. In hinterlassenen Werken grosser Dichter fliesst bei unaufhörlich steigender Teilnahme ihren Verlegern ein alles Mass überschreitender Gewinn zu, der sich aus dem ersten darüber abgeschlossenen Vertrage gar nicht mehr ableiten lässt. Kein Schriftsteller kann die künftigen Erfolge und Erträge seiner Werke im voraus überschauen, noch hat er was von ihm eigentlich dem ganzen Publikum hingegeben wurde, auf immerhin ins Eigentum des ihm zur Hand gegangnen Buchhändlers gewiesen: das Eigentum der Welt ist das höhere und grössere Ansprüche fliessen daraus her, als sogar die Erben und Nachkommen besitzen. Wenn billig und selbstverständlich scheint, dass bei Leibesleben ein Autor die Frucht neuer Ausgaben mitgeniesse, auch dass nach seinem Tode eine Zeitlang noch der erwachsende Vorteil zwischen Erben und Verleger geteilt und beiden gern gegönnt werde; so hat doch die Gesetzgebung das Bedürfnis gefühlt Fristen anzusetzen, nach deren Ablauf diese Schriften Gemeingut werden, fortan auch von mehrern Buchhändlern verlegt, von andern Schriftstellern bearbeitet werden dürfen, genau wie es bei weit zurückliegenden Werken des Altertums geschehen mag. Dann wird aller Erfolg von dem Wert der aufgewandten Kritik und der Ausstattung der neuen Ausgaben abhängen.

Das Gebrechen ist nun jetzt, dass jene gesetzlich anberaumten Fristen durch Sonderprivilegien und Erstreckungen derselben aufgeschoben, hingehalten und vereitelt zu werden pflegen, die Reinigung der Texte aber langsam vorschreitet. Darf ich einen kurzen, dürren Bericht einschalten

von dem Stand auf dem die Dinge sich befinden? Es ist nötig, damit man sich keiner Täuschung darüber hingebe. Eingegangner Erkundigung zufolge wurde ein Privileg gegen den Nachdruck der Werke Schillers durch eine preussische Kabinettsorder vom 8. Februar 1826 den Hinterbliebenen erteilt auf fünfundzwanzig Jahre. Ein Bundesbeschluss vom 23. November 1838 dagegen bewilligte den Schillerschen Erben ein Privilegium auf zwanzig Jahre. Beim Annahen des Zeitpunkts, wo diese Schutzfrist ablief, kamen die Erben um abermalige Verlängerung bis zu 1878 ein und im Winter 1854 legte die preussische Regierung ein über den Schutz der allgemeinen Gesetzgebung hinausgehendes Gesetz den Kammern vor, welches diese ablehnten. Darauf erschien am 6. November 1856 ein Bundesbeschluss, wonach im allgemeinen der Schutz gegen Nachdruck zugunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem 9. November 1837 (Datum eines andern Bundesbeschlusses) verstorben sind, noch bis dahin 1867 in Kraft bleibt. Schillers Werke, und Goethes ebenso, werden danach, ohne gerade spezielles Privileg zu geniessen, obschon sie es waren, die die allgemeine Massregel hervorriefen, erst an diesem 10. November 1867 Gemeingut und frei, selbst dann noch nicht in ganz Deutschland, da in Sachsen, dem Hauptsitz des Buchhandels, ein Gesetz von 1844 besteht, das den Werken der vor dem 1. Januar 1844 verstorbnen Schriftsteller noch dreissig Jahre lang Schutz gegen Nachdruck zusichert, also bis 1874. So kann zu Ende 1867 ein bodenloser Zustand eintreten, wenn Sachsen als Nachdruck in Beschlag nehmen wird, was im ganzen übrigen Deutschland von Goethe, Schiller, Lessing usw. rechtmässig gedruckt werden darf.

Wir sehen, dass Schillers Werke beinahe siebenmalneun Jahre seit des Dichters Hingang zu erklecklichstem Nutzen der beteiligten Erben wie der Verlagshandlung ausgebeutet sein werden, welchen in steigenden Progressionen zufällt, was der Dichter selbst nur in kleinem Masse empfing und ihn der Lebenssorgen noch nicht überhob. Mit allgemeinem Unwillen ist neulich die durch Herrn von Cotta erteilte ablehnende Antwort auf den Antrag eines für das Schillerfest zu schmückenden Abdrucks der keine fünfhundert Verse starken Glocke gelesen worden, wonach diesem als strafbarem Nachdruck strengstens entgegengetreten werden solle, in einem Augenblick da durch die Feier selbst und unmittelbar ein überreich erhöhter Absatz einzelner wie der Gesamtwerke herbeigeführt sein muss.
Fürwahr von Goethe und Schiller ist ihrer Nachkommenschaft und ihrem Verleger weich gebettet, doch allen Ruhm haben jene dahin.
O des Wunders und der Umkehr! Vor hundert oder anderthalb hundert Jahren in seinem Schulstaub hätte kein klassischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von ihnen bereitet ward, nur für möglich gehalten; heute in volles Recht eingesetzt strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechisches Altertums zurück, denn was in seinen Anfängen ganz auseinander stand, darf höher oben sich nah treten, und kein Frost des Nordens drückt uns mehr. Man sagt, dass Weinjahre jedes elfte wiederkehren und dass dann öfter zwei gesegnete Lesen hintereinander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigebiger als mit ihren Genien. Nebeneinander stiegen sie uns auf, Jahrhunderte können vergehen, eh ihresgleichen wieder geboren wird. Ein Volk soll doch nur grosse Dichter anerkennen

und zurückweichen lassen alles was ihre majestätische Bahnen zu erspähen hindert. Desto mehr wollen wir sie selbst zur Anschau und zu bleibendem Andenken vervielfachen, wie der alten Götter Bilder im ganzen Lande aufgestellt waren. Schon stehen beide zu Weimar unter demselben Kranz. Mögen auch hier in weissem Marmor oder in glühendem Erz vollendet ihre Säulen auf Plätzen und Strassen erglänzen und deren barbarische Namen tilgen!

«Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der grosse Name noch.»

JACOB GRIMM AUF WILHELM GRIMM

ICH SOLL HIER VOM BRUDER REDEN, DEN nun schon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch nachts im Traum, ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist. Ihm zum Andenken niedergelegt sei denn ein Gebund Erinnerungen, die sich aber, wie man in diesem Kreise erwarten wird, fast nur auf seine wissenschaftliche Tätigkeit erstrecken. Seine sonstigen Lebensbegegnisse hat er selbst schon einmal anderswo erzählt.

Unter Sippen und Blutsverwandten dauert ja die lebendigste, vollste Kunde und ihnen stehn von Natur geheime Zugänge offen, die sich den andern schliessen. Nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechts eingeprägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe tut auch die geistige Besonderheit, dass man oft darüber staunt; da hält ein Kind den Kopf oder dreht die Achsel genau wie es Vater oder Grossvater getan hatte und aus seiner Kehle erschallen bestimmte Laute mit derselben Modulation, die jenen geläufig war; die leisesten Anlagen, Fähigkeiten und Eindrücke der Seele warum sollten nicht auch sie sich wiederholen! Menschlicher Freiheit geschieht dadurch kein Eintrag, denn neben solchen Einstimmungen und Ähnlichkeiten entfaltet sich zugleich auch die entschiedenste Selbständigkeit jedes einzelnen, weder dem Leib noch dem Geiste nach sind sich je, so lange die Welt besteht, zwei Menschen vollkommen einander gleich gewesen, nur neben, mitten der die Regel bildenden menschlichen Individualität brechen strichweise wie aus dem Hintergrund jene Ausnahmen vor, die das Band unsrer Abstammung nicht verleugnen und ihm Rechnung tragen.

Mir erscheint nun, dass dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine grösste Kraft hat zwischen Geschwistern, stärkere sogar als zwischen Eltern und Kindern. Geschlechter haben sich zu Stämmen, Stämme zu Völkern erhoben nicht sowohl dadurch, dass auf den Vater Söhne und Enkel in unabsehbarer Reihe folgten, als dadurch dass Brüder und Bruderskinder auf der Seite fest zu dem Stamm hielten. Nicht die Deszendenten, erst die Kollateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite. Ich laufe Gefahr mich in eine politische Anwendung zu verlieren und will lieber den einfachen Grund angeben warum Brüder sich besser verstehen und erkennen als Vater und Sohn. Eltern und Kinder leben nur ein halbes Leben miteinander, Geschwister ein ganzes. Der Sohn hat seines Vaters Kindheit und Jugend nie gesehen, der Vater nicht mehr seinen Sohn als reifen Mann und Greis erlebt. Eltern und Kinder sind sich also nicht volle Zeitgenossen, das Leben der Eltern sinkt vornen in die Vergangenheit, das der Kinder steht hinten in die Zukunft; aber Geschwister, wenn ihr Lebensfaden nicht zu früh abgeschnitten wurde, haben zusammen als Kinder gespielt, gehandelt als Männer und nebeneinander gesessen bis ins Alter. Niemand weiss folglich bessern Bescheid zu geben als vom Bruder der Bruder und diesem natürlichen Verhalt hinzu tritt noch ein sittlicher. Der Vater vom Sohne redend wird sich seiner Gewalt über ihn stets bewusst bleiben, der Sohn Zeugnis vom Vater ablegend der gewohnten Ehrfurcht nie vergessen. Geschwister aber stehen untereinander, ihrer wechselseitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, so dass ihr Urteil kein

Blatt vor den Mund nimmt. Und dazu nun die leibliche Geschwisterähnlichkeit, also insgeheim auch die geistige, dem Vater gleicht der Sohn nur mehr oder weniger als halb, weil er auch Mutterzüge in sich aufnimmt, hingegen Brüder teilen sich in des Vaters und der Mutter Gesicht und besitzen von jedem irgend etwas; lasst Brüder sich in der Kindheit noch so unähnlich erscheinen, im Alter wenn ihre Wangen einfallen, gleichen sie einander durch die Bank.

Von acht unsrer Eltern Söhnen war ich der zweite, Wilhelm der dritte, beide nur ein Jahr im Alter unterschieden, gleich gekleidet und stets zusammenrückend, zum vierten Bruder hin war ein grösserer Abstand, und wenn ich seiner gedenke, trübt sich die Seele mir, dass er sein ganzes Leben hindurch alleinstehend mehr auf sich selbst angewiesen war. Auch der fünfte und sechste hielten nah zueinander, der siebente und achte waren, wie der erste Bruder noch als kleine Kinder dem Tode verfallen, so dass ich nun obenan stand. Man hört wohl sagen, dass in gesegneter Ehe die älteren Kinder mehr dem Vater, die jüngeren mehr der Mutter nachschlagen, sowie dass unter den Söhnen der erste minder begabt sei als der zweite, diesen aber der dritte übertreffe, wie auch in Kindermärchen der dritte hervorgehoben wird; haben solche Wahrnehmungen irgend Grund, so stehn ihnen sicher zahllose Ausnahmen entgegen.

Wilhelm, ein blühender, froher Knabe hatte die Kinderjahre ohne Gefahr durchlaufen und alle Krankheiten waren an ihm vorübergegangen, während mich Masern und Blattern hart ergriffen und meinem Gesicht eine Fülle von Narben eindrückten, deren Spur lange nicht schwinden

wollte, er blieb unversehrt davon. Als wir vollwachsen waren, ragte er daumenbreit über mich hinaus. An des Jünglings Gesundheit begann aber, wie am rotwangigen Apfel, innerst ein Wurm zu nagen, dessen Sitz die Ärzte jahrelang nicht konnten ausfindig machen, bald war dem Siechenden sein Atem beklommen, dass er nur mühsame Schritte tat, bald das Herz beschwert: es fing plötzlich heftiger zu klopfen an und liess nicht nach bis durch einen harten Schlag, wie man einen Kasten zuwirft, das Gleichgewicht der Pulse hergestellt wurde. Diese steten, in der frischesten Lebenszeit sich erneuernden Ängste und Drohungen eines Übels, das er nie vollends überwand, obschon die Gefahr nach Stufen zurückwich, mussten auf seine ganze Gemütsart und Empfindungsweise einen tiefen Eindruck hinterlassen. Den einzelnen Anfällen war jedesmal Abspannung, dann wohltätige Erholung gefolgt, der Kopf zum Glück immer ganz frei geblieben und von da aus senkte sich bald auch neuer Mut in die abgemattete Brust. Unmittelbar in der Schwächung des Leibs fühlte sich sein Geist gekräftigt und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmut fachten seine Lebenshoffnung unausgesetzt an, gaben seinen Gedanken Schwung und flössten ihm Feinheit des Nachsinnens, Takt der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederschrieb, würde er auch später noch ebenso gedacht und geschrieben haben, seiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmass verliehen. Um diese Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erheiterung, sondern aus innerem Trieb unsere grossen Dichter und war gleich entschieden Goethen zugewandt, während ich, der weniger anhaltend im Zusammenhang lesen konnte, erst

mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem ergriffen wurde. Dann aber tröstete und ergetzte ihn ein uns beiden wie von selbst aufgegangenes, durch keinen Unterricht gehobnes Zeichentalent: in Tusch und Sepia, mit Pinsel oder Rabenfeder pflegten wir Figuren und Bäume sauber nachzubilden, welche Neigung uns noch bis ins erste Universitätsjahr begleitete, hernach musste sie zurückstehen. Ihm aber hat die günstig erworbene Fertigkeit, worin er es weiter gebracht hatte als ich, späterhin Dienste geleistet, da ihn alte wichtige Handschriften zur Durchzeichnung ihrer Züge und Bilder reizten, deren Inhalt dann auch vorgenommen und von ihm veröffentlicht wurde.

So nahm uns denn in den langsam schleichenden Schuljahren ein Bett auf und ein Stübchen, da sassen wir an einem und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studentenzeit standen zwei Bette und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unsrer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mussten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Bette, hat es allen Anschein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht sein; erwäge man, ob wir zusammengehören und ob von ihm redend ich es vermeiden kann meiner dabei zu erwähnen.

Auf der Universität hatten wir, einer wie der andere dasselbe Studium ergriffen, das der Rechtswissenschaft, durch nichts zu ihr hingezogen, als weil der Vater schon,

der selbst Jurist war, es so gemeint oder angeordnet hatte, oder weil für die frühe verwitwete Mutter auf dieser Laufbahn ihrer ältesten Söhne am schnellsten eine Stütze hervorgehn sollte. Bricht einmal die altverlebte Einteilung alles Wissens in vier Fakultäten zusammen, deren jede in ihrem Schlepp die verschiedenartigsten Gegenstände des Lebens und Lernens gefaltet mit sich trägt; dann wird auch Jünglingen der gerade Weg zu dem, was sie mit deutlichem Trieb von frühauf anziehn und einmal erfüllen soll, unverbaut sein, zur Seite liegen bleiben dürfen was die Vorbereitung auf ein verwickeltes, oft zweideutiges und fruchtloses Examen von ihnen fordert, und dann kann das rechte Losungswort für ihr eigentliches Talent desto leichter ausgesprochen werden. Keinem von uns beiden, die wir mit Ernst und Eifer studierten, hat die erworbne Rechtskenntnis hernach zu irgend einer Stellung im Lande verholfen; den Gedanken mich einem gelehrten Betrieb des römischen Rechts zu widmen musste ich fahren lassen und durch Einführung des code Napoleon in Hessen war uns ohnedem alle Freude an der Wissenschaft benommen, der Gewinn des mühsam Erlernten hingeschwunden. Für Wilhelm sogar spurlos, ich wenigstens habe aus freien Stücken mich noch in der Folgezeit mit dem altdeutschen Recht näher befasst; die Universität aber war uns, als freiere Fortsetzung der Schule, nur zu einem allgemeinen Bildungsmittel geworden.

Wir hatten eine lange schon genährte Neigung ausbildend unser Ziel auf Erforschung der einheimischen Sprache und Dichtkunst gestellt, welchen man doch die lebhafteste Anziehungskraft für junge Gemüter beilegen muss. Die Denkmäler und Überreste unserer Vorzeit rücken einem

unbefangenen Sinn näher als alle ausländischen, scheinen unleugbar grössere Sicherheit der Erkenntnis anzubieten und in alle Beziehungen des Vaterlandes einzugreifen. Der Mensch würde sich selbst geringschätzen, wenn er das was seine Ureltern nicht in eitlem, vorübergehendem Drang, vielmehr nach bewährter Sitte lange Zeiten hindurch hervorgebracht haben verachten wollte. Auf die kräftige Speise und auf alle Leckerbissen der klassischen Literatur mundet auch die einfachere derbe Hausmannskost. Gerade dass uns so viel Zerbröckeltes, Unvollendetes und lückenhaft Aufbewahrtes vor Augen geführt wird, regt die Einbildungskraft an und Bruchstücke flössen uns ein Mitleiden ein, das sie zu betrachten und zu ergänzen auffordert. Offenen Blicken konnte sich nicht bergen, dass hier ein frisches fast unbebautes Feld vorliege, dem günstige Erträge abzugewinnen seien. Was in den letztverflossenen hundert Jahren dafür unternommen worden war erwies sich als ohnmächtig; darunter ragten Bodmers Bemühungen als das Bedeutendste vor, ohne dass sie Nachfolge, geschweige Fortschritte aufgerufen hätten. Lessings Geist ahnte den Wert unserer alten Dichtung, war aber nicht auf das Beste und Vorzüglichste, sondern auf Stücke erst des zweiten oder dritten Rangs gefallen Klopstocks verschrobene Kunde von unserm Altertum konnte keine Wirkung erzeugen, gründlich und mehr als man öffentlich davon gehört hat, war Vossens Bestreben, nur dass es unter vielen andern Arbeiten nicht in die Höhe wachsen konnte, bloss in seinem Werke von der Zeitmessung blicken deutliche Kennzeichen dessen durch, was er zunächst vorgenommen hatte. Goethe und Schiller zeigten der altdeutschen Poesie sich eher abgeneigt als förderlich

und erst die neueren romantischen Dichter begannen sie nachdrücklich zu empfehlen.

Es war uns, mir erst nach anderweit eingelenkten schweren Versuchen zuletzt gelungen wieder zusammen an der nämlichen Bibliothek eine Stellung zu finden, die unsere Pläne und Vorsätze begünstigte. Nun galt es stille, ruhige Arbeit und Sammlung, die sich jahrelang nur selbst genügen konnten und unser Wissen langsam, doch unablässig gedeihen liessen. Es waren die glücklichsten Jahre unseres Lebens, in solcher Ruhe, wenn ich hier die Worte eines alten Dichters gebrauchen darf, ergrünte unser Herz wie auf einer Aue. Von allen Seiten her, nach allen Seiten hin war gesammelt und geforscht worden, endlich erwachte auch das Verlangen einiges von unsern Ergebnissen vorzulegen und mitzuteilen.

In einem und demselben Jahre traten wir zuerst, jedweder besonders mit sehr verschiedenen Büchern auf, welchen doch beiden deutliche Gunst widerfuhr. Ich suchte darzutun, dass was man als Minnesang und Meistersang zu unterscheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinsamen wesentlichen Form dasselbe sein müsse, ihre Abweichung nur als Herabsinken einer Kraft in Unkraft anzusehn sei, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, so dass doch immer noch bedeutende Ähnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Ansicht erkenne ich fortwährend als die richtige und zu erster Entscheidung scheinen mir auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; der Gegenstand trug alle Fähigkeit in sich späterhin aus reicherem Material glänzender und ohne das, was die erste Behandlung überwucherte, entfaltet zu werden. Bedeutenderen Eindruck machte aber Wilhelms

Übersetzung der dänischen Kämpeviser, wobei es auch schon an einleuchtenden Untersuchungen über die deutsche Heldensage nicht gebrach. Sicher ist nichts schwerer als epische Lieder, deren naiver Ausdruck verschmolzen ist mit ihrem ganzen innern Gehalt, in eine andere, wenn schon verwandte Sprache zu übertragen, strenggenommen scheint es fast unmöglich, ihre Ausdrucksweise bietet selbst einheimischen Kennern genug Dunkelheiten dar, wie sollte nicht ein Ausländer an vielen Stellen straucheln? Es war doch daran gelegen einmal das volle Gefühl des Tons und der Weise, die in diesen Liedern anschlagen, zu empfangen; hat nicht Vossens Homer, soweit er im einzelnen hinter dem allzeit unerreichbaren Original zurückbleiben muss, dennoch dessen Geist und lebendigen Atem erfasst und nachgebildet, dadurch die Einsicht epischer Poesie unter uns allen tiefer aufgetan? Ich entsinne mich, dass damals Niebuhr, dem die dänischen Dichtungen geläufig waren, die gelungene Färbung dieser Verdeutschung rühmte, und ganz vor kurzem erst ist mir ein Urteil kund geworden, das Hebel darüber gefällt hat und ich mich hier vorzutragen nicht enthalte. Welche Freude würde es meinem Bruder bereitet haben, wenn die Worte dieses gefeierten, mit dem Volkston des Liedes vertrautesten Dichters jemals noch zu seinem Ohr gedrungen wären. «Wenn dir», schreibt Hebel einem Freunde, «in der Poesie wie in der Natur frischer lebendiger Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald besser behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasbalg, so lies Grimms altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen.» Wilhelms Buch hat, was verwundern könnte, keine zweite Auflage

erfahren, die bald darauf gefolgte neue Ausgabe der Originale hätte zu zahlreichen Veränderungen und Verbesserungen führen müssen, und die unterdessen aufgestiegene Bekanntschaft mit unserm heimischen Epos erleichterte auch das Verständnis der dänischen sowie der oft noch schönern entsprechenden schwedischen Urtexte selbst, es bedurfte keiner wörtlichen, eben dadurch erschwerten Nachhilfe weiter.

Nichts natürlicher als dass nach diesen Erstlingen wir nun auch eine Zeitlang uns zu neuen Hervorbringungen einigten. Sogar hatten wir die Kühnheit für das damals noch in den ersten Stoppeln liegende Feld und ein der allgemeinen Teilnahme fernabstehendes Fach eine Zeitschrift zu beginnen, die es nur zu drei schwachen Bänden brachte und nachdem sie mit manchen Übelständen gerungen hatte, heute wenig oder nichts von bleibendem Werte darbietet; wer an uns selbst und unsern Fortschritten näheren Teil nimmt, mag etwan einzelnen Aufsätzen schon den spitzenden Keim dessen ansehn, was in der Folge besser hervortrat und höher wachsen konnte. Er wird mitten darunter einigen fast noch rohen oder wilden grammatischen Ansichten begegnen, die ich hernach zu erziehen oder zu zähmen mich befliss, ohne dass ich sie zu verleugnen brauche. Klar vor Augen liegen in dieser Zeitschrift die Grundrisse einer ihm später überaus gelungenen Arbeit meines Bruders, ich meine sein Buch über die deutsche Heldensage und stehe gar nicht an es als das Hauptwerk seines Lebens zu bezeichnen. Es ist darin so vieles genau und fein angesponnen und gewoben, dass wenn auch manche Fäden anders aufgezogen und eingeschlagen sein könnten, doch fast überall Wohlgefallen und Befriedigung aus dieser

Arbeit entspringen. Ihm war unvergönnt eine neue, dritte Umarbeitung, zu welcher er unablässig nachsammelte, fertig zu hinterlassen und andere Hände dürfen sich kaum darin mischen. Kurz vor den Altdeutschen Wäldern war auch eine gemeinschaftliche Ausgabe des Hildebrandliedes erschienen, die erste überhaupt als Lied auffassende, was vorher nur als Prosa galt, nachdem ich im Jahr 1810 die leichte Entdeckung der darin wie im Wessobrunner Gebet verborgnen Alliterationen gemacht hatte. Dies Lied lag eben auf dem Weg zu einer bald erfolgenden Ausgabe der Edda, von welcher es, aus mehr als einem Grunde, beim ersten Bande geblieben ist. Offenbar hatten wir zu hoch gegriffen und uns zugetraut, dass die Wahrnehmung und Entfaltung überraschender Bezüge, die das nordische mit unserm Altertum hat, Schritt halten könne mit Besiegung zahlloser Schwierigkeiten, die der alte Text herbeiführt und wozu es langer über Rasks isländische Grammatik hinausreichender Bekanntschaft mit den Geheimnissen der altnordischen Sprache bedurfte. Gleichwohl gereichte die mutig angesetzte Arbeit selbst, mir wenigstens, zur Festigung meiner Studien in diesem wichtigen Teil unserer Sprachkunde.

Mit grösserem Behagen schaue ich zurück auf die begonnene seitdem nicht wieder ausgesetzte Sammlung deutscher Märchen und Sagen, die ich nachher noch zu besprechen mir erlaube.

Nach diesen gemeinschaftlichen, mit aller Lust gepflognen Arbeiten trat aber eine Wendung ein, die nun wieder getrennte und voneinander abweichende Schritte forderte. Dass jeder seine Eigentümlichkeit wahren und walten lassen sollte, hatte sich immer von selbst verstanden, wir

glaubten solche Besonderheiten würden sich zusammenfügen und ein Ganzes bilden können. Schon beim Hildebrandlied, noch mehr bei der Edda, lernte ich einsehen, dass unserm besten Willen und Wissen dabei auch erhebliche Schwierigkeiten entgegentraten. Offen, wie ich war, und geneigt Meinungen aufzustecken oder zu bestreiten, schien es mir dass vor dem Publikum eine Ansicht, von wem auch sie ausgegangen, überwiegen oder weichen müsse; er aber gerechter und schonender gesinnt, nicht ohne stärkeres Selbstgefühl auf dem Behaupteten beharrend, wollte lieber, dass nebeneinander und dem Leser zur Wahl hingestellt würde, was zwischen den Herausgebern unvermittelt bliebe. Als nun im Fortgang unserer Studien ich zu rechter Zeit den guten Griff einer deutschen Grammatik getan hatte, die damals gleich einer Notwendigkeit in dem ganzen Fach erschien, von welcher alle Gunst ausging oder abhing, die mir, also auch ihm fernerhin zuteil wurde, war ich auf einmal gegen ihn in Vorteil gestellt, und ein Abstand unserer Naturen worüber wir allmählich erst uns klar geworden sind, fing an sich geltender zu machen. Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleisse in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden, seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eignen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte es zu bestätigen; das übrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch dass nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen, ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral

bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas geraten; Wilhelm mochte nicht auf Geratewohl ausgehen. Ich weiss, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft tat und immer wieder tue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte Stellen aufzuschlagen, die er im besondern Fall zu vergleichen hatte. An der grammatischen Regel lag ihm jedesmal nur so weit, als sie in seine vorhabende Untersuchung zu gehören schien und dann suchte er sie festzuhalten. Wie hätte er darauf ausgehen wollen, die Regeln selbst zu finden, zu überbieten und zu erhöhen? Ihm gewährte Freude und Beruhigung sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen, meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn jedermann gern sah und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte, vergingen; auch Musik zu hören machte ihm grosse, mir nur eingeschränkte Lust.

In solcher gemächlichen Ausführung seiner Vorhaben, wie anhaltende gleichmässige Schritte dennoch weit reichen, ist von ihm Rühmenswertes begonnen und vollendet worden. Er las sich Texte aus in Handschriften die ihm in aller Nähe vorlagen und die er durch genommene Abzeichnung oder Faksimile schon lieb gewonnen hatte, um durch sorgsame Behandlung ihre Herausgabe vorzubereiten. Er pflegte und besserte mit redlicher Einsicht so genau er nur vermochte. Ging auch seinen Emendationen das

Glänzende und Schlagende der von Lachmann ab, das Gefüge, Geschmeidige der von Haupt, so empfahlen sich doch seine Ausgaben einzelner Gedichte sämtlich durch die vorhin gerühmten Eigenschaften. Ich bewundere seine schöne Ergänzung des Grafen Rudolf, wie sie der zierlich eingerichtete Druck anschaulichst vor Augen legt. Conrads von Würzburg, eines in vielem mit Ovid vergleichbaren Dichters, Darstellung und Sprache beschäftigten ihn lange, wie seine Ausgabe des Schwanritters, der Schmiede und Silvesters bezeugen; kein anderes Gedicht hatte er öfter und aufmerksamer gelesen als den Trojanischen Krieg, dessen vollständige Bekanntmachung er noch erlebte; mit dem Rolandslied und allen Gestaltungen des Rosengarten, so viel er ihrer habhaft werden konnte war er höchst vertraut und ein neugewonnenes Bruchstück des letzteren sollte eben noch mitgeteilt werden, als ihn der Tod überraschte. Unter allen Gedichten am meisten war es Freidank, den er nach vielen Handschriften bearbeitete und dessen zweite fertig gearbeitete Ausgabe sich jetzt unter der Presse befindet. Hätte er doch auch die dafür unternommene Vergleichung deutscher Sprichwörter zum Abschluss bringen können; manches in den Anmerkungen Mitgeteilte macht das Verlangen rege. Ausserdem zeugen noch einzelne im Schoosse unsrer Akademie vorgetragene Abhandlungen über Athis, althochdeutsche Glossen und Gespräche seine stets in diesem Fach bewährte Tätigkeit. Was am wenigsten bekannt ist, überaus wertvolle und langatmige Sammlungen zur mittelhochdeutschen Sprache, aus welchen ich mich oft Rats bei ihm erholte, sind mit feiner Feder in Exemplare des Ziemannischen Wörterbuches eingetragen, schon vor Beginn des von Benecke angefangenen Werks und davon

unabhängig, obgleich teilweise dadurch überflüssig gemacht. Dabei hatte er aller Handgriffe, die für Ausgaben alter Dichtwerke befolgt und geläufig werden müssen sich bemächtigt, namentlich alle metrischen Regeln, die um diese Zeit erhoben und auf die Spitze gebracht wurden, üben und beobachten gelernt, angelegentlicher als solche grammatikale Gesetze die auf Textbestimmung noch keinen Einfluss gewonnen hatten. Hierin schloss er sich zunächst an Lachmann an, der eigentlich auch nicht grammatisch gestimmt, aber metrisch gerüstet und bewehrt bis an die Zähne war und seiner scharfsinnigen Lehre alsobald gelungene Anwendungen folgen liess. Nicht zu geschweigen ist endlich einer schon der früheren Zeit heimfallenden bedeutsamen Schrift Wilhelms über deutsche Runen, wozu ihn ganz zufällig die Ausgrabung eines sehr zweifelhafte Schriftzüge enthaltenden Steins in Hessen veranlasst hatte. Mit sichtbarem Erfolg dringt er in den Ursprung und die Verbreitung der Runen überhaupt ein und erläutert die auf vielen Tafeln mitgeteilten Zeichen in befriedigender Zusammenstellung zumal der gotischen, angelsächsischen, altnordischen und, wie sie heissen markomannischen. Doch gebricht eine weiter reichende Vergleichung und Erwägung slavischer, griechischer oder phönizischer Alphabete, welche er auch später nachzuholen keine Aufforderung in sich selbst fand, weshalb reichlich nachgesammelte angelsächsische und nordische Runen unverarbeitet liegengeblieben sind.

In diesem allem oder doch dem meisten stehen sich Vorneigung und Talent bei ihm und mir einander gegenüber und ich werde nicht selten im Nachteil erscheinen. Meine Eigenheit ist eine andere. Herauszugeben liegt mir bloss

dann nah, wenn etwas Seltnes und Wichtiges in meine Hand fällt oder ein Text in unmittelbarem Bezug auf eine Hauptuntersuchung liegt. Kritische Ausgaben zu bereiten macht mir, ich gestehe es, eben kein Vergnügen, ich bin froh dass es andere tun und nütze ihre Leistungen. Wolframs Wilhelm hat man erst recht gelesen, seit er von Lachmann geheilt und aufgestellt worden war, und ich verkenne nicht die von ihm und seiner Schule auch vielen andern Gedichten geleisteten Dienste, wiewohl mir vorkommt, dass auch die metrische Wissenschaft ebenso leicht Gefahr läuft in das Unsichere zu schweifen, als man es halsbrechenden etymologischen Künsten vorzuwerfen pflegt. Mein Spruch lautet « besser gelernt als gelehrt » und ich fühle es, dass meiner Grammatik das praktische lehrhafte Element entgeht, räume aber ein, Ausgaben zu machen, zu wiederholen und zu bessern sei ein viel näheres Bedürfnis als das, die Wörter und Formen zu erschliessen.

Sollte nicht was sich hier beispielsweise an einem Brüderpaar erzeigt, höhere Anwendung auf den Betrieb der Wissenschaften insgemein leiden? Kommt nicht in ihrem grossen Gebiet derselbe Unterschied zweier Richtungen, deren jede für sich Reiz und Glanz hat, zum Vorschein? Denn zuerst entsprossen sind alle Wissenschaften aus einem Bedarf, der nach seiner Stillung und Befriedigung immer weiter führende Verlangen erzeugte. Die Medizin, wie schon ihr Name gibt, ging hervor aus der unmittelbaren Notwendigkeit zu heilen und darum die Kräfte der Pflanzen und Steine zu erkunden, die Chirurgie aus einer Notwendigkeit Hand zu legen an den Verband der Wunden und Knochenbrüche. Es hatte unendlichen Wert solcher Heilkräfte zu gewahren und im Besitz solcher

Geschicklichkeit des Verbindens sich zu befinden. Aus jener Kräuterkunde ist allmählich Botanik, aus jener Beschäftigung mit Erde und Gestein Chemie und Geognosie entsprungen, aus der Einsicht in alle innere Teile des Leibs und in den Knochenbau die vergleichende Anatomie, von welcher die Ärzte und Wundärzte noch nicht die Ahnung hatten. Diese Wissenschaften sind also über die anfängliche, wenn auch fortwährend unerlässliche Anwendung hinausgeschritten in ein endloses, kein nahes Ziel, sondern das fernste in die Augen fassendes Bestreben. Wir erlernen eine benachbarte Sprache oder eine erloschene der Vorzeit, um sie dergestalt zu verstehen und zu üben, dass wir uns in ihrem Umfang frei zu bewegen und alles was darin verfasst wurde zu erkennen vermögen, eine Menge Regeln sind zu diesen Zwecken aufgestellt, geprüft, geläutert und beobachtet worden. Sie leiten getrost zur Lehre aber auch zur Heilung und Berichtigung der durch Länge der Zeit entstellten, von Zusatz oder Auslassung verderbten schriftlichen Denkmäler; abgewandt den Blick von so weitgreifenden, dennoch, wenn man den Ausdruck dulden will, wieder engeren Zwecken offenbart sich eine gewisse Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten für eine neu vordringende, auf kaum geebneten Pfaden rüstig aufstrebende Forschung. Auch das Wiederaufrichten unserer alten deutschen und die bessere Ergründung selbst unserer heutigen Sprache wird von Gewicht für die notwendig gewordene Aufnahme aller und jeder bisher vernachlässigten europäischen Zungen in den Kreis vielfacher Studien, wofür die sanskritischen Sprachen den entscheidendsten Ausschlag gegeben haben. Eine vergleichende Grammatik ist geschaffen und erblüht, deren Ergebnisse sich auch, wie

nicht ausbleiben kann, rückwärts zu den klassischen Sprachen wenden. Die klassische Philologie, ihrer festgegründeten Herrschaft und ihres heilbringenden Einflusses sich bewusst, wird, ohne das Geringste aufzugeben, freudig anerkennen, dass sich neue Schichten des Wissens gebildet haben, deren unabhängige Erfolge nicht zu hindern sind; wie sollte dem Arzte der Chemiker oder Botaniker ein Dorn im Auge sein? Ich bin fern davon meine in so grossartigen Bestrebungen der heutigen Sprachforschung klein erscheinenden Studien irgend hervortreten zu lassen, ich wollte bloss in bezug auf meinen Bruder ihre Richtung bezeichnen. Wilhelm hatte wenig Geschick fremde Sprachen zu erlernen, ich glaube er wäre ein sehr guter Arzt geworden, ich ein schlechter, zur Not ein leidlicher Botaniker.
Bisher sprach ich von den Unterschieden zwischen uns Brüdern, was ich hinzuzufügen habe sind lauter Einklänge.
Wir haben noch zuletzt gegen unseres Lebens Neige ein Werk von unermesslichem Umfang auf die Schultern genommen, besser, dass es früher geschehen wäre, doch waren lange Vorbereitungen und Zurüstungen unvermeidlich; nun hängt dieses deutsche Wörterbuch über mir allein. Ein doppeltes Ziel schwebte uns vor. Die heutige Spracherklärung hatte, wo nicht aller, doch der meisten Vorteile teilhaftig zu werden, die aus erhöhter Forschung hervorgegangen sind, dann aber sollten reiche Anführungen alle einzelnen Wörter beleben und bestätigen; es kam darauf an selbst gleiche oder ganz ähnliche Beispiele zu häufen, weil sie die Gangbarkeit des Ausdrucks, die sparsam beigebrachten dessen Seltenheit bezeugen mussten. Dann aber unterliessen wir jede Beschränkung auf den heutigen Sprachstand und trugen auch die Wörter der

vergangnen uns zunächst stehenden Jahrhunderte ein. Der heutigen Sprache ist fast jeder mächtig, ohne dass er viel nachschlage, seitdem aber angefangen ist die Schriften der vier letzten Jahrhunderte zu sammeln und neu herauszugeben, wie hätte ein dafür notwendiges Hilfsmittel gebrechen dürfen? Alle Leser werden die schöne Ausführlichkeit loben, die mein Bruder den einzelnen Wortbedeutungen gab und gern die oft ungleiche Behandlung der Ableitungen oder Wurzeln dulden, ohne dass hiermit ein Tadel des einen oder des andern Verfahrens ausgesprochen sein soll. Mag seit des treuen Mitarbeiters Abgang die Aussicht auf Vollendung des Werks durch dessen Urheber selbst noch zweifelhafter geworden sein, als sie menschlichen Voraussetzungen nach gleich anfangs war, so tröstet mich die begründete Hoffnung dass je mehr mir noch selbst auszuarbeiten gelingt, die ganze Einrichtung, Art und Weise des Unternehmens fest ermittelt sein und auch bewährten Nachfolgern erreichbar bleiben werde. Wohl ist die aufgewandte Mühe anstrengend, doch macht die Aufeinanderfolge der verschiedensten Wörter dass im steten Wechsel der Gesichtspunkt erfrischt erscheint.

Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen, die nicht nur eine unverwüstliche Nahrung für die Jugend und jeden unbefangenen Leser darbieten, sondern auch, wie die durchdringende Einsicht gelehrt hat, einen grossen und der Forschung unentbehrlichen Schatz des Altertums in sich bewahren. Dieser Wünschelrutenzweig fiel uns glücklich in die Hand und seit wir damit in den Boden geschlagen haben, ist allerorten ein reicher Hort der Sage und Überlieferung an

Tag gekommen. Umliegende Völker haben sich beeifert zu sammeln, am ergiebigsten ist der Grund gewesen bei solchen, die für roh und ungebildet gelten, denen man alle Literatur abstritt. Gerade weil ihnen unsere Bildung und Verbildung mangelt, dauern ihnen, gleichsam zum Ersatz, von uralter Zeit bis auf heute und in unverkümmerter und naturgemässer Darstellung diese ewig jungen Märchen fort. Sie sind alle nichts Erdachtes, Erfundenes, sondern des ältesten Volksglaubens ein Niederschlag und unversiegende Quelle der eigentlichen lautersten Mythen.

Was ist Mythologie? Nach verjährter Ansicht versteht man darunter nichts als griechischen Götterglauben, immer und ewig nichts als den Glauben der Griechen, wie ihn zahllose Bildwerke griechischer Kunst verherrlichen und veranschaulichen, höchstens dass von aussen sich auch noch römische Mythen, am Gipfel ägyptische oder orientalische anfügen, überall bildet Griechentum die Mittelpunkte der Forschung, gleich als ob auch griechische Poesie, deren hohe Schönheit wir alle anerkennen, das Dasein anderer Sprachen tilge und aufhebe. Der Fülle unschuldiger, barbarischer Sage, wenn sie erst einmal vollauf wird gekannt sein, bleibt es vorbehalten, ein anderes, weiteres Feld daneben zu eröffnen. Nicht sollen die griechischen Götter gestürzt werden zum andernmal, sondern fortwohnen in ihren heiteren Hallen, nur muss die Ansicht weichen, als sei erst von Griechenland aus oder vom Morgenland her Glaube und Wissen unter alle Völker gedrungen. Der Vorbereitungswege können gar manche gedacht werden, und erst neulich ist mit vollem Fug auf einen buddhistischen Einfluss gewiesen worden; Zusammenhänge mit Spuren der Naht sind an mehr als einer Stelle

sichtbar – ich halte fest an einsichtbarem Vollgeheimnis – die für Sprache wie Sage müssen stattgefunden haben, und der Hauptgründe einen lehren mich meine Forschungen über die Tierfabel, die wir unter Litauern, Esten, Finnen, Lappen und allen tiefen Slaven so reich entfaltet sehn, dass an Entlehnung aus dem unter diesem Gesichtspunkt magern Äsop ferner gar nicht zu denken ist, so weit er sich verbreitet haben könne. Statt dass die Missionare früherhin immer die heilige Schrift zur Grundlage wählten, um für die Sprache der Heiden Sammlungen zu veranstalten, wird, wie schon Beispiele dartun, Erzählung von Märchen ein natürliches, lebhaftes Element darreichen, um sich anschaulicher an die Eigenheit aller Volksmundarten zu schmiegen, und damit geschieht durch die Sagensammlung der Aufnahme des Sprachstoffs ein unberechenbarer Vorschub.

Auch mein Bruder hat aus der Tiersage grosses Vergnügen geschöpft und einzelne, noch aus späterem Meistergesang gewonnene Stücke mit aller Umsicht erklärt. Von allen unsern Büchern lag ihm die Märchensammlung zunächst am Herzen und er verlor sie nicht aus den Augen. Nachdem wir die beiden ersten Auflagen mit gleichem Eifer gehegt und besorgt hatten, musste ich, seit mich die Grammatik immer dichter umstrickte, die Ausstattung der Märchen grossenteils ihm überlassen und anziehende Abhandlungen über sie von seiner Hand wurden später angefügt. Sie sind mit sanfter Feder abgefasst und halten sich scheu zurück vor den ihm noch unverlässigen Ansichten, die ich im Reinhart und in der Mythologie ausgesprochen hatte und die ich, wenn mir das Leben fristet, in einer Schrift über Märchen und Tierfabel nochmals

aufzunehmen beabsichtige. So oft aber ich nunmehr das Märchenbuch zur Hand nehme, rührt und bewegt es mich, denn auf allen Blättern steht vor mir sein Bild und ich erkenne seine waltende Spur.

GERVINUS AUF SCHLOSSER

DIE STUNDE DES VERLUSTES DIESES Mannes fordert mich auf, zu einer berichtigten und bereinigten Beurteilung desselben den kleinen Beitrag zu steuern, den ich aus meiner Kenntnis und Erfahrung zu geben vermag. Der Ernst des Anlasses mahnt, bei diesem Totengerichte mit aller Offenheit und Wahrheit zu verfahren. Die Ehrfurcht vor den Manen des Dahingeschiedenen und seinem eigenen Charakter gestattet nicht, sie in irgend einer Weise zu verleugnen. So wäre es denn auch gewiss nicht wohlgetan, all jenen scharfen und sehr bestimmten Ausstellungen an ihm, nachdem sie einmal aufgestellt wurden, mit flachen Redensarten und vagen Gemeinplätzen begegnen oder ausbeugen zu wollen. Man kann jeder einzelnen desto befriedigender Rede stehen, je gerader, je eingehender, je genauer es geschieht... Es gibt vielleicht keine Schriftstellerei eines anderen Autors, die so launisch und ungeordnet, so unvollständig und unvollkommen aussähe, wie die Geschichtswerke Schlossers. Die verschiedensten Motive, äusserliche und innerliche, haben eingeständlich nicht nur ihre Entstehung, je nach augenblicklicher Laune und Liebe, je nach fremdem Anlass und Anstoss, zufällig angeregt, sondern auch ihre Behandlung zufällig verändert, ihre Fortführung und ihren Umfang zufällig so und anders gestaltet... Um eine Unterlage für seine Frankfurter Vorlesungen über Geschichtsphilosophie zu haben, begann er seit 1811 die alte Geschichte, den ersten Band seiner Weltgeschichte auszuarbeiten. Als dieser Anlass späterhin wegfiel, setzte er das Werk im zweiten Teile hauptsächlich (schien es) zu seiner eigenen Belehrung, wie ein Heft zum Eigengebrauche fort; und im dritten Teile änderte er noch einmal den Ton, um es etwas

lesbarer und mundgerechter zu machen. Beim vierten Teile liess er es plötzlich liegen, obgleich er sich gegen die zweifelnden Rühs und Luden vermessen hatte, an der Behandlung des ganzen Mittelalters mit dem gleichen Fleisse ausdauern zu wollen. Er sprang nun zu dem achtzehnten Jahrhundert (1823) über, das er ursprünglich zu einem enge gezogenen Leitfaden für seine Vorlesungen bestimmt hatte, dann auf Alexander von Humboldts Rat etwas erweiterte, auch in dieser Gestalt aber nach seinem eignen Geständnisse hastig hinwarf, unvollständig und ohne seine mündlichen Erläuterungen nicht völlig verständlich. Dann folgte die universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt (1826), anfangs in einer gemessneren Darstellung, weiterhin formloser, zuletzt auslaufend in einen Schlussteil, der ungehörig nur zugefügt schien, um mit dem Register noch einen Band zu füllen. Nach dessen Beendigung erschien die Umarbeitung des achtzehnten Jahrhunderts mit ausführlicheren literarischen Abschnitten, die allzusichtlich aus dem Kollegienhefte erwuchsen, das zum Druck nicht eigentlich vorbereitet war. Kaum war dies begierig aufgenommene Werk recht im Zuge, so sprang der Verfasser wieder ab, um seiner Geschichte des Mittelalters zwei Bände über das vierzehnte Jahrhundert, wieder in einer verschieden gearteten Behandlung, anzuschieben, nur weil er es dem Verleger so versprochen hatte. Zwischen allem durch gab er Freunden zu Gefallen das historische Archiv heraus, und schrieb Kollegen zu Gefallen zahllose kritische Anzeigen in die Heidelberger Jahrbücher. Als er dann zum achtzehnten Jahrhundert zurückgekehrt war, liess er sich dazu überraschen, seine Einwilligung zu einer volkstümlichen Bearbeitung seiner verschiedenen Werke zu einer

allgemeinen Weltgeschichte zu geben, die ihn noch zu einer Ausfüllung der grossen Lücken des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts aus seinen Heften nötigte, die begreiflich viel leichter gearbeitet sein musste als irgend eines seiner früheren Werke. Gewiss, eine grössere Verwirrung der Antriebe und Zwecke in einer rastlosen und ausgedehnten schriftstellerischen Tätigkeit, und eine ihr entsprechende Verschiedenartigkeit, Ungleichheit und Sorglosigkeit der Darstellung würde sehr schwer in irgend einem andern Schreiber nachzuweisen sein.

Gleichwohl lässt sich in diesem Wirrsal der Arbeitsmotive des Historikers ein einziger Gesichtspunkt, ein einziges Grundziel erkennen und festhalten, das zwar auch recht den Anschein des Launischen und Formlosen an sich trägt, aber mit Schlossers eigentümlichster Natur und seinen besondersten Vorzügen aufs engste zusammenhängt, und das zugleich über die wesentlichsten Abzeichen seiner schriftstellerischen Methode oder Unmethode allen nötigen Aufschluss gibt. Schlosser war auf einen äusseren Anstoss zum Geschichtslehrer geworden, ehe er noch des historischen Wissens in weiterem Umfange mächtig war. Er bedurfte gedruckter Unterlagen, die in der deutschen Literatur nicht vorhanden waren; er musste schreiben, als er noch um seiner eigenen Ausbildung willen im Quellenstudium ganz verloren war. So für seine eigne Belehrung sammelnd und für die seiner Schüler schreibend, gewöhnte er sich, das Publikum in geöffneter Werkstätte zum Zeugen seiner Studien zu machen. Dies erklärt vollkommen die Manier, die er, nach seiner starken Natur, gleich in den Anfängen sich in solchem Masse angewöhnte, dass er sie auch bei besseren Vorsätzen nie ganz abzulegen vermochte.

Die Notwendigkeit einer Ergänzung seiner Schriften aus anderen verwandten Darstellungen war von ihm oft und immer wieder laut und deutlich eingestanden, und endlich selbstverstanden. In allen seinen Werken liess er, was andere genügend behandelt hatten, am liebsten bei Seite liegen. Seine bilderstürmenden Kaiser wollte er anfänglich gradezu so anlegen, dass man Gibbon immer zur Seite haben müsse. Selbst in der formgerechteren Universalgeschichte wollte er sich über bekanntere Dinge «mit Andeutungen» begnügen; in der römischen Geschichte setzte er Niebuhr, in der Geschichte der Kreuzzüge Wilken, um nicht bereits aufgetragene Gerichte noch einmal anzurichten, überall voraus. Für Leser, die keine Bücher zur Hand hätten, sollten die seinigen ein für allemal nicht geschrieben sein. Bei diesen Absichten sah er mit aller Klarheit die Form für gänzliche Nebensache an. Er schrieb in sein «vorsätzlich und der Natur nach trocknes Buch» über das Mittelalter die kahlen nackten Tatsachen nieder, mehr um Haltung als um Färbung, mehr um Sichtung der Quellen als um malerische Darstellung besorgt; er fand es treffend, dass ein geistreicher Mann oft mehr die Noten als Text, den Text aber als Noten betrachtete. Seine Geschichtschreibung ward auf diese Weise früh und spät mehr eine Art fortlaufender Kritik der Quellen und Quellenbenutzung; und wo er einmal diesen Standpunkt geradezu und ausschliesslich einnahm, wie in dem Aufsatze über Napoleons Tadler und Lobredner im historischen Archive von Bercht, dort ist er wohl jedem und offenbar sich selber am behaglichsten, weil er dort, im zwanglosen Hauskleide, am meisten sich selber gleich ist. Mit dieser Eigenheit hängt dann alle Vernachlässigung der Methodik, alle Sorglosigkeit des Stils,

alle Flüchtigkeit der Darstellung, hängen selbst viele Mängel in dem, was ihm sonst das Heiligste in seiner Tätigkeit war, in der Beschaffung der Materialien, der Zusammenstellung der Tatsachen zusammen. Mehr einer glücklichen Eingebung als einer philologisch genauen Wägung und Prüfung folgend, schrieb er in raschem Zuge dahin, wobei einzelne Verwirrungen und Übereilungen unvermeidlich waren. Man braucht sie nicht erst aufzuspüren; er hat ihrer genug ganz aufrichtig eingestanden. Es schlüpft ihm ein Anachronismus von hundert Jahren aus der Feder; er lässt Schlachten gewinnen die verloren wurden, und klassische Werke verlieren die erhalten sind; das Vertrauen auf sein starkes Gedächtnis täuschte ihn in solchen Fällen. Gleichgültig gegen die Hilfs- und Nebenfächer der Geschichte, hatte er für einzelne genealogische, chronologische, geographische Notizen und Einzelfragen, « die die Kinder und Anfänger für die Hauptsache in der Geschichte halten », keinen Sinn; wie er sich seinen Stil von Bercht und Kriegk gleichgültig zustutzen liess, so liess er sich bei gelegentlichen Begegnungen von Niebuhr und Müller in solchen Dingen geduldig das Konzept korrigieren. Schon die Lebhaftigkeit der eigenen Lernbegierde liess ihn nicht zu lange auf dem einzelnen Unwesentlichen verweilen. Es ist dann eben diese Lebhaftigkeit, in der er seinem gelehrten Streben von frühe auf einen so ungeheuren Umfang vorschrieb, der immer staunenswert bleiben wird, wenn er auch zuweilen auf Kosten der Gründlichkeit erlangt ist. Wo ist der andere Geschichtschreiber, der so das ganze Gebiet der Geschichte autoptisch an der ganzen Breite der Quellen durchwandert hätte? Er hatte schon 1823 den Plan gefasst, der Geschichte des Mittelalters, wenn vollendet, die

neuere Geschichte anzufügen; er weilte noch 1830 auf diesem Gedanken, die neuere Geschichte in der Art seiner universalhistorischen Übersicht zu bearbeiten; und als er inne ward, dass dazu Leben und Kräfte doch schwerlich ausreichen würden, so hing seine Einwilligung zu der volkstümlichen Weltgeschichte wesentlich mit dem Ehrgeize zusammen, wenigstens auf diese Weise die noch ausstehende Geschichte des vierzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts nachzuholen: «um doch das Ganze» –, sagte er wohl in einer naiven Freude, ohne (nach seiner Weise) den verständlichen Satz ganz auszusprechen.

Mit dieser Ausbreitung, mit jener Sorglosigkeit und Unvollständigkeit seiner Arbeiten gab Schlosser der Kritik sehr starke Blössen, die sie geschäftig ausbeutete. Die angemessenen Würdigungen und Besprechungen seiner Leistungen, die dann noch so streng hätten sein mögen, liessen auf sich warten, da die kritischen Anstalten für alle, die ausserhalb der literarischen Coterien stehen, bei uns keinen Raum zu haben pflegen; wohl aber wurden ihm überall her einzelne Rügen und Ausstellungen durch anonyme Briefe, durch Verleger und Trätscher, durch ehrliche und unehrliche Freunde zugetragen, mitsamt den gegenteiligen Artikeln, worin die Klienten der in Preussen lange so auffällig beschützten historischen und philosophischen Schulen ihre Meister auf den Schild erhoben. Diesen Dingen gegenüber wäre die einzige Schlossers würdige Haltung gewesen, dass er, der vom Lob nichts zu hoffen vom Tadel nichts zu fürchten hatte, sich gegen die «bellenden Hunde» der Literatur durchaus schweigend verhalten hätte. Wen hätte in der wissenschaftlichen Welt die Erfahrung nicht verdrossen, dass der tiefsinnigste Philosoph,

der erhabenste Poet, der weitsichtigste Geschichtsforscher die Richterwage von den fadesten Schwätzern muss über sich halten sehen, die die literarische Zensur als ein Brotgewerbe betreiben! Darüber verbergen die meisten der Betroffenen ihren Unmut aus Klugheit und Anständigkeit; ein Mann wie Schlosser hätte ihn aus Selbstgefühl nicht einmal empfinden sollen. Ihn aber ärgerten die Vorwürfe anderer über seine selbst eingestandenen Mängel, und er begann frühe in seinen Vorreden und Noten, und später in den Heidelberger Jahrbüchern, in den Auslassungen seiner wissenschaftlichen Kritik Repressalien zu üben. In unbekümmerter Offenheit plauderte er dann alles heraus, was andere am tiefsten verstecken, die kleinsten Empfindlichkeiten und die grössten Verdrüsse, die Eifersucht auf jede Anerkennung die ihn vorbeiging, die Herbheiten gegen fremde Belehrungen, die bitteren verletzenden Aburteilungen über jede abweichende Richtung; lauter Züge, die einen Mangel an Selbstbeherrschung, an Duldung und Unbefangenheit zu verraten, einen Staub auf den hellen Charakter des Mannes zu werfen schienen, den man in Widerspruchsgeist und Schmähsucht ganz sich verlieren sah. Und unleugbar waren dies Auswüchse, die Schlossers eigensten Grundsätzen gradaus zuwider waren. Auch war er dessen wohl selber geständig. Er bat in der Vorrede zum zweiten Teile seines Mittelalters seinen zu lauten Tadel über die Flachheiten mancher sonst verdienter Männer ab, inne geworden, dass dies zänkische Herabsetzen und Verachten leicht Anmassung im Charakter erzeuge. Gleichwohl waren die grossen und starken Züge seiner graden und ganzen Natur in ihm mächtiger als die Gebote der am Ende doch nur konventionellen Pflichten. Denn sicher zählen diese

Eigenheiten Schlossers unter jene Sünden, die von seinen besten Tugenden unzertrennlich sind... Seiner Gradheit und Wahrheit einen Zwang aufzulegen, war ihm im Leben unmöglich, viel weniger in dem wissenschaftlichen Verkehre. Selbst seinen Dante, dem er die unparteiische Strenge, die auch jener gegen seine eigenen Parteigenossen übte, ablernte, selbst diesen enthusiastisch bewunderten Meister hat er über die Schulgrillen seiner spitzfindigen Deuteleien der eigenen Werke sehr unsanft angelassen: wie sollte man von solch einem Diener der Wahrheit Rücksicht verlangen gegen die Kathederweisen seiner Zeit oder gar gegen literarische Gegner von unversöhnlicher Feindschaft?
Man würde sich übrigens selbst nur einer Oberflächlichkeit und ungerechten Schmähsucht schuldig machen, wenn man annehmen wollte, dass vor Schlossers Tadelsucht gar nichts hätte bestehen können, oder dass sie überall und immer nur der Ausfluss von Übellaune und Galle gewesen wäre. Von ganzen Reihen zeit- und landsgenössischer Geschichtschreiber, die er auf dem Wege ernster, selbstvergessener, wahrheitgetreuer Forschung und ehrlicher wahrhaftiger Bestrebung sah, urteilte er, weit entfernt von jeder kleinlichen Eifersucht, in stets gleicher Achtung und Ehrfurcht. Dahin gehören die Mascov, Möser, Planck, Wilken, Rehm, vor allen Spittler, sein Lehrer in Göttingen, von dem man ihn musste mündlich sprechen hören, um zu erfahren, von wie tiefer Pietät er gegen einen wahrhaft bedeutenden Mann erfüllt sein konnte, und in unabänderlicher Gesinnung auch immer erfüllt blieb. Nur wo er sich in inneren Punkten, die ihm heilig im Leben und das Wesentliche in der Wissenschaft waren, abweichend erkannte, da war seine Abneigung von einer Stärke, die ihm jede

Verhehlung und Vertuschung ganz unmöglich machte. Er achtete in Gibbon lange Zeit, in Joh. Müller immer den genauen Quellenforscher; sein Missfallen ist nach und nach geworden, als er sich über Müllers politischen Charakter enttäuschen musste und in Gibbon die Freude an dem Wüstlingswesen lüderlicher Roués gewahrte. Der Missmut, der dann gegen diese Zeitgenossen zutage kommt, ist aber eben so wenig persönlicher Art, oder in den Motiven einer zufälligen Leidenschaftlichkeit begründet, wie sein Gegensatz gegen die Diodor, die Xenophon oder Sallust, die Schreiber längst untergegangener Zeiten; eine und dieselbe Abneigung setzte ihn aller sittlichen Verderbtheit, aller Grundsatzlosigkeit im Leben, allem Flitter in der Wissenschaft, allem oratorischen Schmuck, aller poetisierenden Schreibart, allen pragmatisierenden Charakteristiken und Seelengemälden, aller malerischen romantischen Manier, aller affektierten Altertümlichkeit und Zeitfärbung in historischen Darstellungen entgegen. Und wie in diesen Fällen, so schieden ihn überall die bestimmtesten Grundsätze, die mit der Totalität seiner ganzen Natur aufs innigste zusammenhängen, von allen historischen Koryphäen unter den vaterländischen Zeitgenossen ab, von denen er einen und den anderen stets mit Achtung genannt hat, obgleich man aus seinen gelegentlichen Ausfällen oder Stichen gegen andere, die er nicht genannt hat, schliessen könnte, es sei nur Krittel und kleinliche Laune die ihn bewege. Als Stein die Sammlung der deutschen Geschichtschreiber entwarf, lehnte Schlosser die Aufforderung ab, an diesem Nationalwerke Teil zu nehmen. Er liess nur Nebengründe angeben; der eigentliche Grund war doch nur der, dass er von allem Anfang an ganz unwillkürlich

den intimeren Bezug der Wissenschaft zu dem Leben grade suchte, von dem ihn diese Arbeit historischer Philologie hinweggezogen hätte.

Mit dieser Richtung Schlossers auf das Leben hing auch die Entschiedenheit zusammen, mit der er in der reinen Geschichtschreibung alle Ostentation mit Neben- und Hilfswissenschaften, vor allem aber mit aller abgelegenen antiquarischen, archäologischen und mythologischen Weisheit verpönte. Ihm wie einem Thucydides und Machiavelli und allen Historikern, die vor der universellen Bildungsschule der neuesten Zeit lagen, galt für Geschichte nur der Fluss der Begebenheiten, nicht die Schilderung ruhender Zustände und die Erläuterung stehender Verhältnisse, «nicht das Ausmessen der Räume (wie er es nannte), sondern das Aufzählen der Momente». Es war nicht Grille und Eigensinn, sondern wohlerwogenes Prinzip, dass er die Erforschung der Ur- und Vor- und Mythen- und Göttergeschichte aus der strengen Historie in die Vorschule schob. Ihm war das nicht die Aufgabe des Historikers, sich in dem Chaos der Vorwelt, den Sümpfen der Barbaren und den Wäldern der Brahminen umzutreiben, sondern in den angebauten sonnigen Gegenden der Geschichte das Licht zu suchen wo es ist. Er konnte daher die folgenreiche historische Kritik eines Niebuhr, die philologische Mosaik eines Otfried Müller an ihrem Orte ehren und achten, aber es ward ihm zu viel, als er zu erleben glaubte, dass die Divination zweifelhafter Ergebnisse aus Mythen, Altertümern und Inschriften die klare helle Geschichte verdrängte, als sich die kritische Mikrologie so breit machte, dass die Historie wie zu einem Beiwerke der Philologie herabzusinken schien.

Und ähnlich verneinend verhielt sich Schlosser der diplomatischen und archivalischen Geschichtschreibung der Rankeschen Schule gegenüber. Es gibt für die Vielseitigkeit des deutschen Geistes weniges Charakteristischere, als wie diese beiden gegensätzlichen Auffassungsweisen von Beruf und Behandlung der Geschichte dicht neben einander entstanden und ausgebildet sind, sich schroff einander ausschliessen und doch gleichsam ergänzend decken, weil jeder das fehlt was die andere hat und jede das hat was der anderen fehlt. Beide Methoden sind wesentlich kritischer Natur und ähnlich fragmentarischer Art. Das Voraussetzen der Vergleichung anderer Bücher ist ihnen beiden eigen, die beide nicht wiederholen mögen, was unzählige Male erzählt ward. Die eine, die die historische Materie in aller umfänglichen Breite ergreift und in einer trockenen annalistischen Darstellung, aber von allen Seiten beleuchtend vorführt, zerstückelt doch das Ganze der Geschichte durch ungleiche, form- und kunstlose Behandlung leicht wieder wie in Bruchstücke; die andere, die mehr nur einzelne Momente auswählend aus einzelnen Gesichtspunkten darstellt und in formgefälliger Memoirenmanier pragmatisch ausfeilt, sucht umgekehrt aus Bruchstücken zusammenhängende Ganze zu bilden; die eine ergänzt die vorhandenen Geschichtswerke gleichsam aus übersehenen Stellen bekannter Quellen, die andere aus noch nicht gesehenen Urkunden. In diesem Geschäfte das Unbekannte aus unentdeckten Regionen ans Licht zu fördern, sieht die letztere Methode den Hauptreiz der Geschichtforschung und glaubt damit Nützliches und Notwendiges zu leisten, selbst wenn das Gefundene « an und für sich nicht von unbedingter Wichtigkeit wäre ». Dieser im Grunde kleinlichen

Ansicht hat der Verfechter der anderen, der die nicht zu bewältigende Unermesslichkeit des bereits vorliegenden Stoffes überdenkt, die grosse und ernste Erwägung entgegenzusetzen: wie es die ausschliessliche Eigenschaft der Geschichtswissenschaft ist, dass sie täglich, mit den fortschreitenden Bildungen der Völker, stets neue in ganz ungeheuren Verhältnissen anwachsende Massen des Stoffes immer unübersehbarer emportürmt, ohne wie alle andern Wissenschaften eine gleiche Masse als antiquiert beiseite legen zu können; ihn bewegt daher peinlich vor vielen anderen Gedanken der Eine, wie man in dieser Überfülle die Materie auf das unbedingt Wichtigste einschränken solle. Zu diesem Zwecke muss man auf dieser Seite, die zwar wie die geistlosere aussieht, in Geist und Kern der Geschichte vorzudringen suchen, auf der anderen, als die geistreichere gerühmten, besteht man auf der gründlichen Erforschung des Einzelen und lässt «das Andere Gott befohlen» sein. Dieser Methode gehen dann leicht nach umfassendsten neuen Ergründungen die einfachsten Gesichtspunkte in den grösseren geschichtlichen Verhältnissen verloren, die die gemeine Betrachtung aus den platten Tatsachen längst ganz sicher abgezogen hatte. Denn ihr liegt immer die Gefahr nahe, dass sie ihre ungedruckten Quellen überschätzt, nur weil sie neu sind, und ihre diplomatischen Gewährsleute, nur weil sie als amtliche Eingeweihte über die geschehenden Dinge zu räsonieren wissen: da doch die Stellung des Diplomaten seinem Zeugnisse keinen besonderen Wert erteilt, wenn ihn der Mann nicht erst seiner Stellung gegeben, da doch an und für sich der Bericht eines Diplomaten keine grössere Bedeutung hat, als die Mitteilung jedes anderen fähigen zeitgenössischen

Beobachters, der in dem eigentlich faktischen Teile der Geschichte den Täuschungen leicht weniger als jener ausgesetzt ist. Nach dieser Ansicht gewinnt es der Wochenbericht eines Diplomaten wohl über die grossen Kombinationen eines Machiavelli, aus dem nichts gründliches Einzelne, nichts Neues zu exzerpieren und zu registrieren ist; und nichts könnte frappanter sein, als die Weise der Beurteilung dieses grössten historischen Genies aus beiden Standpunkten einander gegenüber zu stellen. Der Vertreter der einen Seite würde in diesem Manne den Diplomaten vielleicht beargwohnen, aber den hohen staatsmännischen Geist in ihm nicht verkennen und dem Meister in der historischen Kunst die grösste Bewunderung zollen; dem der anderen würde sein Geschichtswerk als eine blosse mittelbare Nacherzählung nach ursprünglicheren Quellen gleichgültig sein, desto schätzbarer aber seine diplomatischen Berichte, die Arbeit des Handlangers der Florentiner Regierung; vor den bösen Worten seiner politischen Prinzipien, trotz denen er sich (nach den Urteilen des ersteren) im öffentlichen Wirken als ein grosser Bürger bewährt hätte, würde sich der andere entsetzt hinwegwenden und würde dagegen von Herzen lieber einen Schönredner wie Guicciardini rühmen, der sich im öffentlichen Leben handelnd aufs schlechteste bewährte. Und von diesen ersten Unterscheidungen aus dränge man in dieser Betrachtung mit Leichtigkeit in die innerste Verschiedenheit des Verhältnisses beiderlei Geschichtsbetrachtung zu einander und zu ihren grossen Objekten, zu der Geschichte der Vergangenheit, zu dem staatlichen Leben in der Gegenwart vor. Denn Gesinnung, ethischer Ernst und politisches Urteil können unmöglich gleich arten da, wo man

vorzugsweise auf die Taten, und dort wo man vorzugsweise auf die Worte in der Geschichte achtet, wo es dem Manne dieser Methode am heimlichsten, und dem der anderen am unheimlichsten ist in den Urkunden der Leute, deren Schrift und Wort so oft nur zur Verstellung der Wahrheit dienen muss, für die die Geschichte erst ein Geschehendes nicht ein Geschehenes ist, die in der Befangenheit von Dienern und Schreibern, mit verengtem Blicke, in Rücksichten auf die Herren schreiben für die sie beobachten, und auf die Beobachteten, über die sie berichten. Schlosser glaubte daher frühe nicht vorsichtig genug aus dieser Welt der schleichenden Kabale erzählen zu können, wenn die Geschichte nicht Klatscherei werden solle. Er verschmähte es, in unbegangenen Kohlenschachten zu graben, wo in dem grünen Walde der offen liegenden Geschichte so viel frisches Holz noch ungeschlagen steht. Dieser Methode, die die grössere Freude voraus hat am Leben, an Handlungen und Tatsachen an sich, wird es dann ohne jede Absicht leicht, die Natur und den Geist der Personen, der Völker und Zeiten in einer treuen Unbefangenheit abzuspiegeln, die die andere mit aller Kunst sehr viel schwerer erreicht. Denn dazu fördert weit mehr, als die Eröffnung aller Archive, die Beleuchtung der ideellen Antriebe in der Geschichte, die Heranziehung des offenst liegenden Teiles aller Geschichte, der Literatur. In dem Gebrauche, den Schlosser von ihr zur Erhellung des Geistes der politischen Geschichte machte, hat er sein eigenstes bahnbrechendes Verdienst. Er hat dadurch nicht allein die Methode der Geschichtschreibung fruchtbar erweitert, sondern er ist auch wesentlich dadurch ein wahrer Volkshistoriker im besten Sinne des Wortes geworden: nicht durch populare

Form und Darstellung, sondern durch seine Hinkehr auf den idealen Teil der Geschichte, auf die geistigen Strebungen im Volke, die von den Veranstaltungen und Einwirkungen willkürlich lenkender Regierungen am unabhängigsten sind, in denen die freiest wirkenden Antriebe der Tatengeschichte gesucht werden müssen.

Wie Schlossers wissenschaftlicher Kritik, so liegen in gleicher Weise ganz innerliche, mit seinem Charakter tief zusammenhängende Motive auch seiner sittlichen Kritik zu Grunde, wie häufig auch sie, wie jene, von zufälliger Laune bestimmt scheinen kann. Hört man freilich die schalen Leser, die ihre Bildung und Menschenkenntnis im Romane und im Salon, ihre Politik und Geschichtskenntnis aus der Zeitung schöpfen, über diese Seite in Schlossers Wesen urteilen, so stellen sie sich den Mann persönlich als einen mürrischen Sauertopf von kleinmeisterlicher Grämlichkeit vor, so erkennen sie in seinen Schriften nichts als einen moralischen Splitterrichter, der für die politische Grösse der Menschen keinen Sinn hat, der über die ausgezeichnetsten Männer der Geschichte in schnöder Verächtlichkeit abspricht, engherzig und einseitig alle Gattungen von Verdiensten misskennt, die nicht in die Linie seiner eigenen Befähigung oder Neigung fallen.

Auf dergleichen könnte Schlosser antworten, dass ihn, der schon mit fünfzehn Jahren mündig für sich selber sorgen musste, das Leben nicht sanft angefasst habe, dass er es von seiner rosigen Seite nicht habe kennen gelernt, dass man ihm nach seinen Erfahrungen Ernst und Eifer zu gut halten müsse. Aber er würde dies nicht antworten; eine so persönlich gefasste Entschuldigung stünde auch seinem ganzen Wesen, seiner persönlichen Art zu sein, in keiner

Weise an. Denn wie wenig jene so Urteilenden überhaupt von Menschenbeurteilung besitzen, das würden sie selber eingestehen, wenn sie sich aus eigener Bekanntschaft über ihre Missgriffe in bezug auf die Persönlichkeit des Getadelten enttäuscht hätten: der ein durchaus heiterer glücklicher Mensch war, wechselnd zwar, wie jeder Vernünftige, zwischen Ernst und Scherz, zwischen Würde und Lässigkeit, je nachdem sich die Anlässe boten, im Grunde des Wesens aber eine körperlich und geistig zu kerngesunde Natur, um nicht von allen dauernden Launen und Verstimmungen, von einer vorherrschenden Trübe des Temperaments, von Spleen und Säure frei zu sein. Was Schlosser gegen jene Vorwürfe sagen könnte und sagen würde, wäre dies: dass man in dem Leben im Grossen, in der Geschichte, anders als in Roman und Novelle, eine oberflächliche Freude am Leben bei aller Heiterkeit der Sinne und des Geistes nicht lerne; dass man aus ihrer Betrachtung zwar nicht menschenfeindliche Verachtung, wohl aber eine strenge Ansicht von der Welt und ernste Grundsätze über das Leben einsauge; dass wenigstens auf die grössten aller Beurteiler von Welt und Menschen, die an einem eigenen inneren Leben das äussere zu messen verstanden, auf einen Shakespeare, Dante, Machiavelli das Weltwesen stets einen solchen zu Ernst und Strenge bildenden Eindruck gemacht habe... Was Schlosser gegen jene Vorwürfe wirklich gesagt hat, das ist gegen die anders Erzogenen gerichtet, die in der Geschichte wie in der Moral eine Methode wollen, die waschen soll ohne nass zu machen, «die das Leben sanft mild umsichtig in allen seinen Beziehungen fasst und billigt, wenn es nur nicht ganz schlecht ist»; dieser Methode zog er allezeit seine rauhe Manier vor, die nicht Furcht hatte, es

mit den Menschen zu verderben. Er begriff, dass der ernsten Wahrheit und Selbsttreue die Schonung gegen Welt und Menschen und Verhältnisse nur eine untergeordnete Rücksicht sein könne. Er wusste, dass die «verwaschenen Seelen» jene Eigenheit, überall das Schlimme zu sehen, für «teuflisch» verrufen, aber seine Gewissenhaftigkeit schrieb ihm vor, diesen Vorwurf nicht zu scheuen, wo die Wahrheit nicht gestattete Gutes zu sehen. Er urteilte «nicht darum scharf, weil er Freude an der Schärfe hatte, sondern weil er es für Pflicht hielt». Seine Catonische Seele wollte «lieber sich selber opfern, als ihrer Überzeugung untreu werden».

Diesen Zug aber, sich einer einseitig herrschenden Strömung, einer überspannten Richtung der Zeit entgegenzustemmen, dem grossen Haufen (den er sich bald gläubig bald ungläubig, bald frech bald sklavisch nach Ton und Mode entscheiden sah,) grundsätzlich die moderierende Meinung in die andere Wagschale entgegenzuwerfen, muss man ganz im Grossen zur Würdigung von Schlossers Menschen- und Geschichtsbeurteilung im Auge haben, man muss in jedem einzelnen Falle wissen, welche herrschende Meinung oder welches öffentlich gefällte Urteil über diesen oder jenen Gegenstand er gerade (vielleicht ganz stillschweigend) auf das Korn gefasst hat, um Grund und Recht seiner Urteile völlig zu durchschauen: dann findet man überall, dass sein sittlicher Rigorismus, den man als den vollgültigsten Beweis einer engherzigen Einseitigkeit nahm, der vollgültigste Beweis einer weitsichtigen Vielseitigkeit ist, die Gabe seiner Natur, die Schlosser vielleicht am meisten zum Geschichtschreiber berief. Er sah den menschlichen Geist «ewig zum Irren verdammt, von einem Äussersten

zum anderen überspringen»,ohne je den Weg zu erkennen, der durch die Mitte zur Wahrheit führt; er warf sich dann leicht in der Lebhaftigkeit seines Geistes, als ob es seine Aufgabe gewesen wäre, in allzustarken Schwankungen der Meinungen stets den Berichtiger abzugeben, extrem einem herrschenden Extreme entgegen, der massvollen Mitte scheinbar selber verlustig, die gleichwohl der ganze Standpunkt seiner Bildung und die Frucht seiner Lebenserfahrung war. Er wusste, dass in jeder Wahrheit (bei Beurteilung der verschlungenen menschlichen Dinge) gemeinhin eine halbe Irrung, in jedem Irrtum eine halbe Wahrheit verborgen liege; und aus demselben Grunde, aus dem er einmal einer Meinung schroff widersprach, widersprach er ein andermal, ganz sicherlich nie aus blosser Laune, ganz sicherlich nur aus einem objektiven Anlasse in den äusserlichen Erlebnissen, dem Gegenteile. So war ihm die allseitige, unbefangene Erwägung in seinen historischen Richtersprüchen in einem selbst zu weit gehenden Masse eigen, das aber grade alles einseitige Absprechen, worüber man ihn gemeinhin anklagt, gradezu ausschliesst... Niemand hat ausdrücklicher als Schlosser die Einseitigkeit derer getadelt, die in der « unendlichen Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere nur gute oder schlechte Menschen, und gar nur an dem eigenen Massstabe gemessen, erblikken»; niemand heftiger als er die Einseitigkeit eben der moralisierenden Beurteiler gescholten, die, da sie doch wissen, dass die Tugend aller mangelhaft ist, jede gute Eigenschaft wegleugneten wo sie ein Laster erblickten. Und wer hätte unter den Geschichtschreibern unbefangener, weniger rigoristisch als er die schrecklichen Charaktere gewürdigt, « deren Grösse (in der Meinung verachtet) eine

Geissel der Gottheit für das gesunkene Geschlecht wird»? Oder prüfe man doch seine Beurteilung all solcher dämonischen Grössen in der Geschichte im Vergleiche zu ähnlichen Beurteilungen der mitlebenden Fachgenossen: ob er nicht jedesmal dort seine Unbefangenheit am stärksten bewähren wird, ob er nicht immer an solchen Stellen grade an dem Grossen am grössten emporwächst, wo die anderen vielleicht am krüppelhaftesten zusammenschrumpfen? Er hat den edlen Charakter eines Alexander gegen Plutarchs unbegründeten moralischen Tadel geschützt; er hat einem Alkibiades von Plutarchs leichtfertigem Lobe abgezogen; er hat die Grösse Gregors VII. und Friedrichs II. gleich unparteiisch zu würdigen gewusst; er hat die Bestimmung Bonapartes zu einem Reformator der Zeit in demselben Momente anerkannt, als er den papiernen Heros, den Las Cases aus ihm machte, verspottete. Es war dem religionssinnigen Manne nicht schwer, von den Himmelstürmern der französischen Literatur, die das Christentum als ein scheussliches System systematisch auszutilgen strebten, mit der Achtung zu reden, die man mächtigen Hebeln der Geschichte schuldig ist; nicht schwer, den Girondisten recht zu geben, wenn sie in den Lastern einer so ungeheuren Zeit, wie die ihrige war, einen Unterschied von denen der kleinen Seelen kleiner Zeiten sahen;.. aber gerade deshalb fand er es um so nötiger, im Geiste seines Dante das Virgilische discite justitiam moniti zur Seele all seiner Darstellungen zu machen; um so nötiger, die Standarte des ewigen Sittengesetzes hoch empor zu tragen, damit den Kämpfern des handelnden Lebens, die sich im Tateneifer und im Zwange der Notwendigkeit von ihr verlieren, das Zeichen doch immer im Auge bleibe,

damit der Gefahr einer so leicht zu missdeutenden und missbrauchenden Lehre vorgebeugt werde. Wer möchte demnach die sittliche Empfindlichkeit und Schärfe dieses Mannes aus Einem Stücke aus seinen Schriften hinwegwünschen! Es sei, dass sie da und dort die Spuren einer zufälligen Übellaune trage: dann muss man immer noch wissen, sein eigenes Urteil, wo es allzu unbillig aussieht, aus ihm selbst zu ergänzen. Er hat beharrlich in seinen Werken verschmäht, die erprobten Leistungen anderer Geschichtschreiber auszuschreiben; viel weniger mochte er sich selbst und seine eigenen Urteile wiederholen. Ihm stand in seinem starken Gedächtnisse stets vor, was er bereits über diesen oder jenen Gegenstand vorgetragen; er setzte dasselbe Gedächtnis bei seinen Lesern voraus; er hatte seine ganz guten Gründe, wenn er denen, die an seinen Büchern strauchelten, zumutete, sie noch einmal zu lesen. Wer seine Schätzung Mirabeaus bloss aus dem Texte der späteren Ausgaben des achtzehnten Jahrhunderts kennen lernen wollte, der würde allerdings nur ein Zerrbild sehen. Nehme man in Schlossers Sinne eine einzige Note in der zweiten Ausgabe des Werkes hinzu, und erläutere sie sich aus den allbekannten Tatsachen, die er nicht wiederkäuen mag, so ist die Gestalt auf der Stelle der einseitigen Charakteristik entrissen. Gehe man aber auf die erste Ausgabe zurück, so wird man die Ausdrücke der unzweideutigsten Bewunderung des Mirabeauschen Genius sicherlich nicht verkennen mögen. Und wenn man nun vollends aus Schlossers persönlichem Umgange weiss, mit welchem Akzente diese Äusserungen gelesen sein wollen (mit dem allein er alles Echte und wahrhaft Grosse in einen Glanz kleiden konnte, der zu Begeisterung und

Nacheiferung hinriss), dann wird man kein Moment zu der vollständigsten und richtigsten Würdigung des genialen Mannes entbehren.

In keinem Punkte ist die Meinung sicherer als in diesem: dass Schlosser ohne alles politische Prinzip sei, dass vor seiner Tadel- und Schmähsucht jedes Volk und jede Verfassungsform, Republik und Monarchie, Hierarchie und Aristokratie gleich wenig bestehe. Und doch, in keinem Punkte ist die Meinung so entschieden irrig, wie grade in diesem. Schlosser gehört, dies ist wahr, keiner Partei und keinem Verfassungsdogma an; kein wahrer Historiker kann es und tut es; dieser hielt es für Pflicht, selbst den blossen Schein eines Parteimannes zu meiden. Ihm war alle Systematik überhaupt verhasst, in ihrer Anwendung auf den Staat besonders töricht. Er mochte das Künsteln, das theoretische Verfassungsmachen und Organisieren, die Freude des Jahrhunderts, nicht leiden, weil er lieber wollte werden sehen, was die Leute machen wollten. Er hielt nicht dafür, dass der beste Staat da sei, wo die besten Gesetze geschrieben und in mächtiger Faust gehandhabt werden, sondern da, wo die besten Sitten sind, wo Zutrauen der Verwalteten und Tugend der Verwaltenden die Zucht und die Befehle am wenigsten nötig machen. Wer in Schlossers Werken keinen politischen Grundgedanken hat finden können, der lese sie noch einmal von dem Gesichtspunkte aus, dass ihm überall um das Wohl der Vielen zu tun ist, und dass er jede Verfassung, jeden Stand und jeden Staatsmann hasst, der diesem Staatszwecke entgegenwirkt, und jedem Dank weiss, der ihn zum Zielpunkt seines Bestrebens macht.

Schlosser war durch und durch ein in der Wolle gefärbter

Demokrat. Nur dass man hinter diesem politischen Bekenntnisse bei ihm nicht den Blödsinn suche, den die Meinung des Tags mit dem Namen verbindet. Seine demokratische Gesinnung ruhte vielmehr auf den edelsten menschlichen Grundlagen, auf denen sie überhaupt gedacht werden kann. Die gesunde Menschennatur und Unverdorbenheit sah Schlosser immer vorzugsweise in den ärmeren, bedürfnislosen Schichten des mittleren und unteren Volkes gelegen. Der Mann des inneren Lebens, der überall die äusseren Güter zu verachten und den Wert des Daseins auf den Wegen zu suchen mahnt, die Arme wie Reiche gleich zum Glücke führen, gibt dem Teile der Menschheit, der von den Verderbnissen dieser äusseren Güter entfernter ist, den erhabenen Trost, dass die grössten und beglückendsten Wirkungen in der Weltgeschichte von seinen Kreisen aus gemacht worden sind, dass es Söhne von Hirten und Zimmerleuten, von Bildhauern und Bergmännern, arme Fischer und verfolgte Missionäre waren, die die Menschheit «von den Wunden geheilt, die ihr Stolz und Üppigkeit und Barbarei geschlagen».
Die demokratische Gesinnung Schlossers ruhte ferner auf den stärksten und natürlichsten nationalen Grundlagen, die gedacht werden können. Er war ein Friese; als ein echter Sohn des Stammes stolz auf seine Landsleute, die ohne Adel, gastfrei, offen, in alter Art sich kleidend und lebend, abgelegen von der Landstrasse, ohne bedeutenden Handel, ihre Treue, Einfalt und Derbheit bewahrt. Wo er über die eitlen monarchischen Versuche der Griechen die Betrachtung anstellt, dass die Idee der wahren Monarchie nur den Germanen eigentümlich sei, vergisst er nicht den friesischen Stamm auszunehmen, der mehr zur Demokratie

geneigt sei; es ist bekannt, mit welcher Ungeniertheit er in jüngeren Jahren Stein gegenüber den glücklichen Zustand seines Vaterländchens pries: weil sie dort vom Adel nichts wüssten. Mit Wohlgefallen kann man ihn auf die einstigen Zeiten zurückblicken sehen, wo unter der demokratischen Regierung der Dithmarsen « eine Belebung des Volkslebens und eine Mannigfaltigkeit des Wesens eigentümlicher Verfassungen bestand, die man heute, wo der Mensch sich nach den gemachten Formen und nicht die Formen nach den Menschen richten sollen, vergeblich suchen würde ». Aus diesem selben Gesichtspunkte ist die ganze Geschichte der griechischen Staatswelt bei Schlosser dem gesunkenen Geschlechte des Tages vorgehalten; aus diesem Gesichtspunkte lesend, wird man seine Betonung der demokratischen Staatsschriften aus der Blütezeit der amerikanischen und französischen Revolutionen ganz anders an das Ohr schlagen hören, ganz anders sein Urteil über die grosse Staatsveränderung schätzen lernen (über die er sonst so viel Böses gesagt,) die dem französischen Volke unter der Einbusse der « Schranzenseelen » bei Hof und Adel die seit Jahrhunderten verlorenen Rechte, Güter und Vorzüge – bis auf Moral und Religion – zurückverschaffte. Mit Bewunderung, wie Machiavelli, sprach Schlosser stets von dem einfachen bürgerlichen Leben ohne Luxus in den demokratisch verwalteten Städten der mittleren Zeiten in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden. In seiner Darstellung Alfreds aber und der demokratisch-monarchischen angelsächsischen Verfassung zu seiner Zeit kann man den festen Punkt finden, wo Schlosser auf einem Fürsten und einer Staatsordnung wie auf einem Ideale ruht: auf dem Manne, der in seltenem Vereine Gelehrsamkeit,

Ordnungssinn, Schlauheit, Frömmigkeit und Tapferkeit verband, und auf der « freien Nation, die sich selbst bewachte und regierte, selbst Ordnung und Zucht unter sich erhielt, nicht aber von oben gegängelt ward ».

Es gibt kein besseres Beispiel, als grade Schlossers Beurteilungsweise der Geschichte Englands in ihrem ganzen Verlaufe, um daran die völlige Falschheit der Meinung darzulegen, dass er keine bestimmte politische Farbe und dass er für keinerlei Nationalität einen Sinn gehabt habe. Denn eben gegen die englische schien er immer allen (aber er schien auch nur) am stärksten eingenommen, wenn er es etwa nicht stärker noch gegen die deutsche war.

Zielte doch scheinbar alles in seinen Schriften darauf ab, die Deutschen herabzuziehen vom Anfang bis zu Ende ihrer Geschichte. Schon Tacitus sollte sie in ihrer ersten Jugend des Kontrastes wegen zu sehr erhoben haben. Er verabscheute sie in den Zeiten, wo er byzantinische Hofverderbnis, Prunk, Pedanterie und Tücke, all seinen Abscheu, bei ihnen einschleichen sah; er schüttete seinen Zorn darüber aus, wie sie in den Jahrhunderten der starken Kaiser den Fremden mitspielten, und in der Zeit der schwachen sich von ihnen mitspielen liessen. Deutschlands Verworfenheit und Untergang um die letzte Scheide der Jahrhunderte zu schildern, verschmähte er aus Rücksichten auf Klugheit und Anstand, aber eben so sehr aus Scham, aus der Scham über eine schandbare Zeit, über deren genauer Erforschung er jene tiefe Entrüstung einsog, die ihn in den starken Gegensatz gegen sein Zeitalter überhaupt warf. Für die glänzende Zeit der deutschen Literatur schien er allen richtigen Sinn ganz zu verleugnen, wenn man seine Wärme für manche Grössen des dritten Ranges, seine Kälte für die des

ersten in Erwägung zog. Ja selbst für die Befreiungskriege schien ihm, wenn man bloss aus seinen Büchern urteilen sollte, alle natürliche Wärme eines Patrioten zu entgehen. Allein auch in diesen beiden Fällen muss man nicht vergessen, dass der Mann es einmal nicht über sich bringen konnte, das nachzusprechen was von anderen im Überflusse gesagt war; man muss nicht vergessen, dass enthusiastische Darstellung die Sache eines so formlosen Schreibers überhaupt nicht war, selbst da nicht, wo er jene aus Tugend stammende Begeisterung wirkend erkannte, die seine Bewunderung war, ohne die er die Menschengeschlechter in Kälte und Selbstsucht versinken sah. Man muss auch nicht vergessen, dass jeder Geschichtschreiber die grossen Erscheinungen des Augenblickes unwillkürlich mit ihren Folgen und Wirkungen im Flusse des Jahrhunderts übersieht, wo sie von der erreichten Höhe so bald wieder in die Tiefen herabgleiten. Wenn Goethe, in ähnlicher Schwergläubigkeit an die Deutschen, bei dem Gedeihen der Dinge von 1813 alle aufrief, ihr Amen drein zu sagen, dass es nicht das letztemal möge gewesen sein, hätte sich Schlosser gewiss bedacht es mitzusprechen, voraussehend, dass es für lange Zeit das letztemal gewesen war. Die ihn in jenen Zeiten persönlich kannten, wissen es sehr genau, mit welcher Schärfe er die Ereignisse und die handelnden Personen verfolgte, mit welcher Bestimmtheit er den Gang der kommenden Dinge voraussah und sagte und seiner Umgebung frühzeitig die Augen darüber öffnete; wie ihn der Kummer über die Erlebnisse der Restauration zu seinem Plato und Dante zurücktrieb, die Herzenswärme aber für seines Volkes Geschicke den Blick ihm immer wieder gewaltsam auf die Gegenwart lenkte. Ihm, der die Last und

Schmach des Napoleonischen Systems auf deutschem Boden ganz ausgekostet hatte, konnte es füglich an Sinn für die Taten nicht fehlen, die Deutschland davon befreiten; aber was er gleich nach diesen Grosstaten wieder an Kleintaten und Schandtaten erleben musste, das steigerte begreiflich seine Missstimmung über sein Volk um so mehr, je mehr er es liebte. Er rühmte sich (1844), seine Zeitgeschichte einzig für die Deutschen bestimmt zu haben, deren Beifall ihn um so mehr verpflichte, je weniger er (dem Beispiel Dantes gegen seine Vaterstadt folgend) « grade aus Liebe zum Vaterlande der Landsleute Schlaffheit, Grübelei, öde Gelehrsamkeit, Überfluss an Rednern und Schreibern und Mangel an Männern der Tat, oder ihre Faselei und akademische Roheit geschont habe ». Und es mag der Nation auch zum steten Ruhme dienen, dass sie in der Tat des strengen Lehrers heftige Strafsermone ertragen hat, ohne aufzuhören ihn zu achten und zu lieben. Sie hat auch unter ihren Schriftstellern nur selten wieder so echt deutsche Naturen wie ihn besessen. Das müssen nicht wenige seiner persönlichen Freunde erkannt haben, wenn sie ihn hörten, wie er über die Natur der Völker redend von Engländern und Franzosen zurückkam und mit dem festen Munde und der gestemmten Brust, in seinen nachdrucksvollen Kehltönen den Vorzug deutscher Art mit dem stolzen Gefühle erprobter Erfahrung betonte. Selbst die unpraktische Natur der Deutschen fand dann ihre Ehren, die sonst seine Geissel so sehr zu empfinden hatte. In seinen Studien von früh auf ganz universalistisch ausgebreitet, war er in letzter Zeit fast ausschliesslich mit Frankreich beschäftigt; den Gang der gegenwärtigen Zeit studierte er an englischen Zeitungen und Zeitschriften; in

seinem häuslichen, gemütlichen, geistigen Leben war er mit Leib und Seele ein ganzer voller Deutscher, und nichts als ein Deutscher; den schon der Versuch, eine andere Rolle selbst nur zu spielen, aufs lächerlichste gekleidet hätte...
Schlossers ganze Natur war eine tief innerlich religiös erregte, obwohl seine Religiosität von allem positiven Bekenntniswesen und äusserem Bezeigen entfernt war. Er besuchte die Kirche nicht, aber er sann im ernstesten Nachdenken über die Geheimnisse des Jenseits nach, über die die Geschichte keinen Aufschluss gibt; er las die Evangelien, die prophetischen Schriften der Bibel und Luthers Predigten und Bibelerklärungen aus einem inneren Bedürfnisse; er las freilich mit der gleich erbauten Andacht, und erklärte mit der gleich erbauenden Wärme auch die Dichtungen des Äschylus und Dante. Denn ihm waren die grossen Lehrer jedes Glaubens in jedem Volke heilig; er freute sich mit seinem Abälard der christlichen Denkart in Plato und Sokrates, er sah in dem Hirten-Kalifen Omar, der in der höchsten Stellung der Welt die irdischen Güter verachtete, einen würdigeren Philosophen als in vielen christlichen Theologen. Der frivole Voltairismus war ihm ein Greuel; und wenn er schon frühe die Aufklärung jenes Abälard mit begeisterter Wärme pries, der, eine Philosophie lehrend die das achtzehnte Jahrhundert noch nicht ertrug, die Religion von dem sittlichen Wesen des Menschen, den Glauben von der gesunden Vernunft nicht scheiden wollte, so freute er sich ihrer wesentlich darum in so reiner Freude, weil Abälard das theologische System seiner Zeit unangefochten stehen liess und ihm nur eine Seite abzugewinnen wusste, von der es auch den Denkenden befriedigen konnte. Er sah die Freigeisterei in stumpfen Geistern nicht besser

wirken als die Mönchslehre; er beklagte die Zeiten, in denen die religiösen Grundsätze schädliche Folgen im Leben hatten, aber doppelt doch die anderen, wo sie gar keine mehr haben. Er scheute nicht, die Freidenkerei in Frankreich auf ihre guten Seiten anzusehen in ihrer Zeit, wo es nicht möglich war, «den ganzen blinden Glauben oder betrügenden Aberglauben wieder aufzudringen»; aber er blickte dann doch mit mehr Freude auf Rousseau, der «dem blinden Unglauben eben so entgegen war wie dem blinden Aberglauben»; mit grösserer noch auf einen Möser, der dem Despotismus in Sachen des Glaubens wie im Staate nicht mehr abgeneigt war, als der gesetzlosen irreligiösen Freiheit, und auf Lessing, der mitten im Kampfe gegen den Zelotismus sich als einen Philosophen bewährte, «dem eine starre Religion immer noch lieber als gar keine war».

Von diesen religiösen Empfindungen und Anschauungen nun sind Schlossers Schriften besonders in ihren Anfängen ganz getränkt. Er knüpfte daher den Weltlauf ganz unmittelbar an eine jenseitige Ordnung an. Er sah Lohn und Strafe der menschlichen Taten von dem Gerichte der Gottheit in ein Jenseits verlegt; und er hielt mehr als auf viele schlechte Rechtfertigungen der Vorsehung durch christliche Theologen auf die einfache Weisheit jenes selben Omar, der die Belohnung der Tugend nur in einer anderen Welt erwartete. Diese Ansicht nun von einer ultramundanen Vergeltung müsste doch selbst den Religiösesten selbst über die trostloseste Gestalt der Geschichte trösten, die sie unter Schlossers gallgetränktester Feder annehmen möchte. Dem psychologischen Kenner der Menschen ist sie, grade an dem Geschichtsforscher, eher anstössig: der in dem Geiste der Alten auf jene verborgene Nemesis zu lauschen berufen

ist, die in dem Menschenleben die Wage zwischen Tun und Leiden hält viel gesetzmässiger unstreitig, viel durchgreifender als wir es in dem Leben der Mitmenschen ergreifen und erforschen können, und in unserm eignen uns vielleicht gestehen wollen.

Ich will zusammenfassend in die Summe ziehn, was als Ergebnis dieser geteilten Betrachtungen erscheint. Es ist umsonst, die äussere Systemlosigkeit und Formlosigkeit der Schlosserschen Werke zu leugnen; man muss sie von dieser Seite dem Tadel derer, die über Aussenseite und Oberfläche nicht hinwegsehen können, preisgeben. Diese Mängel aber leiten überall auf entschiedene Vorzüge zurück, denen sie gleichsam entsprossen sind. In bezug auf seinen kunstlosen Vortrag hat der eigentümliche Mann, der so unaufgelegt und so unfähig zu Reflexion schien und gleichwohl jeden Augenblick von dem Momente überrascht erscheint, wo er im hellsten Bewusstsein über allen seinen eigensten Eigenschaften stand, oft selbst gesagt, dass sein Stil zu sehr mit seiner Denk- und Bildungsweise zusammenhänge, als dass er nicht lieber dessen Fehler beibehalten wolle, um nur sein eigen zu bleiben... Er hat in seinen Herzensergiessungen oft sehr verächtlich auf alle Objektivität verzichtet, in der Tat aber war er von früh auf ganz durchdrungen davon, dass der Geschichtschreiber, der « die Grösse der menschlichen Seele in den Ereignissen aller Zeiten würdigen will, zuerst verstehen müsse, sich mit der Denkungsart jeder Zeit vertraut zu machen ». Aus dieser Ansicht ergab sich der Erfolg, dass uns seine Schriften, trotz allem Mangel an ästhetischer Kunst, trotz aller ungelenken Schreibart, vielleicht grade wegen dieser Eigenheiten, unmittelbarer als sehr viele kunstreichere

Geschichtswerke in die Fremde und Ferne der Völker und Jahrhunderte versetzen, dass trotz der vortretenden starken Persönlichkeit eine Gegenständlichkeit erreicht ist, die dem ästhetischen Darsteller nicht gelingt, und die um so belehrender scheint, je stärker die Farbe der Persönlichkeit beigemischt ist: da uns alle Objektivität ganz wertlos dünkt, die um den Preis einer nichtigen Subjektivität erkauft ist. Die Unmittelbarkeit seiner Quellenkenntnis und seiner Beurteilung der Zeiten stellte Schlosser von Anfang an in Gegensatz gegen die deutschen Geschichtschreiber, die von Voltaires Beispiel bestimmt waren und damals noch im höchsten Ansehn standen. Den Irrwegen dieser Schule gegenüber war in Deutschland der Trieb rege geworden, die Historiographie ganz am anderen Ende anzufassen, an der genauen Erforschung und Zusammenstellung der nackten Materie: in diesem Bestreben lag Keim und Entstehung unserer vaterländischen Geschichtswissenschaft. Als Wilken 1810 seine Kreuzzüge, Niebuhr 1811 seine römische Geschichte herausgab, Schlosser in eben diesem Jahre seine Weltgeschichte begann, schien dies ganz eigentlich das Geburtsjahr unserer selbständigen Historiographie zu sein, eben zu der Zeit, als die Nation, von Fremdherrschaft und Auflösung bedroht, ihrer politischen Ehre und Pflicht zum erstenmal anfing inne zu werden. Seit dieser Zeit begann, mitten in der romantischen Entartung unserer Dichtung, die historische Kunst an innerm Werte und an Bedeutung für Kultur und Leben des deutschen Volkes an die Stelle der poetischen Kunst zu rücken; und es ist wohl unbestreitbar, dass Schlosser unter jenem Triumvirat der war, der dazu den stärksten und nachhaltigsten Anstoss gegeben. Wilken schritt zuerst zu einer erschöpfenden quel-

lenmässigen Darstellung einer grossen Geschichtsperiode, Niebuhr gab in Wolfs Fusstapfen tretend der historischen Kritik einen weitwirkenden Anstoss, Schlosser bewies den Verfassern der allgemeinen Weltgeschichte, den Schröckh, Mascou, Ritter, Engel u. a. gegenüber, dass mit ihren Materialsammlungen nicht alles getan war: er begann den Geist in diesen Körper zu flössen selbst in seinen ganz stoffartigen Anfangswerken. Denn man muss nicht vergessen, dass, als er sein Mittelalter schrieb, in Deutschland nichts über den Gegenstand existierte als ein schwaches Buch von Rühs (1816); dass noch, als er seine alte Geschichte umarbeitete, er sich in Deutschland nichts gegenüber sah, als einer lateinischen Compilation von Eichhorn, und im Auslande einem Parteihistoriker wie Mitford und einem urteilslosen Ausschreiber wie Gillies: man muss nur den Abstand messen, der ihn von diesen Vorgängern trennt, und diesen Abstand mit dem Vorsprung vergleichen, den Schlossers Nachfolger in mittlerer und alter Geschichte wieder vor ihm voraus haben, um zu ermessen, was hier geleistet war. Welch ein Schritt in Deutschland durch das Beispiel jener drei Männer damals getan war, erkannte man gleich an den unmittelbaren Folgen: in Niebuhrs Spuren trat eine kritische Schule, die in der alten Geschichte ganz neuen Boden bereitete... War Niebuhrs Kritik auf die Richtigstellung der objektiven Tatsachen gestellt, so Schlossers auf die Richtigstellung des historischen Urteils. Der eingestandene Zweck all seiner Schriften war der eine: durch Takt und sicheres Urteil seine Leser zu eigenem Denken anzuleiten, in der Sichtung, Ordnung und Feststellung der Tatsachen «alle Elemente zum Selbsturteilen zu geben».

Es war eine grössere historische Tat, die dieser ersten folgte, als Schlosser sein achtzehntes Jahrhundert herausgab, in dem er von der blossen wissenschaftlichen Kritik zu der sittlich politischen Kritik der dargestellten Zeiten und Handlungen überging. Hat Niebuhr den Anstoss zu einer rücksichtslosen Freiheit der Kritik gegeben, die eine neue Ära geschichtlicher Forschung begründete, so hat Schlosser, als Spittlers echter Schüler, den von diesem zuerst eingenommenen Standpunkt weiter angebaut: der Geschichtschreibung einen praktischen Bezug auf die Zeitverhältnisse zu geben, die Gegenstände der Behandlung zu wählen nach einem Bedürfnisse des Moments, sie zu bearbeiten aus einem Augenpunkte, der von diesem Bedürfnisse bestimmt ist. Diesen echtesten Standpunkt des wahren Historikers nahm Spittler mehr infolge einer kalten verständigen Erwägung, Schlosser nahm ihn in dem Drange seiner ganzen Natur ein, die selbstlos nach dem Allgemeinen strebend in und mit der Zeit und Menschheit lebte; und diese Tendenz ist dann wieder in grader Erbfolge auf beider Meister Schüler und Enkelschüler übergegangen, die ihr historisches Vermögen noch unmittelbarer zum Gemeinnutzen der vaterländischen Dinge anzulegen strebten. Schon in Schlossers biographischen Anfangswerken und in seinem Mittelalter, wo er noch diese Stellung ganz verleugnete, hielt er sie gleichwohl ganz entschieden ein. Er sah damals mit allen Gebildetsten und Edelsten der Nation das Bedürfnis der Zeit in einem religiösen Gegensatz gegen die übermässigen Antriebe des äusseren Ehrgeizes gelegen. Wie zufällig er uns, bei dem ersten Anlaufe der Betrachtung, zu der Behandlung seines Abälard und Dulcin, seines Beza und Peter Martyr

gekommen scheinen konnte, er schrieb das erste dieser beiden Bücher in einem ganz tendentiären Geiste: um den Schwärmern für weltlichen Heldenruhm die Taten eines Religionsschwärmers und das innere Leben eines Philosophen entgegenzuhalten, die ganz von inneren Beweggründen getrieben waren; in dem zweiten entwarf er in dem gleichen Zwecke das Bild zweier Männer, die das Ziel des Strebens dieser Zeit, den sinnlichen Genuss verschmähend, dem Gedanken, Gottes Sache zu führen, alle irdischen Rücksichten und ihr Leben selber zu opfern bereit waren, in denen der Wunsch einer inneren Seligkeit den Gedanken weltlicher Vorteile überwog... Man erkennt in diesen Worten den deutlichen Ehrgeiz, auf die Zeit in einer heilsamen Weise, aus ganz innerlichen religiösen Gesichtspunkten einzuwirken. Die Ansicht von der Notwendigkeit einer solchen innern Erhebung des lebenden Geschlechtes beherrschte ihn so sehr, dass er in seinem Beza sogar die blutige Weise verfocht, in der dieser Mann das Prinzip der Duldung « für seine Zeit » bestritt, da die Erfahrung zu wohl belehrt habe, wie gefährlich es für die Sittlichkeit sei, wenn Völker vom gröbsten Aberglauben und dem härtesten Glaubenszwang auf einmal zu Unglauben und völliger Ungebundenheit, von Despotismus zu zügelloser Freiheit übergehen.

Die Geschichte des revolutionären Frankreichs stand ihm damals vor Augen. Als ihm die des restaurierten Frankreichs vor Augen trat, änderte er seine Stellung und trat dabei in seine eigentlichere Natur zurück; aus dieser geänderten Stellung schrieb er daher seine bedeutenderen Werke... Er ergrimmte über die Rückkehr der « Narrheit », des Eigensinns, der Unverbesserlichkeit von Hierarchie,

Aristokratie und Absolutie; er sah in England, dass durch die Byron die Wüstlingscharaktere in Literatur und Leben einrissen wie in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert; er sah überall die Anlässe wiederkehren, die den schrecklichen Ausbruch der französischen Katastrophe von 1789 hervorgerufen. Als diese Veränderungen eintraten, stand Schlosser bereits in einer freieren Stellung in Heidelberg, im Umgang mit geistig bedeutenden Männern, in dem beneidenswerten Orte, der so sehr zu seiner Doppelnatur passte, der auf der einen Seite durch seine reizende Lage seinem Hang zu Landleben und Beschaulichkeit zusagte, auf der anderen, im Mittelpunkte aller Weltstrassen gelegen, wie eine Grossstadt immer in Verbindung mit allen Weltgegenden hält. Er «hielt es jetzt für Pflicht jedes Unbefangenen, seine Stimme neben dem Gebelle der einen und dem Geheul der andern Partei zu erheben». Und er warf nun, nicht in blühendem Stile, aber in glühendem Geiste sein achtzehntes Jahrhundert hin, um sich dem unnatürlichen Rückströmen des Zeitgeistes mit aller Entschlossenheit entgegenzuwerfen.... Wie wenig sich gleichwohl Schlosser in diesem Tone gefiel, wie wahr seine Versicherung war, dass er an Bearbeitung unmittelbarer Zeitgegenstände an sich keine Freude habe, bewies er als er (1826) seine alte Geschichte unternahm. Er liess auch nach der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts seine Geschichte des Mittelalters liegen, als man das Mittelalter in Leben, Staat und Kirche zurückführen wollte, und schrieb die Geschichte des Altertums durchaus in dem gleichen Zwecke und Geiste, aber in einem weit gehaltenern Stile, wie das achtzehnte Jahrhundert, in derselben Ansicht von dem, «was das Bedürfnis der Zeit sein möchte». War es

nun eine Verirrung der Beurteilung, dass Goethe aus diesem Buche den Schreiber als einen Mann erkannte, der «aus dem Dunkeln ins Helle strebe», aus dem Geschlecht, zu dem auch Er sich bekannte! Und war es eine Verirrung der Beurteilung in der öffentlichen Meinung, als nachher seine Umarbeitung des achtzehnten Jahrhunderts rasch nacheinander vier Auflagen erlebte und trotz der Unterbrechung, trotz ihrem grossen Umfange, trotz der verbitterten Stimmung des Verfassers mit Begierde verschlungen ward! Oder erklärt es sich nicht vielmehr überflüssig aus diesem Verhältnisse Schlossers zu seiner Zeit und aus dem gesunden Kerne aller seiner Schriften, dass der Welt- und Staatsmann, der den Lauf der menschlichen Dinge unverschleiert will kennen lernen, zu Schlosser, als einem matter-of-fact Mann wie wenige andere Deutsche, immer noch lieber greifen wird, als zu sehr vielen anderen geleckteren Schreibern!... dass er «von allen Schriftstellern des Jahrhunderts den ausgebreitetsten und nachhaltigsten Einfluss auf die moralische Weltbetrachtung und das politische Urteil des deutschen Volkes ausgeübt hat»!

Der eigentliche Mittelpunkt von Schlossers ganzer Bildungsweise war dies, dass er stets den Gelehrten den Rükken kehrte, denen nach Lichtenbergs Witz vieles gelehrt ist die aber nichts gelernt haben, die nur einen Schulgebrauch des Wissens kennen, die die Wissenschaft nicht für das eigene, nicht für das öffentliche Leben zu befruchten wissen, die ihr Leben nicht nach den Forderungen ihrer eigenen Lehre gestalten, die ihre Wissenschaft nur für einen eitlen akademischen Prunk, nicht für ein Gesetz des Lebens achten, die das eigentliche Ziel aller Bildung aus dem Auge verlieren und sich den edelsten inneren Beschäftigungen

widmen um der unedelsten äusseren Zwecke willen. Schlosser wollte sein Wesen und Gemüt als Schriftsteller nicht verleugnen, wollte und konnte es nicht. Er war in Haus und Schule derselbe, der er in seinen Schriften war; ja es ist ganz eigentlich die Kenntnis seiner Persönlichkeit, aus der man den wahren Wert des Mannes erkennen, die Würdigung seiner Schriftstellerei ergänzen, den eröffnenden Schlüssel zu ihr und seiner Wirksamkeit in dem geistigen Leben der Deutschen suchen muss. Wer die Kenntnis von Schlossers Schriften nicht aus seinen Vorlesungen, seine Vorlesungen nicht aus seinen Gesprächen, seine Gespräche nicht aus der Einsicht in sein volles menschliches Wesen zu vervollständigen Gelegenheit hatte, der konnte nur ein sehr unvollkommenes Urteil über ihn haben. Infolge einer merkwürdigen Doppelseitigkeit des Wesens wird der Mann, dessen Werke nur durch ihre Beziehung zu der weitesten Öffentlichkeit recht verständlich werden, auf der anderen Seite wieder nur durch die Erkenntnis seiner Persönlichkeit in ihrer äussersten Rückgezogenheit begreiflich. Ganz auf das Eingreifen in die nationalen Bildungszustände gestellt, begehrte doch Schlosser des äusseren Namens und Ruhmes einer solchen Wirksamkeit nicht. Er lebte der festen Überzeugung, dass man am sichersten auf die Welt wirke, wenn man auf sich selber wirkt, sich selbst zu etwas bildet; man sei nur etwas, so würden sich finden, die es nutzen und weiter und weiter breiten. Er glaubte daher durch mündliche Lehre mehr zu wirken als durch seine Schriften; obgleich er auch in dieser Sphäre jeden äusseren Ehrgeiz verleugnete, den Eifer des Schulstiftens frühe als eine «alberne Eitelkeit» verlachte. «Die Wissenschaft», schrieb er schon 1817, «gibt Seligkeit

in sich, sie nutzt durch mündliche Lehre.» Und wirklich war Schlosser mehr zum Lehrer als zum Schreiber geboren, wiewohl seine Rede an Ordnung und Schärfe noch zurückblieb hinter seiner Schrift... Seine Vorlesungen waren noch ungleich formloser als seine Schriften. Die Kenntnis der Tatsachen war vorausgesetzt, die Besprechung der einzelnen herausgehobenen Momente war unvollständig und abspringend, der Vortrag unzusammenhängend, ganz aus dem Stegreife, die Redesätze kaum jemals regelrecht gebildet, glatt vorgebracht und unabgebrochen zu Ende geführt. Aber die belehrenden Blicke auf Welt und Geschichte, auf Menschen und Völker, auf Vergangenheit und Gegenwart, die lichtvollen Vergleichungen, die praktischen Bemerkungen über tausend auf dem Wege liegende Fragen und Gegenstände, das war in der besten Zeit seiner grössten geistigen Rüstigkeit von ganz unvergleichlicher Anregung. Dies machte, dass Schlosser bis in sein hohes Alter, wo die Gebrechen seines Vortrags sich noch ausserordentlich steigerten, ganz stetig eine zahlreiche und aufmerksame Zuhörerschaft an sich fesselte. Lehrreicher noch, und noch anregender konnte man ihn an den Abenden sehen, an denen er durch lange Jahre hin eine Anzahl seiner Zuhörer einmal wöchentlich zum Tee um sich versammelte, wo er, auf gewöhnlicher Unterhaltung wenig verweilend, sich über Gegenstände seiner Vorlesungen oder über Tagesereignisse fragen liess und fragte, dann gewöhnlich eine der beregten Fragen aufgriff und sich in längerer Besprechung darüber ausliess. Hatte man Zugang zu seinem Hause, so steigerte sich noch der Nutzen den er gewährte dadurch, dass man unmittelbar die Belehrung erfragen konnte, die man grade suchte; nur durch diese

Art von Berührung geschah es, dass der schulfeindliche Lehrer dennoch eine Reihe von treuen Schülern wider Willen und Absicht sich erzogen hat. In seinem eigentlichsten Wesen aber sah ihn doch erst der, den er heranzog, um mit ihm in einem ganz esoterischen Verkehre irgend einen griechischen Dichter, vornehmlich aber seinen Dante zu lesen. Dort vergass er im Entzücken über den Dichter seine ganze Umgebung und überliess sich in seinem Vortrage, seiner Übersetzung, seinen Erläuterungen der grossen Stellen der göttlichen Komödie, wie in einer Verzückung, einer gleichsam inspirierten Auslegung: in und mit dem Dichter schloss er dann unwillkürlich sein eigenstes innerstes Wesen auf; die rauhe Rinde sprang ab und der Kern lag bloss; man erkannte eine Sokratische Natur in ihm. Zwar in seiner Flucht vor Schülern und in der höchst undialektischen Methode seiner Rede konnte niemand dem Sokrates unähnlicher sein als Schlosser. Aber was er selber von dem Philosophen rühmte: er sei der lügenden und belogenen Zeit rein und wahrhaftig entgegengetreten, er habe keine Schule errichten sondern selber weise werden wollen, um die Gründe des Guten und Wahren zu erforschen, und, durch den Schein der Lüge und des Falschen nicht geblendet, um das Leben nicht betrogen zu werden, das ist ganz wie auf ihn selber gesagt....

Ernste und bedeutende Gegenstände in Ernst und Nachdruck behandelt, dies war der stehende und gewöhnliche Inhalt und Ton von Schlossers Unterhaltung. Der einen Abweichung in dem lauten, lärmenden und polternden Ausbruche seiner Lustigkeit in weiterem Kreise lag dann in anderen Lagen, im Gespräche unter vier Augen, ein anderes Extrem entgegen, seine beschauliche Stimmung.

Er hatte in frühen Jahren, die er im Hause einer Tante verlebte, schon als Knabe eine warme Freude an der Natur eingesogen, einen Zug zum Idyllischen, einen Hang nach Einsamkeit und Versenkung in sich selbst. In dem Fragmente seiner Selbstbiographie (Zeitgenossen 44.) sagt er, er habe ursprünglich nur ein kontemplatives Leben im Auge gehabt und sei in die akademische und schriftstellerische Laufbahn nur unfreiwillig hineingedrängt worden. Die Wahl der Gegenstände seiner ersten Schriften, und alle seine vorschlagendsten Neigungen, die er von früh auf verriet, bewiesen die Wahrheit dieser Versicherung. Ihm waren die religiösen Schwärmer tief erregter religiöser Zeiten, ihm jene christlichen Missionäre, jene irischen Mönche, « die die Gedanken über die vorübereilende Gegenwart hinausrichteten und Arbeit, Mühe und Leben verachteten wegen eines Gutes, das sie im Geiste schauten », grosse anbetungswürdige Gestalten. Er verehrte in Jacob Böhme einen grossen Geist, als « dessen pythische Laute noch keinen Dolmetscher gefunden ». Er begeisterte sich frühe an Dantes grossem Gedichte und seinem unendlichen Reiz für eine Seele, die den Himmel nicht erkaufen oder durch Wunder erlangen, sondern ihn in sich, in dem Frieden und der Erkenntnis ihrer selber finden will. Mehr als zwanzigmal erklärte, mehr als dreissigmal las er dieses Gedicht; erklärend folgte er lieber den symbolischen als den historischen Deutern desselben; lesend verweilte er mit grösserer Vorliebe auf den unsinnlichen Teilen des Purgatoriums und Paradieses, auf der beschaulichen Schwärmerei, in der der Dichter im Anschauen der Seligkeit eines rein inneren Lebens, eines Daseins, das im Genuss des Schauens der Gottheit besteht, der Welt abzusterben lehrt. Mit diesem

Hang zur Einkehr in sich selbst wollte aber Schlosser, den an Dante nichts so sehr erbaute als dass seine Schwärmerei dem Verstande nirgends Hohn sprach, weder den zeitverirrten Mystizismus und Scholastizismus der Gegenwart fördern, noch wollte er selbst der äusseren Welt in dem Sinne absterben, dass er von ihr keine Kenntnis nehme. Er hätte der noch tieferen Kontemplation der Minoriten in Dantes Zeit, die die reale Welt völlig in ein geistiges Gas verdunsteten, auf die Dauer schwerlich Geschmack abgewonnen. Ihm war sein Dante, der im convito die menschliche Natur durch zwei verschiedene Sonnen zu zwei Seligkeiten, dem tätigen und beschaulichen Leben, angeleitet nennt, eben nur dadurch gross, dass er beide Leben umschloss, dass er, in seiner Einen Seele – je nachdem sie nach aussen oder innen gekehrt war – die beiden entgegengesetzten Ansichten von den menschlichen Dingen in gleicher Meisterschaft fasste, dass er zu einer Zeit ebenso tief und kräftig in die Staatshändel seines Zeitalters eingriff, als er zu anderer sich in die platonische Schwärmerei über die göttliche Liebe versenkte, dass er auf der einen Seite ebenso praktisch und historisch kritisch war, als er sich auf der anderen in ein Ideal von göttlicher und menschlicher Weisheit verlor. Dante war, in seiner Jugend an einer idealen Gedankenliebe gescheitert, mitten in den Strom der politischen Welt hineingestossen worden, um dann (auch von ihr enttäuscht und abgestossen) zu dem geistigen Leben zurückzukehren in dem Gedichte, das in seinem Schlusse in die Vereinigung des Menschengeistes mit dem göttlichen Wesen ausläuft; Schlosser ward umgekehrt von den Zeitschicksalen aus seinem innerlichen Leben herausgerissen und auf den Verlauf des äusseren gerichtet, von

dem er sich nicht mehr zurückwandte. Er setzte in seiner Jugend, mit der Weisheit eines Alten, von dem Dantischen Punkte der Erkenntnis aus, dass «der Weltlärm nur ein Windhauch ist»; wie Schlosser es ausdrückt: dass «im Leben ein Schatten stets dem anderen weicht, um endlich dem Nichts Platz zu machen»; aber er setzte von diesem Standpunkte aus mit dem Entschlusse, unermüdlich der Erforschung eben dieser vergänglichen Dinge nachzugehen, ohne zu verzweiflen wie der, «der von vorn herein aus Gedichten und Romanen und halber Philosophie Verzagtheit einsaugt und an der Schwelle der Vorhalle niedersinkt». Ein Hindernis der Erkenntnis der äusseren Dinge schien ihm in dieser Abkehr nach dem Inneren so wenig gelegen, dass er vielmehr grade die Bürgschaft der reineren Auffassung derselben in ihr zu finden schien, die sich von der Bewunderung schillernder Eigenschaften weniger blenden lasse. «Das Licht der göttlichen Vernunft», schrieb er 1817, «dringt nur schwer durch die Nebel des Verstandes: wenn einfaches Leben, stille Ruhe der Seele und häuslicher Friede rauschender Zerstreuung und unruhig bewegender Geselligkeit weicht, wenn wahre Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelnen durch die Menge der Bedürfnisse und die Sucht nach Vergnügungen verloren sind, wie sollte die Vergangenheit rein und ungetrübt in dem getrübten Spiegel der Seele erscheinen?» So ward durch die seltene Vereinigung kontemplativer und tatsinniger Geisteskräfte diese nie dagewesene und wohl nie wiederkehrende Erscheinung möglich, dass ein solcher Mann, der so ganz durchdrungen war «von dem Nichts der Dinge und der Eitelkeit der menschlichen Bemühungen», um eben diese Bemühungen von Grund aus zu erforschen den ganzen

Umfang der weiten Menschengeschichte durchwanderte; Deutschland erhielt, was wie ein Widerspruch in sich selber klingt, einen reinen Idealisten zum Historiker, der rein zum Ergründen der realen Dinge berufen ist. In dem Kernpunkte seiner geistigen Existenz, wie in so vielen einzelnen Beziehungen, findet man Schlosser von der gleichen Zweiseitigkeit, im scheinbaren Wechsel zwischen den äussersten Gegensätzen. Es wäre schwer zu sagen, welche von beiden Seiten man im persönlichen Verkehre bei ihm mehr hätte vorschlagen sehen. Legte man ihm eine Frage über weltliche Dinge vor, die er nicht hoffte im Sinne des Fragers zu beantworten, so entschuldigte er sich, still vor sich hinsehend, aber nicht ohne einen gewissen Ton der Schelmerei: Sie wissen, ich bin ein Schwärmer! Lobte man ihm einen Frommen nach der Tagesmode, der die Bibel auf dem Toilettentische liegen hatte, oder legte ihm eine Frage abstruser Theologie vor, so nannte er sich mit verschmähendem Ausdruck ein Weltkind, um seine missliebige Antwort einzuleiten. Es war eben die innige Verschmelzung und zugleich die Gesundheit seiner praktischen und beschaulichen Natur, was das eigenste Kennzeichen seines Wesens ausmachte. Und dort schlugen seine Sympathien immer am stärksten, wo er die beiden Eigenschaften in stärkeren Zügen neben einander zu finden glaubte. So lag ein Teil seiner Achtung für England darin begründet, dass sich dort «Begierde des Nachruhms mit dem Gedanken der Nichtigkeit alles Irdischen von jeher vereinigt hätten». So konnte er für die Helden Ossians schwärmen, um ihres Vereins von Tapferkeit und Lebensverachtung willen. Und so wurzelte seine Begeisterung für Dante ganz in der Bewunderung jener Verknüpfung von Weltkenntnis mit

der Fähigkeit der Weltentbehrung. Man könnte sagen, dass sich Schlosser aus Dante Beruf und Bestimmung entnommen habe, und die sittliche Strenge in seinen Geschichtswerken würde dadurch ihre innerste Aufklärung erhalten....

Möge das deutsche Vaterland für die Ehre und den Ruhm, den dieser Geistverwandte Dantes ihm gebracht hat, dem Manne das ehrende Andenken erhalten, das Italien diesem seinem Dichter, dem strengsten aller Sittengeissler, bewahrt hat. In Einer Seele wenigstens ist es ihm gewiss; und das wäre dem Edlen, der auf alle äusseren Ehren bereiten Verzicht tat, genug gewesen. Als er seine Grabrede von Johann Heinrich Voss schrieb, schloss er mit dem Gebete, dass einst auch an seiner Gruft ein Freund ihm nachtrauern möge, wie er dem geschiedenen Meister. Dieses Gebet ist erhört worden. Ich habe das Gefühl, dass wenn jemand nichts getan hätte, als Einem Menschen das zu sein, was Schlosser mir geworden ist, dies allein ausreiche, einem Menschenleben den vollwichtigsten Wert zu verleihen.

TREITSCHKE AUF DIE KÖNIGIN LUISE

IN WORT UND SCHRIFT, IN BILD UND REIM ist die hochherzige Königin, zu deren Gedächtnis ich Sie hier versammelt sehe, oft gefeiert worden; in der Erinnerung ihres dankbaren Volkes lebt sie fort wie eine Lichtgestalt, die den Kämpfern unseres Befreiungskrieges den Pfad weisend hoch in den Lüften voranschwebte. Wollte ich dieser volkstümlichen Überlieferung folgen oder gar jener Licht ins Lichte malenden Schmeichelei, die nach den Worten Friedrichs des Grossen wie ein Fluch an die Fersen der Mächtigen dieser Erde sich klammert, so müsste ich fast verzweifeln bei dem Versuche Ihnen ein Bild von diesem reinen Leben zu geben, wie der Künstler sich scheut das unvermischte Weiss auf die Leinwand zu tragen. Das ist aber der Segen der historischen Wissenschaft, dass sie uns die Schranken der Begabung, die endlichen Bedingungen des Wirkens edler Menschen kennen lehrt und sie so erst unserem menschlichen Verständnis, unserer Liebe näher führt. Auch diese hohe Gestalt stieg nicht wie Pallas gepanzert, fertig aus dem Haupte des Gottes empor, auch sie ist gewachsen in schweren Tagen. Sie hat, nach Frauenart in schamhafter Stille, doch in nicht minder ernsten Seelenkämpfen wie jene starken Männer, die in Scham und Reue den Gedanken des Vaterlandes sich eroberten, einen neuen reicheren Lebensinhalt gefunden. Dieselben Tage der Not und Schmach, welche den treuen schwedischen Untertan Ernst Moritz Arndt zum deutschen Dichter bildeten und dem Weltbürger Fichte die Reden an die Deutsche Nation auf die Lippen legten, haben die schöne anmutvolle Frau, die beglückende und beglückte Gattin und Mutter mit jenem Heldengeiste gesegnet, dessen Hauch wir noch spürten in unserem jüngsten Kriege.

Wie die Reformation unserer Kirche das Werk von Männern war, so hat auch dieser preussische Staat, der mit seinen sittlichen Grundgedanken fest in dem Boden des Protestantismus wurzelt, allezeit einen bis zur Herbheit männlichen Charakter behauptet. Er dankt dem liebevollen frommen Sinne seiner Frauen Unvergessliches. Am Ausgange des Dreissigjährigen Krieges blieb uns von der alten Grossheit der Väter nichts mehr übrig als das deutsche Haus; aus diesem Born, den Frauenhände hüteten, trank unser Volk die Kraft zu neuen Taten. Dem öffentlichen Leben aber sind die Frauen Preussens immer fern geblieben, im scharfen Gegensatze zu der Geschichte des katholischen Frankreichs. Ganz deutsch, ganz preussisch gedacht ist das alte Sprichwort, das jene Frau die beste nennt, von der die Welt am wenigsten redet. Keine aus der langen Reihe begabter Fürstinnen, welche den Thron der Hohenzollern schmückten, hat unsern Staat regiert. Auch Königin Luise bestätigt nur die Regel. Ihr Bild, dem Herzen ihres Volkes eingegraben, ward eine Macht in der Geschichte Preussens, doch nie mit einem Schritte übertrat sie die Schranken, welche der alte deutsche Brauch ihrem Geschlechte setzt. Es ist der Prüfstein ihrer Frauenhoheit, dass sich so wenig sagen lässt von ihren Taten. Wir wissen wohl, wie sie mit dem menschenkundigen Blicke des Weibes immer eintrat für den tapfersten Mann und den kühnsten Entschluss; auch einige, nur allzu wenige, schöne Briefe erzählen uns von dem Ernst ihrer Gedanken, von der Tiefe ihres Gefühles. Das alles gibt doch nur ein mattes Bild ihres Wesens. Das Geheimnis ihrer Macht lag, wie bei jeder rechten Frau, in der Persönlichkeit, in dem Adel natürlicher Hoheit, in jenem Zauber einfacher Herzensgüte, der in Ton und Blick

unwillkürlich und unwiderstehlich sich bekundete. Nur aus dem Widerscheine, den dies Bild in die Herzen der Zeitgenossen warf, kann die Nachwelt ihren Wert erraten. Nach dem Tage von Jena musste auch Preussen den alten Fluch besiegter Völker ertragen: eine Flut von Anklagen und Vorwürfen wälzte sich heran wider jeden Mächtigen im Staate. Noch schroffer und schärfer hat in den leidenschaftlichen Parteikämpfen der folgenden Jahre die schonungslose Härte des norddeutschen Urteils sich gezeigt; kein namhafter Mann in Preussen, der nicht schwere Verkennung, grausamen Tadel von den Besten der Zeit erfuhr. Allein vor der Gestalt der Königin blieben Verleumdung und Parteihass ehrfürchtig stehen; nur Eine Stimme von Hoch und Niedrig bezeugt, wie sie in den Tagen des Glückes das Vorrecht der Frauen übte, mit ihrem strahlenden, glückseligen Lächeln das Kleine und Kleinste zu verklären, in den Zeiten der Not durch die Kraft ihres Glaubens die Starken stählte und die Schwachen hob.–

Das gute Land Mecklenburg hat unserem Volke die beiden Feldherren geschenkt, welche die Schlachten des neuen Deutschlands schlugen; wir wollen ihm auch die Ehre gönnen, diese Tochter seines alten Fürstenhauses sein Landeskind zu nennen, obgleich sie fern dem Lande ihrer Väter geboren und erzogen wurde. An dem stillen Darmstädter Hofe genoss die kleine Prinzessin mit ihren munteren Schwestern das Glück einer schlicht natürlichen, keineswegs sehr sorgfältigen Erziehung. Da sie heranwuchs, erzählte alle Welt von den wunderschönen mecklenburgischen Schwestern. Jean Paul widmete ihnen seine überschwängliche Huldigung. Goethe lugte im Kriegslager vor Mainz verstohlen zwischen den Falten seines Zeltes

hervor und musterte die lieblichen Gestalten mit gelassenem Kennerblicke; seiner Mutter, der alten Frau Rat, lachte die Kinderlust aus den braunen Augen, wenn die jungen Damen nach Frankfurt kamen und im Dichterhause am Hirschgraben Specksalat assen oder an dem Brunnen im Hofe sich selber einen frischen Trunk holten.

So menschlich einfach wie die Kindheit der Prinzessin verlief, ist auch der Schicksalstag der Frau in ihr Leben eingetreten; dort in Frankfurt, am Tische des Königs von Preussen, fand sie den Gatten, der ihr fortan «der beste aller Männer» blieb. An lauten Huldigungen hat es wohl noch niemals einer deutschen Fürstenbraut gefehlt; das war doch mehr als der frohe Zuruf angestammter Treue, was die beiden mecklenburgischen Schwestern bei ihrem Einzug in Berlin begrüsste. In einem Augenblicke gewann die Kronprinzessin alle Herzen, da sie das kleine Mädchen, das ihr die üblichen Hochzeitsverse hersagte, in der Einfalt ihrer Freude, zum Entsetzen der gestrengen Oberhofmeisterin umarmte und küsste. Die unerfahrene siebzehnjährige Frau, aufgewachsen im einfachsten Leben, sollte sich nun zurechtfinden auf dem schlüpfrigen Boden dieses mächtigen Hofes, wo um den früh gealterten König ein Gewölk zweideutiger Menschen sich scharte, wo der geistvolle Prinz Ludwig Ferdinand sein unbändig leidenschaftliches Wesen trieb und der Kronprinz mit seiner frommen Sittenstrenge ganz vereinsamt stand; da fand sie eine treue und kundige Freundin an der alten Gräfin Voss. Wer kennt sie nicht, die strenge Wächterin aller Formen der Etikette, die in siebzig Jahren höfischen Lebens das gute Herz, das gerade Wort und den tapferen Mut sich zu bewahren wusste? Sie gab ihrer Herrin den besten Rat, der einer

jungen Frau erteilt werden kann: keinen anderen Freund und Vertrauten sich zu wählen als ihren Gemahl; und dabei blieb es bis zum Tode der Fürstin.

Für den edlen, doch früh verschüchterten und zum Trübsinn geneigten Geist Friedrich Wilhelms ward es ein unschätzbares Glück, dass er einmal doch herzhaft mit vollen Zügen aus dem Becher der Freude trinken, die schönste und liebevollste Frau in seinen Armen halten, an ihrer wolkenlosen Heiterkeit sich sonnen durfte. Aber auch die Prinzessin fand bei dem Gatten was die rechte Ehe dem Weibe bieten soll: sie rankt sich empor an dem Ernst, dem festen sittlichen Urteile des reifen Mannes, lernt manche wirre Träumerei des Mädchenkopfes aufzugeben. Unablässig strebt sie «sich zur inneren Harmonie zu bilden»; ihre wahrhaftige Natur duldet keine Phrase, keinen halbverstandenen Begriff. Etwas Liebenswürdigeres hat sie kaum geschrieben als die naiven Briefe an ihren alten freimütigen Freund, den Kriegsrat Scheffner. Da fragt sie kindlich treuherzig, damals schon eine reife Frau und vielbewunderte Königin: was man eigentlich unter Hierarchie verstehe, und wann die Gracchischen Unruhen, die Punischen Kriege gewesen; «frägt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm, und ich hasse entsetzlich die Dummheit». Sie lebt sich ein in die Geschichte des königlichen Hauses, teilt mit ihrem Gemahl die Begeisterung für Friedrich den Grossen und wählt sich unter den Fürstinnen des Hohenzollernstammes ihren Liebling: jene sanfte Oranierin, die schon einmal den Namen Luise den Preussen wert gemacht, die erste Gemahlin des Grossen Kurfürsten, die unserem evangelischen Volke das Lied «Jesus meine Zuversicht» sang.

A. W. Schlegel hatte einst der einziehenden Braut zugerufen: «Du bist der goldnen Zeit Verkünderin.» Fast schien es als sollte der Dichtergruss sich erfüllen. Leicht und heiter flossen die Tage; wir Nachlebenden, die wir auch davon zu reden wissen, schenken der guten Gräfin Voss willig Glauben, wenn sie in ihrem Tagebuche am 22. März 1797 vergnüglich von der Geburt eines Prinzen erzählt und weise hinzufügt: «Es ist ein prächtiger kleiner Prinz.» Wenn der Blick der glücklichen Mutter auf der dichten Schar ihrer schönen Kinder ruhte, dann rief sie wohl: «Die Kinderwelt ist meine Welt!»

Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls lernte die junge Königin auch die entlegenen Provinzen des Staates kennen; überall, selbst bei den Polen in Warschau, derselbe jubelnde Empfang, wie einst in der Hauptstadt. Sie war stets bereit, für den schweigsamen König das Wort zu nehmen zu einer freundlichen Ansprache, doch jeden Eingriff in die Staatsgeschäfte des Mannes wies sie bescheiden von sich. Jeder von uns hat wohl einmal aus dem Munde des alten Geschlechts, das heute zu Grabe geht, vernommen, wie das Volk mit seiner schönen Königin lebte. Als ich vor Jahren auf die Kösseine im Fichtelgebirge wanderte, da erzählte der Führer, ein steinalter Mann, wie er einst als junger Bursch mit dem König und der Königin desselben Wegs gezogen; er fand des Schwatzens kein Ende, dann zerschnitt er ein Farnkraut, zeigte uns die dunklen Punkte auf dem Querschnitt des weissen Stengels und meinte stolz: das sei der brandenburgische Adler, und dies Adlerfarnkraut wachse nur hier auf den alten preussischen Fichtelbergen.

Überall in Preussen war die junge Fürstin behaglicher

Ruhe, warmer Anhänglichkeit begegnet, überall schien das Volk von der alten Ordnung befriedigt; die getreuen Breslauer versicherten beim Einzuge: «Von Freiheit schwatze wer da mag», der Preusse finde in dem geliebten Königspaare sein höchstes Glück. Und doch schwankte der Staat, der so sicher schien, längst haltlos einer entsetzlichen Niederlage entgegen. Kein Zeitraum der preussischen Geschichte liegt so tief im Dunkel wie das erste Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. Das furchtbare Unglück und die glorreiche Erhebung der folgenden Jahre haben ihren breiten Schatten über diese stille Zeit geworfen; niemand bemüht sich sie zu durchforschen. Man schliesst aus den schweren Gebrechen, welche der Tag von Jena blosslegte, kurzerhand zurück und verdammt den Anfang des Jahrhunderts als eine Epoche geistloser Erstarrung. Dies Urteil kann schon deshalb nur halb richtig sein, weil die Helden der Wiedererhebung, Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Blücher, allesamt schon vor dem Jahre 1806 dem Staate dienten, manche bereits in hohen Ämtern. Fast alle die reformatorischen Taten, welche nachher dem niedergeworfenen Staate neue Stärke brachten, die Befreiung des Landvolks, die Neugestaltung des Heeres, die Stiftung der Universität Berlin, sind schon vor der Jenaer Schlacht erwogen und vorbereitet worden. Der König betrachtete die Bluttaten der Revolution mit dem Abscheu des ehrlichen Mannes, doch über den berechtigten Kern der furchtbaren Bewegung urteilte er unbefangener als die Legitimisten seines Hofadels. Schlicht und bescheiden, arbeitsam und pflichtgetreu, ganz unberührt von adligen Vorurteilen, wollte er ein König der Bettler sein nach der Überlieferung seines Hauses. «Er ist Demokrat auf seine Weise» sagte einer

seiner Minister zu dem französischen Gesandten Otto: «er wird die Revolution, die ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen; er arbeitet ohne Unterlass, die Vorrechte des Adels zu beschränken, aber durch langsame Mittel; in wenigen Jahren wird es keine feudalen Rechte mehr in Preussen geben.» Aber keiner dieser wohlgemeinten Entwürfe kam zur Reife; es lag wie ein Bann auf den Gemütern. Die Keime frischen jungen Lebens, die in dem Staate sich regen, vermögen die Decke nicht zu sprengen; die ganze Zeit, so reich an verborgenen geistigen Kräften, trägt jenen schwunglos philisterhaften Charakter, den wir alle aus der kahlen Nüchternheit ihrer Bauten, aus der Alten Münze und ähnlichen einst vielbewunderten Kunstwerken genugsam kennen. Man blieb bei bedachtsam schüchternen Vorbereitungen, die kaum für Tage tiefen Friedens genügten. Und währenddem wankte die alte Welt in ihren Fugen, auf rollenden Rädern stürmte die neue Zeit daher, ein kurzes Jahrzehnt warf die Grenzen aller Länder durcheinander, erhob auf den Trümmern der alten Staatengesellschaft das Napoleonische Weltreich. Der preussische Staat verlor den Boden unter seinen Füssen; das Deutsche Reich kam ins Wanken, und die waffenlosen Kleinstaaten des Südwestens, Preussens altes Werbegebiet, wurden durch die gewaltige Faust des Eroberers zu grösseren Massen zusammengeballt, bildeten sich selber ihre Heere, verschlossen ihr Land den preussischen Werbern.

Wie war es möglich, dass in diesem scharf urteilenden, bis zur Tadelsucht freimütigen norddeutschen Volke so lange die Frage gar nicht aufkam: ob denn unser Norden immerdar wie eine friedliche Insel in dem tosenden Meere des

Weltkrieges ruhen, ob Preussen allein unwandelbar bleiben könne in diesem grossen Wandel der Zeiten? Die Königin, die so oft das rechte Wort zu finden wusste, hat auch hier die zutreffende Antwort gegeben: «Wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Grossen.» Die Grösse der friderizianischen Tage lastete lähmend auf diesem Geschlechte. Dieser Staat, kaum erst durch wunderbare Siege emporgehoben in die Reihe der grossen Mächte, war noch vor wenigen Jahren der bestregierte des Festlandes gewesen; noch im letzten Kriege hatten seine wohlgeschulten Soldaten den verachteten französischen «Katzenköpfen» ihre Überlegenheit gezeigt. Nun ruhte er so wohlgeborgen hinter der Demarkationslinie des Baseler Friedens, den ganz Norddeutschland als eine Wohltat pries; unter dem Schutze der preussischen Waffen blühten Handel und Wandel, die deutsche Dichtung sah ihre schönsten Tage. Dem Könige schien es ein Frevel, so vielen Segen leichtfertig auf das Spiel zu setzen. Wenn sein klarer Verstand zuweilen sich fragte: wie es doch zuging, dass die vielen kleinen Siege der rheinischen Feldzüge am Ende nur zu einer politischen Niederlage geführt hatten? und ob die neue Zeit nicht neue Formen fordere? – dann traten ihm die alten Generale, die noch die Kränze der friderizianischen Siege um die Stirn trugen, mit überlegener Sicherheit entgegen, und scheu verbarg er seine guten Gedanken wieder im Busen.

An einem grossen Missgeschicke des Gemeinwesens ist niemand ganz schuldlos, und auch die Königin war es nicht. Sie wusste wohl, warum sie in den Tagen des Unglücks die rührende Klage: «Wer nie sein Brot mit Tränen ass» in ihr Tagebuch schrieb und selbst den letzten herben

Vorwurf sich nicht ersparte: «Denn jede Schuld rächt sich auf Erden». Die unbewusste Selbstsucht des Glückes hatte auch ihr den Gesichtskreis verengert, so dass sie von den sittlichen Schäden des sinkenden Staates lange nichts ahnte. In der reinen Luft ihres befriedeten Hauses blieb ihr verborgen, welche wüste, überfeinerte Unzucht ihr Wesen trieb in diesem Berlin, das wenige Jahre später allen anderen deutschen Städten mit opferfreudiger Vaterlandsliebe voranging; sie selbst wie ihr Gemahl verkehrte leutselig und schlicht mit jedermann, doch im Heere und in den höheren Ständen herrschte ein Ton geringschätzigen Übermutes gegen die kleinen Leute, der alle Grundlagen des bürgerlichen Friedens zu erschüttern drohte. Die Glückliche ahnte nicht, wie alles morsch ward in dem Staate, wie das Auge des grossen Königs zürnend auf die Erben niederblickte.

Die Gräfin Voss hatte schon vor Jahren, da ihre Herrin um die Geburt eines toten Kindes trauerte, feinfühlend erkannt, wie dieser Charakter durch das Unglück gehoben wurde. Erst als das Verderben dem Staate näher rückte, begann die Königin mit gespannten Blicken dem Gange der Ereignisse zu folgen, und Friedrich Gentz erstaunte, sie so genau und sicher unterrichtet zu finden. Seit der Besetzung Hannovers durch die Franzosen lag die Schwäche der Monarchie vor aller Augen; nicht einmal ihren Stolz, die Sicherheit des deutschen Nordens, hatte sie zu hüten verstanden; seitdem ahnte die Königin, dass die Friedensliebe des Hofes zur Feigheit wurde. Ihr ganzes Wesen wird freier und grösser in diesen sorgenvollen Jahren, auch ihr Geschmack edler und reiner: wenn sie vordem an den tränenseligen Romanen des Modedichters Lafontaine sich

gern erbaute, so lässt sie jetzt nur noch das Echte und Tiefe gelten und erhebt sich das Herz an Herder und Goethe, wie an Schillers mächtigem Pathos.

Das heilige Reich brach zusammen, die Fürsten des Südens und Westens traten als Vasallen unter Frankreichs Schutz. Da endlich wagte König Friedrich Wilhelm allzu spät die Überlieferungen seines Oheims wieder aufzunehmen und «die letzten Deutschen unter seinen Fahnen zu sammeln». Er versuchte dem Rheinbunde einen norddeutschen Bund entgegenzustellen; diese Rückkehr Preussens zu seiner alten deutschen Politik führte den verhängnisvollen Krieg herbei. An Einem Tage stürzte der Waffenruhm des friderizianischen Heeres in Trümmer, und es folgte jene Zeit der Schmach und Schande, die uns noch heute, so oft und so glorreich gesühnt, in der Erinnerung empört. Die Königin hat noch später die Vorstellungen eines französischen Unterhändlers zurückgewiesen mit den Worten: «Die Frauen haben über Krieg und Frieden nicht mitzusprechen.» Sie weilte fern im Bade zu Pyrmont, als in Berlin der Krieg beschlossen wurde; aber «ich würde» so gestand sie beim Ausbruch des Kampfes an Gentz, «für den Krieg gestimmt haben, wenn man mich gefragt hätte, weil die Ehre gebot aus unserer zweideutigen Haltung herauszutreten». Mit sicherem Instinkt ahnte Napoleon die Kraft des Widerstandes, die in diesem schwachen Weibe schlummerte; wie er allezeit in den sittlichen Mächten des Völkerlebens die gefährlichsten Feinde seines Weltreichs sah und die «Ideologen» mit seinem wildesten Hasse verfolgte, so überhäufte er auch die fromme Frau auf dem preussischen Throne mit den pöbelhaften Schimpfreden der Wachtstube; er schildert sie in seinen Bulletins als die Kriegsfurie

Preussens, als die Armida, die im Wahnsinn ihr eigenes Schloss anzündet: elle voulait du sang!
Die Königin bemerkte wohl die ratlose Verwirrung im Hauptquartiere, und zu dem zaudernden Feldherrn, dem alten Herzog von Braunschweig, wollte sie kein Vertrauen fassen. Einen so jähen Fall, wie er nun ihrer Krone bereitet wurde, hatte sie doch nicht erwartet. Das glänzende Bild von dem Staate Friedrichs des Grossen, daran sie seit dreizehn Jahren bewundernd geglaubt, lag plötzlich in Scherben vor ihren Füssen; weinend erzählte sie ihren Söhnen auf der Flucht: «Der König hat sich getäuscht in der Tüchtigkeit seiner Generale, seines Heeres.» Aber mitten im Unglück erhebt sie sich zu jener Ansicht des Völkerlebens, welche der mutigste Mann immer mit dem frömmsten Weibe teilen wird. «Die Zeiten machen sich nicht selbst, die Menschen machen die Zeit» – und wieder: «Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten.» Das ist die königliche Auffassung der Geschichte; der gesamte Staatsbau der Monarchie ruht auf dem Gedanken, dass Personen die Geschichte machen. In solchen Zeiten der höchsten Not darf die Stimme des natürlichen Gefühles mitreden im Rate der Staatskunst; die Königin übte Frauenrecht und Fürstenpflicht, wenn sie jetzt dem tiefgebeugten Gemahl tröstend zur Seite stand und ihn bestärkte in dem Entschlusse, den ungleichen Kampf fortzuführen bis zum Schwinden der letzten Hoffnung. Alle Schrecken des Krieges brachen über die Unglückliche herein. Krank und fiebernd flieht sie aus Königsberg vor dem Feinde, denn «lieber in die Hände Gottes fallen als in die Hände dieser Menschen»; da sie in einem elenden Bauernhause auf der Kurischen Nehrung übernachtet, jagt der Sturm die

eisigen Flocken durch das zerbrochene Fenster über das Bett der kranken Königin. In Memel, auf der letzten Scholle deutscher Erde, die noch frei und preussisch war, fand sie ein bescheidenes Obdach. Damals lernte sie unter strömenden Tränen das Wort verstehen: «Leid und Elend sind Gottes Segen.»

Den Hass der Römerin hat das sanfte Herz der deutschen Frau nie gekannt; nur ihre stolze Verachtung traf den grossen Feind, der ihr der Held der rohen Selbstsucht war, und niemals wollte sie glauben, dass Gottes Weisheit diese Herrschaft der frechen Gewalt auf die Dauer zulassen könne. Sie sah, wie der alte deutsche Heldenmut wieder lebendig ward unter den tapferen Verteidigern von Kolberg, Graudenz und Danzig; ihre tiefe Frömmigkeit und das gute Zutrauen zu ihrem Volke begegneten sich in der Überzeugung, dass dieser Staat nicht untergehen könne: «Der politische Glaube ist wie der religiöse, eine feste Zuversicht dessen, was man hoffet aber nicht siehet.» Vor diesen Briefen der schmerzbeladenen, hoffnungsstarken Königin wird uns ein uraltes Gefühl des Germanenherzens wieder lebendig: die fromme Scheu vor dem Weibe; und wir verstehen, warum unsere Ahnen einst im Dickicht der heruskischen Wälder eine heilige und weissagende Macht, sanctum aliquid providumque an ihren Frauen ehrten. Der Mann geht auf in den Kämpfen und Sorgen des Augenblicks; das sichere gesammelte Gefühl des Weibes vermag in schweren Tagen klarer als er die Zeichen der Zeit zu deuten, hinter dem Glanze des Siegers die hohle Nichtigkeit, unter der Schmach des Besiegten die ungebrochene Kraft zu ahnen. Als der König nach der Schlacht von Eylau, der ersten, die der Unbesiegte nicht gewonnen, die lockenden

Friedensvorschläge Napoleons zurückweist und sich weigert den russischen Bundesgenossen zu verlassen, da schreibt seine Gemahlin einfältig wie ein gläubiges Kind: «Das wird Preussen einst Segen bringen!» So einfach, wie sie wähnte, sind Lohn und Strafe im Leben der Völker nicht verteilt; gleichwohl bleibt dem frommen Worte seine Wahrheit: ohne den Sinn altpreussischer Ehre, den der König bei jener schweren Versuchung bewahrte, hätte der Staat sich nie wieder erhoben. Was die Preussen empfanden, da sie also den heldenhaften Sinn ihrer schönen Königin kennen lernten, das wissen wir aus den Versen Heinrich von Kleists:

«Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umglänzte Deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt.
Wir sahn Dich Anmut endlos niederregnen;
Dass Du so gross als schön warst, war uns fremd.»

Noch eine letzte, schmähliche Demütigung stand der misshandelten Frau bevor. Zar Alexander gab seinen treuen Bundesgenossen preis und schloss den Tilsiter Frieden; aus Rücksicht auf den neugewonnenen russischen Freund verstand sich Napoleon dazu, die Vernichtung Preussens, die längst beschlossene Sache war, aufzuschieben und dem Könige die Hälfte der Monarchie zurückzugeben. Da ersann die frevelhafte Torheit feigherziger Ratgeber den Vorschlag: die unvergesslich beleidigte Königin solle selber den Sieger um mildere Bedingungen bitten. Auch dies Äusserste nahm sie auf sich, in der frauenhaften Hoffnung, es könne ihr vielleicht doch gelingen das Herz des Eroberers zu rühren und ihrem Volke einige Erleichterung zu bringen.

Die Hoffnung trog. Mit rohem Spotte schrieb Napoleon an seine Josephine: «Es hätte mir zu viel gekostet den Galanten zu spielen»; und an Clarke: «Sie begreifen, dass der König von Preussen sehr unzufrieden ist, da er sein Bollwerk, Magdeburg, in meinen Händen lassen muss.»
In der entlegensten Provinz des verstümmelten und ausgesogenen Staates verbrachte nun der Hof zwei schwere Jahre. Man zeigt noch in dem alten Ordensschlosse zu Königsberg das bescheidene Eckzimmer mit dem dunklen Alkoven daneben, wo die Königin wohnte: ein kleiner Schreibtisch, ein mehr als einfaches Klavier; von der Wand blickt das Bildnis Scharnhorsts mit grossen, tiefen Augen hernieder. Welche Zeiten! Ringsum auf Schritt und Tritt die Erinnerungen an Preussens Macht und Glück: von jenem Fenster da hatte Luise vor zehn Jahren den Jubel des Huldigungsfestes mit angehört; hier vor diesem Tore steht das Schlütersche Standbild des ersten Königs, von ihrem Gemahle einst «dem edlen Volke der Preussen gewidmet»; dort im Vorzimmer der Ofenschirm stammt noch aus den Hohenfriedberger Tagen, da der grosse König wie ein junger Gott von Sieg zu Sieg stürmte, irgend eine übermütige kleine Prinzessin hat zierlich die Inschrift darauf gestickt: pour nous point d'Alexandre, le mien l'emporte! Und daneben diese jammervolle Gegenwart! Der Staat ausgestossen aus dem Kreise der grossen Mächte, mitten im Frieden von feindlichen Truppen überschwemmt, verspottet und geschmäht von seinen Landsleuten. Die deutsche Nation fand kein Wort des Mitleids, nur Hohn und Schadenfreude für die Besiegten. In Preussen aber lebte noch die alte Treue. Fürst und Volk traten einander näher, wie im verwaisten Hause die Überlebenden sich inniger

zusammenschliessen; der ärmliche Hofhalt zu Königsberg und Memel empfing von allen Seiten rührende Beweise der Teilnahme, der König lud seine getreuen Stände als Paten zur Taufe der jüngsten Prinzessin. Dies stolze und trotzige Ostpreussen, das Stiefkind Friedrichs des Grossen, schloss in Not und Trübsal, ohne viele Worte den Herzensbund mit seinem Herrschergeschlechte, der im Frühjahr 1813 seine Kraft bewähren sollte.

Die schwere Natur Friedrich Wilhelms verwand nur langsam die Schläge des Unglücks; er glaubte oft, dass ihm nichts gelinge, dass er für jedes Unheil geboren sei. Da er einmal mit der Königin die Gräber der preussischen Herzöge im Chore des Doms zu Königsberg besuchte, fiel sein Blick auf die Grabschrift: «Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung zu Gott». «Wie entsprechend meinem Zustande!» rief er erschüttert und wählte sich das ernste Wort zum Wahlspruch für sein eignes Leben. Nur das Pflichtgefühl hielt ihn aufrecht unter der Bürde seines schweren Amtes. Er begann mit Scharnhorst die Herstellung des zerrütteten Heeres und berief den Freiherrn vom Stein für den Neubau der Verwaltung. Mit herzlichem Vertrauen begrüsste die Königin den Mann «grossen Herzens, umfassenden Geistes: Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf». Sie war mit ihm und ihrem Gemahle einig in dem Gedanken, dass es gelte alle sittlichen Kräfte des erschlafften Staates zu beleben; fast wörtlich übereinstimmend mit den allbekannten Worten, die der König seiner Berliner Hochschule in die Wiege band, schrieb sie einmal: «Wir hoffen den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen.»

Die Acht Napoleons trieb den stolzen Reichsfreiherrn aus

dem Lande, gerade in dem Augenblicke, da ein neuer Krieg des Imperators gegen Österreich sich vorbereitete und die Königin auf eine Erhebung des gesamten Deutschlands hoffte. Sie besass nach Frauenart wenig Verständnis für die mächtigen Interessen, welche trennend zwischen den beiden Grossmächten des alten Reiches standen, und sah in Österreich schlechtweg den stammverwandten Genossen. Mit der Mahnung, unsere leidenden österreichischen Brüder dereinst zu rächen, hatte sie vor Jahren ihren ältesten Sohn begrüsst, da er zum ersten Male den Offiziersrock trug. Vor wie nach dem Kriege bekannte sie: « Meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen was den deutschen Namen trägt » – während der König, die militärische Lage richtiger schätzend, nicht ohne Russlands Beistand den neuen Kampf wagen wollte. Jetzt aber fochten die Russen auf Frankreichs Seite; die Absichten des Wiener Hofes, der die Schlacht von Jena mit kaum verhohlener Schadenfreude begrüsst hatte, blieben in verdächtigem Dunkel. Das unfähige Kabinett, das die Erbschaft Steins angetreten, fand in der schwierigen Lage keinen festen Entschluss; Österreich unterlag, und die kriegerische Begeisterung des deutschen Nordens verrauchte in einigen kecken Parteigängerzügen. Die Königin aber schrieb verzweifelnd: « Österreich singt sein Schwanenlied, und dann ade, Germania! »

Zwei Tage der Hoffnung waren ihr noch beschieden am Abend ihres kurzen Lebens. Sie kehrte zurück in ihr geliebtes Berlin, und als sie durch das Königstor einzog in dem neuen Wagen, den ihr die verarmte Stadt verehrt, nahebei der König zu Ross und die beiden ältesten Söhne im Zuge ihres Regiments, da begrüssten die dichtgedrängten

Massen den Hof wie die Truppen mit herzlichem Willkommruf; Preussens Volk und Heer, die einander so bitter gescholten und angeklagt, feierten ihre Versöhnung um fortan einig zu bleiben für alle Zukunft. Bald nachher, wenige Tage bevor die Königin ihre letzte Reise antrat, entliess Friedrich Wilhelm das Ministerium Altenstein; er verwarf die Abtretung von Schlesien, die ihm seine kleinmütigen Räte zumuteten, und berief Hardenberg an die Spitze der Geschäfte. Mit dem neuen Staatskanzler kam frisches Leben in die Verwaltung; er führte das Werk der Reformen des Freiherrn vom Stein kühn und besonnen weiter und bereitete durch ein vielverkanntes kluges diplomatisches Spiel die grosse Erhebung vor, während Scharnhorst die Waffen schärfte für den Tag der Befreiung. Diesen Tag zu erleben hat Luise nie gehofft. Ihr zarter Körper erlag dem verzehrenden Kummer. In ihrer Heimat, in den Armen des Gatten ist sie den Tod der Christin gestorben. Die letzten Zeilen ihrer Feder lauten: « Ich bin heute so glücklich, liebster Vater, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer. » Das gesamte Volk trauerte mit dem Witwer; doch auf dem Leben des schwergeprüften Fürsten blieb ein dunkler Schatten; niemals, auch nicht in den Tagen der leuchtenden Siege, hat er das starke schwellende Gefühl des Glückes wiedergefunden.

Ohne jede Ahnung des eigenen Wertes, wie sie immer war, hat die Königin einst selber ausgesprochen, was sie von dem Urteil der Geschichte erwartete: « Die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen; aber möge sie von mir sagen: sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich

sie errungen haben.» Wie über alles menschliche Hoffen hinaus ist diese demütig-stolze Erwartung in Erfüllung gegangen! Die historische Wissenschaft führt ihre denkenden Jünger zurück zu dem schlichten Glauben, dass der Eltern Segen den Kindern Häuser baut; denn sie lehrt, wie die Vergangenheit fortwirkt mitten in der lärmenden Gegenwart, und das Leben des Menschen nicht abschliesst mit dem letzten Atemzuge. Nur wenigen Glücklichen ist ein so reiches Leben nach dem Tode beschieden gewesen wie dieser deutschen Königin. Die Hoffnung besserer Zeiten war in der Tat, wie Schleiermachers Trauerpredigt sagte, ihr köstlichstes Vermächtnis. Wer noch deutschen Stolz im Herzen trug, gedachte ihres Ausspruchs: «Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen.» Der alte Blücher meinte grimmig, da er die Nachricht ihres Todes empfing: «Wenn die Welt in die Luft flöge, mir wär' es recht.» Als endlich die Stunde der Erhebung schlug, da stiftete der König an Luisens Geburtstage den Orden des Eisernen Kreuzes, als ob er ihren Schutz anrufen wollte für den heiligen Krieg. Wer weiss es nicht aus den Liedern Theodor Körners, wie das Verlangen, die zu Tode gequälte Königin an dem ungrossmütigen Sieger zu rächen, die tapfere Jugend des Befreiungskrieges entflammte? Wer spürte nicht in dem gottesfürchtigen, menschenfreundlichen Sinne jener Heldenscharen einen Hauch von dem Geiste der Verklärten? Da der Friede kam, zogen jahraus jahrein Tausende zu dem stillen Tempel in Charlottenburg, und wahrlich nicht bloss um das Werk des Künstlers zu bewundern, dem die Tote einst selber den Weg zu grossem Schaffen ebnete, sondern um sich das Herz zu

erquicken an dem Anblick eines geliebten Menschenbildes. Die beiden gewaltigen Könige unsres achtzehnten Jahrhunderts wurden geehrt und gefürchtet, wenig geliebt. Mit dem Hause der Königin Luise lebte und litt das Land; seitdem erst entstand zwischen den Hohenzollern und ihrem Volke jenes einfach menschliche Verständnis, das die Leidenschaften der Parteien nie zerstören konnten.

Wenn ich die Stimmung recht verstehe, welche an dem Gedenktage der Königin über unserer Stadt und über diesem Saale liegt, so ist uns allen zumute, als ob wir heute die ruhevolle Hoheit der lieblichen Gestalt mit eigenen Augen erblickt hätten. Zeiten des Glückes sind stark im Vergessen; diese Tote aber ward ihrem Volke nach jedem neuen Siege lieber und vertrauter. Die Mutter schrieb ihr klagendes: Ade Germania! Ihrem Sohne beschied ein wundervolles Geschick, den Morgen eines langersehnten neuen Tages über sein Volk heraufzuführen, mit seinem guten Schwerte die Herrlichkeit des Deutschen Reiches wieder aufzurichten. An dem Grabe seiner Eltern – wir alle erlebten es ja mit tief erschüttertem Herzen – hat der Sohn sich Mut und Kraft gesucht für die Schlachten des grossen Krieges, für den steilen Weg zur kaiserlichen Krone.

Fern sei es von uns, heute einen verjährten Hass gewaltsam zu beleben, der seinen Sinn verloren hat, seit Frankreich längst die Busse seiner Schuld gezahlt, oder dies und jenes Wort der Königin leichtfertig auszubeuten für die Parteizwecke der Gegenwart. Wir werden das Andenken der Mutter unseres Kaisers dann am würdigsten ehren, wenn wir auch in den Tagen der Siege die Demut des Herzens und die stolze Geringschätzung der endlichen Güter des Lebens uns erhalten, wenn wir in diesem männischen

Jahrhundert, unter den Hammerschlägen hastiger Arbeit und dem Lärmen der politischen Kämpfe die alte deutsche ritterliche Ehrfurcht vor Frauensitte und Frauenanmut uns bewahren, vor jenen menschlichen Tugenden, welche dem Ruhm und der Macht der Völker allein die Gewähr der Dauer geben.

MOMMSEN AUF MOLTKE

EUER EXZELLENZ BITTET DIE UNTERzeichnete Akademie der Wissenschaften, welche seit dreissig Jahren die Ehre hat Sie zu ihren Mitgliedern zu zählen, zu dem heutigen Ehrentage Ihnen ihren Glückwunsch darbringen zu dürfen.

Es ist ein unvergleichliches Fest, welches alle Klassen und alle Kreise der deutschen Nation an diesem Tage in ihren berufensten Vertretern um Sie vereinigt. Den Mann, dem es gegeben war bei dem gewaltigen Bau der Einheit des Vaterlandes ein Eckstein zu sein, den Feldherrn des Wägens und Wagens, den Tapferen, welcher nie den Kleinmut und nie den Übermut gekannt und bis in das höchste Greisenalter den klaren und festen Gleichmut sich bewahrt hat, den Mann, der die Schlachten so zu beschreiben verstand wie zu gewinnen, den Meister des Wortes in der seltenen Rede, den einsichtigen und liebevollen Erforscher und Darsteller des manigfaltigen Völkerlebens, den wissenschaftlichen Erkunder der Landschaften am Tiber und am Euphrat, den Mann, zu dem Deutschlands Fürsten wie Deutschlands Bürger verehrend hinaufsehen, den edlen deutschen Mann, dessen langes Leben ein langer Segen für unser Volk gewesen ist, den feiert heute an seinem neunzigsten Geburtstage mit dem ganzen Vaterland auch die Königliche Akademie.

Möge es Euer Exzellenz vergönnt sein noch lange der Nation als leuchtendes Mal vor den Augen zu stehen, und ihr, die so schwer sich einigt, die einmütige Verehrung für den grossen Mann, der keinen Feind hat, ein lebendes Zeugnis ihrer Einigung bleiben.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften.

EURER EXZELLENZ NAHEN SICH DIE VERtreter der Städte des Vaterlandes, um Ihnen ohne Unterschied der Staaten und der Stämme den Dank der deutschen Bürgerschaften insgemein an Ihrem neunzigsten Geburtstag auszusprechen.

Nächst dem grossen Herrscher, der Sie zu finden und Ihnen die rechte Stelle anzuweisen gewusst hat, und dessen Sie wie wir alle heute in dankbarer Verehrung gedenken, sind Sie es gewesen, der den lieben Frieden unseres Herdes, das tätige Schaffen der fleissigen Arbeit, das stille Glück der Bürgerhäuser geschirmt und gefestet hat. Geschirmt, indem Sie das gewaltigste Werkzeug der Nation stählten, richteten und lenkten. Gefestet, indem Sie diesem Werkzeug einen Zug und einen Geist einhauchten, der den Schöpfer überdauern wird. Deutschlands Bürger sind auch Deutschlands Soldaten. Wir kommen Ihnen zu danken, wir alle, die wir unter Ihrer Führung zum Kriege ausgezogen und zur Siegesfeier heimgekehrt sind, und für die, welche nicht heimgekehrt sind, danken Ihnen die Väter und Brüder. Friedensglück und Mannesehre ist jeden Opfers wert. Auf den Wegen, die Sie uns führten, sind unsere Toten nicht umsonst gestorben und Ihr Name bleibt im freudigen Gedächtnis der Lebenden und wird bleiben in dem ihrer Kinder und Kindeskinder.

Wir segnen den Tag, der dem deutschen Volke seinen MOLTKE gab, und nicht minder den Tag, an dem nach neunzig Jahren es diesem Volke vergönnt ist, seinem Feldherrn den Dank zu sagen.

Die Deutschen Städte.

LEO AUF LACHMANN

UNTER DEN AKADEMISCHEN BÜRGERN der Georgia-Augusta erschien im Herbst des Jahres 1809 Karl Lachmann als sechzehnjähriger Knabe und wanderte erst im Jahre von Belle-Alliance als Göttinger Privatdozent und freiwilliger Jäger für immer aus unsern Toren. Doch nicht für immer. Als die Georgia-Augusta in ihr zweites Jahrhundert eintrat, am Tage der Weihe dieses Hauses, bedeckten zwei unserer Fakultäten, die theologische und die juristische, sein männlich jugendliches Haupt mit ihren höchsten Würden. Heute haben wir uns versammelt, um dem Manne der uns vielfach angehört zu seinem hundertjährigen Gedächtnis zu bezeugen, dass sein Andenken an keine Ehre und Anerkennung, dass es an keine Zeit gebunden ist.

Das Jahrhundert ist kein willkürlich gewählter Abschnitt. Wie es der Zeitraum ist, der die Dauer des menschlichen Lebens überragt, so erscheint uns der Kreislauf der hundert Jahre als der Rahmen für eine Lebensepoche der Menschheit; den Strom des Werdens, die Fülle des Gewordenen, die unser und unserer Väter und Grossväter Blick überschaut, greifen wir gleichsam mit Händen als Inhalt und Frucht einer in sich geschlossenen Entwicklung, als ein Ganzes im ewigen Stückwerk der Zeit. Das Jahrhundert verschlingt die Menschen und ihre Werke; mancher auch der den Besten seiner Zeit genug getan muss sich begnügen, einen Stein ohne Inschrift zum Bau der Zeiten gereicht zu haben. Aber wer am Schlusse seines persönlichen Jahrhunderts unverloren und unvergessen dasteht, wessen Kraft sich tüchtig erwiesen hat, so weit über die Bedingtheit der eignen Zeit hinaus in fremdes und neues Leben schaffend und belebend einzugreifen, dessen Gestalt wird

leben, dessen Werke werden wirken, auf seinen Namen hat das Jahrhundert den Stempel der Unsterblichkeit geprägt. Jede ehrliche und beständige wissenschaftliche Leistung kommt dem Ganzen zugute, so dunkel sie bleibe. Aber an dem Helden der Wissenschaft erfreuen wir unser Auge, auch wenn wir in sein Gebiet nur wie in ein fernes befreundetes Land hinüberblicken. So würde ich gern versuchen, heute Lachmanns ganze Gestalt vor Ihnen erstehen zu lassen, wie er waltete in seinen Reichen. Doch wer sich einer solchen Aufgabe nähert wird immer die Notwendigkeit empfinden sie zu beschränken und bald den Versuch, ein rundes Bild zu geben, gegen den bescheidneren aufgeben, von einer Seite einen Ausblick zu eröffnen, der das Bild auch nur im Schattenumriss zeigt. Wie Lachmann gewesen ist, das hat unmittelbar nach seinem Tode sein Biograph dargestellt, in liebevoller Erinnerung und die älteren Erinnerungen anderer sammelnd und ordnend; manches ist seitdem hinzugekommen was uns das Bild seiner Persönlichkeit deutlicher macht, aber noch nicht genug, um die Schilderung von Freundeshand durch die überschauende und abwägende Arbeit des Historikers zu ersetzen. Was er gewesen sagen seine Werke. Wenn nicht eine Fakultät ihren Genossen, sondern die Universität den Helden der Wissenschaft zu feiern sich anschickt, so ziemt es sich nicht, die einzelnen Arbeiten des Mannes fachmännisch zu zergliedern und ihren inneren Zusammenhang den nächsten Nachbarn darzulegen. An Lachmanns Arbeiten dies Verfahren zu üben würde überdies keinem unter uns möglich sein; ja es lebt keiner, der Lachmanns wissenschaftliche Tätigkeit an allen Punkten nacharbeitend und wahrhaft kritisch zu würdigen imstande wäre. Der einzige, der es

war, sein jüngerer Freund und Schüler, Mitarbeiter und Nachfolger, Moritz Haupt, hat nie charakterisierende, sondern immer nur bewundernde und verehrende Worte für den toten Freund gefunden. Lachmann war Philologe und Germanist, einer der Grossen unter den grossen klassischen Philologen seiner Tage, der Mitbegründer der deutschen Philologie. Jacob Grimm, der den Genossen durch mehr als eine Eigenschaft überragte, hat durch seine Rede auf Lachmann deutlicher, als es ein Kleinerer hätte tun können, bewiesen, dass wer Lachmanns wissenschaftliche Bedeutung auch nur auf dem einen Gebiet ins rechte Licht setzen wollte, beide umspannen müsste.

Aber was dieser Tag und dieser Kreis verlangt, wozu der Rückblick und der Ausblick an einer Schwelle der Zeit gleicherweise auffordern und ermuntern, das ist der Versuch, Lachmanns Persönlichkeit, ihre Entwicklung und Wirkung, aus der wissenschaftlichen Bewegung seiner Zeit zu verstehen; der Rückblick: denn wir sind weit genug entfernt von seinen Lebenstagen, um die Perspektive der Wege zu gewinnen, die sein Geist in den Strömungen des allgemeinen Geisteslebens genommen hat; der Ausblick: denn ein Tag wie dieser soll auch zu einem schärferen Bewusstsein von den Aufgaben führen, die ein grosses Beispiel uns auferlegt.

In wenigen Jahren kann auch die deutsche Romantik ihre Säkularfeier begehen. Auch für die Romantik ist Göttingen klassischer Boden; hier haben Wilhelm und Friedrich Schlegel, hier vor genau hundert Jahren Tieck und Wackenroder studiert. In Lachmanns ersten Lebensjahren erschienen die Volksmärchen, die Herzensergiessungen des Klosterbruders, die Geschichte der Poesie der Griechen und

Römer, ein Jahr vor seiner Ankunft in Göttingen die Trösteinsamkeit, der letzte Band von des Knaben Wunderhorn, die Sprache und Weisheit der Indier. Auch die Romantik wird diese Feier nicht als ein toter Schatten oder ein unkräftiges Gespenst der Vergangenheit begehen; unzählige stehen unbewusst unter ihrem Bann, und bewusst doch wohl mehr als die sich in Wort oder Schrift zu ihr bekennen. Sie hat den poetischen Inhalt des menschlichen Lebens und seiner täglichen Umgebung erschlossen, den Blick für die Freuden des Tages und die Schönheit der Natur, den umwölkten Blick über den tausend Quellen geöffnet; das ist das Band das sie an Goethe fesselte. Die historische Wissenschaft aber weiss, dass die Ideen, aus denen sie in all ihren Verzweigungen emporgeschossen ist, im Erdreich der Romantik wurzeln. Ihr verdankt die klassische Philologie die Erweiterung ihres Begriffes, ihre eigenste Schöpfung ist die deutsche Philologie.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Lachmanns Entwicklung von den Einflüssen der romantischen Bewegung in starkem Masse bestimmt worden ist. Der Göttinger Freundeskreis, der sich jahrelang in dem Hause am Geismartor, dem Walle zunächst, zu versammeln pflegte, zu dem Lachmann, Bunsen, Brandis, Klenze, Lücke, Ernst Schulze gehörten, kann für die Geschichte des deutschen Geisteslebens eine Bedeutung beanspruchen, die ihn zwar nicht an Breite, wohl aber an Tiefe der Wirkung neben den Hainbund stellt. In diesem Kreise klangen romantische Töne: das lehren uns die Schilderungen und Briefe der Freunde. Damals traten Shakespeare, Calderon, Petrarca und andere von den Romantikern bevorzugte Dichter in den Vordergrund von Lachmanns Interessen, bald ist er

als Übersetzer Shakespeares Wilhelm Schlegels Anregung gefolgt. Von den für sein Leben bestimmenden Impulsen aber hat er damals und aus der romantischen Bewegung zwei der wichtigsten empfangen; vor allem die Anregung, sich in die alte deutsche Literatur zu vertiefen. Man darf dies freilich nicht buchstäblich nehmen. Die Anregung erhielt er von seinem Göttinger Lehrer Georg Friedrich Benecke, an dessen Arbeitsweise, nicht an die Jacob Grimms, die seinige sich angeschlossen hat; und Benecke war über die Zeit des jugendlichen Werdens hinaus, als die Romantik dämmerte. Aber es ist das geheimnisvolle Weben des Frühlingswetters, das die Pflanze spriessen lässt, nicht Gärtnerarbeit; und Lachmanns Richtung auf das deutsche Altertum ist von dem Frühlingssturme der Romantik nicht zu trennen. Dazu kommt das andere: Lachmann hat von seiner Göttinger Zeit an, in der er über Tibull zur Promotion, über Manilius Tibull Statius zur Habilitation schrieb, den Properz edierte, die Nibelungen analysierte, bis zu seinem Todesjahre mit dem Lucrez und der dritten Auflage der Nibelungen sich fast ausschliesslich mit Dichtern beschäftigt; nur das Neue Testament, die Vollendung von Göschens Gaius, die Mitarbeit an den römischen Feldmessern bilden hervorragende Ausnahmen. Sein Varro ist nicht zustande gekommen; einmal in jungen Jahren, als er eifrig an den griechischen Tragikern arbeitete, geriet er in peinliche Aufregung über die Nachricht der Freunde, dass Immanuel Bekker ihm die Herausgabe des Platon zugedacht habe, zu der er sich unfähig meinte. Auch diese Beschränkung auf die Poesie ist romantisch, romantischen Ursprungs ist die Liebe, mit der er sich in das Wesen des Dichters vertieft, seinen Erlebnissen nachgeht

und den Windungen seiner Seele sich anschmiegt. Durch Goethe war in das deutsche Leben erst das Gefühl für die Schönheit der kunstmässigen Dichtung eingedrungen; der Romantik war die Poesie alles, der Inhalt des Lebens und sie enthielt das Leben, der Dichter war ihr der wahre Mensch und die Menschheit der wahre Dichter. Das verband sie mit dem Hellenentum, dessen Dichtung herrlich leuchtete.

Und doch war Lachmann kein Romantiker, vielmehr seiner innersten Natur nach gegen den Romantiker das rechte Widerspiel. Fremd und verhasst war ihm die Unklarheit, die dem Gefühl Einfluss auf die wissenschaftliche Untersuchung gestattet, die Selbstzufriedenheit, die sich mit dem ästhetischen Eindruck begnügt, die Formlosigkeit, die dem Individuum in der Kunst die Herrschaft zuweist; was nicht klar, nicht wahr, nicht an seine Grenze gebunden war, stiess ihn zurück und prallte von ihm ab. Die mondbeglänzte Zaubernacht hat seinen Sinn nie gefangen gehalten. In dem Kampf um die Creuzersche Symbolik stand er auf Vossens Seite wie in dem späteren um die archäologische Mystik auf der Seite Otto Jahns; weder Arnims und Brentanos Volkslieder noch die Volksmärchen der Grimm waren ihm wissenschaftliches Material; aber auch in der letzten Zeit hat Jacob Grimm geklagt, dass so vieles was ihm am Herzen liege Lachmann nicht berühre: es war der tiefe Gegensatz der unromantischen Natur gegen die romantische, der sich in diesem Verhältnis aussprach, das zwar in ehrlicher Freundschaft ruhte, aber doch im persönlichen Verkehr so kühl wie im brieflichen warm war. Lachmann war durch und durch nordisch und protestantisch, auch seine Vaterlandsliebe nicht romantisch,

sondern preussisch; in Braunschweig geboren, aber von preussischen Eltern, im Königreich Jérômes zum Jüngling erwachsen fand er in Königsberg und Berlin rasch seine politische Natur und innere Zugehörigkeit zurück. Aber wichtiger ist, wie diese Seite in seiner positiven Arbeit hervortritt. Dem Romantiker ist die Volkspoesie an sich vollkommen, das Nibelungenlied ist ihm der Gipfel der deutschen Poesie als der Gipfel des Volksepos: der Romantiker wäre nie zur Analyse des Gedichtes vorgedrungen. Indem Lachmann das Nibelungenlied in ursprüngliche Lieder und eingedichtete Stücke verschiedener Zeiten zerlegte, vernichtete er die Anschauung von des dichtenden Volkes Meisterwerk. Dass er hierin wie in der Kritik der Ilias zu weit ging und ein zu reinliches Resultat von einzelnen Liedern erlangte, war eine Konsequenz seines Wesens, die wieder den Romantiker nicht hätte irren können, der vor dem Denkmal der Vergangenheit als solchem grössere Ehrfurcht hatte und mit der Vorstellung eines allmählichen Werdens und Gestaltgewinnens inniger vertraut war. Diese Verehrung irrte wiederum Lachmann nicht. Er liess den freien Blick in die Fugen und Schäden des Gedichtes dringen und setzte durch die scharfe Erkenntnis des einfach Schönen und Grossen das beglückende Verstehen an die Stelle des ruhsamen Geniessens. Der Gegensatz zur Romantik war es, durch den Lachmann der deutschen Philologie, von aussen sieghaft andringend, für die kritische Behandlung ihres Quellenmaterials die Methode geschaffen hat. Ähnlich erging es der Sprachwissenschaft, die, aus romantischem Stamme erwachsen und von romantischer Sonne beschienen, nicht durch die Schlegel, aber auch nicht durch Grimm und Humboldt, sondern durch des

unromantischen Bopp ausschöpfende und abschliessende Methodik ihr unzerstörbares Gefüge erhalten hat.

Lachmanns beide grössere Erstlingsschriften, der Kommentar zum Properz und die Abhandlung über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not, zu gleicher Zeit entstanden, zeigen den Jüngling als Meister auf zwei weit voneinander liegenden Wissenschaftsgebieten, aber in sehr verschiedener Art. Der Properz ist der glänzende Abschluss einer Periode der Dichtererklärung, die seitdem nur noch in Holland nennenswerte Nachzügler gefunden hat; er verhält sich zu den Heyneschen Kommentaren etwa wie Raffaels Sposalizio zur umbrischen Schule, sowohl durch die Verwandtschaft mit der alten als durch die Zeichen der neuen Zeit. Aber die Abhandlung über das Nibelungenlied ist durchaus neu und epochemachend für die deutsche Philologie, obwohl Lachmann selbst mit den ersten Worten der Abhandlung an die Wolfischen Untersuchungen über die ursprüngliche Gestalt der Homerischen Gesänge anknüpft. Hierin zeigt sich Lachmanns Verhältnis zu beiden Wissenschaften nicht nur vorgebildet, sondern vollendet. Die klassische Philologie hatte bereits eine Geschichte, er fand in ihr das Rüstzeug vor, das der sich bildenden deutschen Wissenschaft vor allem not tat; er hat sein Leben hindurch mit dem Meissel und Richtmass der einen die Bausteine der andern behauen und gefügt, doch so dass er unter der Arbeit das eigne Werkzeug schärfte und seinen richtigen Gebrauch entdeckte und lehrte. Er ist so vielleicht für die Begründung und Entwicklung der deutschen Philologie von noch entscheidenderer Bedeutung als für die Geschichte der klassischen; aber dieser gehören doch die Grundzüge seines

wissenschaftlichen Wesens an und er hat es öfters ausgesprochen, dass er sich dessen bewusst war. Nur von dieser Seite aus wird man mit Sicherheit Bildung und Wirkung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit in ihren ursprünglichen und wesentlichen Zügen erkennen können.

Die klassische Philologie hat in Deutschland ihre erste feste Stätte durch die Gründung der Universität Göttingen und die Errichtung unseres philologischen Seminars erhalten. Hier hat Friedrich August Wolf sich als Studierenden der Philologie erklärt, hier war auch Lachmann noch in Heynes letzten Lebensjahren Mitglied des Seminars. Aber Heyne, der ein langes Leben hindurch die philologische Gestaltung und Verbreitung der durch Winckelmann und Lessing heraufgeführten neuen deutschen Renaissance in Schrift und Lehre mächtig gefördert hatte, konnte auf Lachmann nur als ein Schatten wirken; nicht weil seine Kraft zu Ende war (denn in denselben Jahren hat er auf Bunsen starken Einfluss geübt), sondern weil ihm auch in seiner besten Zeit die Schärfe und Klarheit fehlte, nach der Lachmanns Geist von Jugend auf begehrte. Von Dissen aber, so viel ihm nachzurühmen wäre, darf man wohl behaupten, dass ihm wie dem dritten seiner philologischen Lehrer, Wunderlich, Lachmann schon als Student überlegen war. Vor seiner Göttinger Zeit hatte er ein kurzes Semester in Leipzig studiert; auch Gottfried Hermann, dessen Beispiel und Lehre sonst jedem erwachenden Talent unwiderstehlich war, hat ihn nicht festgehalten. So ist Lachmann einsam seinen Weg gegangen, ohne andere Leitung als den Stern in seiner Brust.

Gottfried Hermann hatte die Richtung, die Richard Bentley der klassischen Philologie gegeben und grosse englische

und niederländische Philologen aufgenommen hatten, bis an ihr Ende verfolgt. Er war ins Tiefste der Sprache eingedrungen, hatte sie zu einem Teil seines eignen Wesens gemacht, die engste Fühlung mit den Gedanken und Empfindungen der grossen Dichter gewonnen, die Kunstformen der Gedichte zum einheitlichen System zusammengeschlossen. Der Bereich dieser Philologie war die Sprache und Literatur, ein ästhetischer Zug belebte sie, die Lust an der Schönheit bestimmte viele ihrer Wege, sie stand wenig unter Herders, stark unter Goethes Einfluss; nach Hermanns Vorbild bevorzugte sie Sprache und Literatur der Griechen, und unter den Griechen die Dichter. Diese Philologie kam also in vielen Stücken dem romantischen Zeitalter entgegen, das von ihr die errungene Kenntnis von der vollkommensten Poesie der Welt als reife Frucht in Empfang nahm.

Aber nachdem die Schlegel und Wilhelm von Humboldt, Savigny und Jacob Grimm die historische Wissenschaft entdeckt hatten, konnte eine solche Philologie nicht mehr genügen. Man wusste jetzt, dass Sprache und Literatur nur Zweige sind am Baume der Kultur, neben denen andere werden und wachsen, ohne deren Leben auch jene nicht grünen könnten; man wusste jetzt, dass die Altertumswissenschaft von der Sprache und ihren Denkmälern ausgehen musste, weil diese von dem untergegangenen Leben der Antike übrig waren und Kunde gaben; man wusste seit Winckelmann, dass auch die Denkmäler der Kunst ein Teil des griechischen und römischen Lebens waren; man wusste jetzt, dass alles Leben der Völker, das allgemeine und einzelne Leben, dass Glauben und Sitte, Staat und Recht wie Sprache, Literatur und Kunst in ihrem Werden

Bestehen Zerfallen erforscht und wiedergewonnen werden müssen, um die verlorne Welt der griechisch-römischen Kultur aus den Trümmern wieder aufzubauen. Die Früheren hatten gesammelt, jetzt war das Wort gefunden, das die Massen lebendig machte. Zu diesem Werk drängten sich die besten Geister und erfüllten die nächsten Jahrzehnte mit ihrer Arbeit. Während Lachmanns Aufenthalt in Göttingen erschien Niebuhrs römische Geschichte, während seines ersten Königsberger Jahres Boeckhs Staatshaushalt der Athener, als er Königsberg verliess Welckers Äschylische Trilogie und Otfried Müllers Dorier. Gleichzeitig eröffnete der streitbare Hermann den Kampf gegen die neue Richtung. Die Rufe in diesem Kampf sind nicht verhallt, denn die Schriften der grossen Gegner bleiben uns Dokumente für die wichtigste Entwicklungsepoche unserer Wissenschaft. Aber die Frage nach dem Recht in diesem Kampf ist von der Geschichte längst beantwortet. Man kann sagen, dass Hermann im einzelnen und seine Gegner im ganzen recht behalten haben. Hermann vermisste an den Neuen was er für das Fundament seiner Wissenschaft hielt, die sichere Sprachkenntnis; und keiner bezweifelt heut dass er recht hatte. Die Gegner kämpften für den neuen Begriff ihrer Wissenschaft; und keiner bezweifelt heut dass sie recht hatten. Unsere Philologie ist die von Boeckh und Otfried Müller; aber Gottfried Hermanns Philologie ist ohne Rest in ihr aufgegangen, und dass sie das könnte und müsste, das wollte und durfte dem Alten nicht in den Sinn.

Aber dass sie es konnte und dass aus beiden eine Einheit wurde, ist Karl Lachmanns historisches Verdienst.

Die Werke der griechischen und römischen Literatur, die

doch ausser ihrem eignen Wert in erster Linie auch die Quelle der Kenntnis für alle anderen Gebiete der antiken Kultur sind, haben durch die Jahrtausende einen Weg voller Fährlichkeiten gemacht. Viele sind unverwittert wie Gold, aber alle müssen ihren Glanz durch die Kritik zurückerhalten. Leser und Schauspieler, Gelehrte und Abschreiber, Wohlmeinende und Fälscher haben ihre ursprüngliche Gestalt beschädigt und verdunkelt; viele haben im Mittelalter, viele schon im Altertum Schaden gelitten; die einen liegen in reicher, aber innerlich stark auseinander gehender Überlieferung vor, die andern in vielen Abzweigungen eines einzigen Textes, andere in einer zufällig erhaltenen, aber von den Humanisten verbreiteten und je nach Belieben verbesserten Handschrift. Als dann die Schriften an das Licht des Druckes traten, erschienen sie im günstigen Falle in der Fassung einer zufällig ergriffenen Handschrift, in der Regel nach der Willkür des Herausgebers abermals umgegossen. Welche Aufgaben der Kritik aus diesem Zustande der Überlieferung erwüchsen, hatte schon Bentley in wesentlichen Punkten erkannt. Aber seine Erkenntnis wurde nicht ausgebildet, und G. Hermann stand ihr ganz fern. Er übte die Kritik nach seinem Sprachgefühl, das ihn vor Unrichtigem bewahrte, nach seinem Schönheitssinn, der ihn vor Hässlichem und Geschmacklosem, nach seiner Vertrautheit mit den einzelnen Dichtern, die ihn vor Unmöglichem bewahrte. Aber es ist klar, dass eine solche Kritik nur von Hermann oder einem Ebenbürtigen geübt werden konnte und dass sie, wo auch nur eine jener Eigenschaften fehlte, zum Dilettantismus auswachsen musste. Jacob Grimm hat einmal gesagt, versiegte Quellen aufzutun liege ihm sehr am Herzen, doch es gelte ihm mehr

darum, in dem flutenden Wasser zu baden als die hineingefallenen Halme und Spreuer wegzuschaffen. Das Bild ist sehr schön, aber es trifft nicht zu; die fremden Bestandteile dieses Wassers schaden, wie es die Erde gibt, der Gesundheit der Wissenschaft und sind nicht ohne künstliches Filtrieren so leichter Hand abzuschöpfen. Die Gefahr war gross, dass die neue Philologie sich gewöhnen würde in trüben Quellen zu baden.

Lachmann hat uns gelehrt, dass es die erste Aufgabe der Kritik ist, die besondere Art der Überlieferung zu beurteilen, die Zeugen zu prüfen, die zuverlässigen zu sondern und sich auf kein Zeugnis der unzuverlässigen einzulassen, so die echte und ursprüngliche Überlieferung, stufenweise bis zur Entstehung des Werkes vordringend, zu erschliessen; die zweite Aufgabe, nachdem dies geschehen, «durch scharfes Eindringen und liebevolles Hineinfühlen in des Dichters Weise» seine Absichten zu erkennen und die Wunden zu heilen, die seinem Werk geschlagen sind, und so das ursprüngliche Gebilde wieder herzustellen so rein und vollkommen wie die Mittel der Überlieferung, wie die Vertrautheit mit der Sprache und «der dichterischen und menschlichen Gestalt» des Verfassers, mit seiner Zeit und Umgebung, mit den Gedanken in denen er lebte und den Bedingungen seiner Kunst es gestatten. Er hat uns die Methode gelehrt, durch die wir in den sicheren Besitz unserer Schätze zurückgelangt sind. Er hat aber damit auch den Begriff der philologischen Kritik zu dem Umfang erweitert, der dem neuen Begriff der ganzen Wissenschaft entsprach. Diese Kritik umfasst und hat zur Voraussetzung die ganze Stufenfolge der Forschung von der Vergleichung der Handschriften und der Ermittlung

der Orthographie bis zur Rekonstruktion des Kulturkreises, aus dem das Werk hervorgegangen, aus dem heraus es allein wahrhaft verstanden werden kann. Sie kann im Lachmannschen Geiste nicht ohne das Können in Hermanns Sinne, nicht ohne das Wissen in Boeckhs Sinne getrieben werden. Freilich nicht so, dass in jeder kritischen Arbeit die ganze Kette, in der das Glied hängt, in die Erscheinung trete; wie denn Lachmann etwa in seinen Ausgaben der römischen Elegiker und des Neuen Testaments nur die reine Überlieferung hergestellt, zur Analyse der Ilias nur die Interpretation angewendet, den Lucrez auch emendiert und erklärt hat, aber erklärt nur soweit es unmittelbar zur Herstellung des Textes diente. In diesen und in allen Lachmannschen Werken, den grossen und den kleinen, zeigt sich neben der vollkommenen Leistung, deren Erfolg und Zeichen es ist, dass fast alle Arbeiten Lachmanns, die grossen und die kleinen, unveraltet, nicht nur durch ihre Wirkung, sondern unüberholt durch ihre Resultate dauern, neben der Vollendung zeigt sich eine ebenso bewundernswerte Selbstbeschränkung; in unzähligen Fällen erkennt der Kundige, wie Lachmann den ganzen Kreis der Forschung umschrieben hatte, aber die Begrenzung, die ihm der Zweck seiner Arbeit ergab, aufs schärfste einhielt. Soweit mag man Jacob Grimms Ausspruch gelten lassen, dass er die Sachen um der Worte, nicht die Worte um der Sachen willen trieb. Nur die aus dem Ganzen herausgewachsene und in allen Fasern mit dem Ganzen zusammenhängende kritische Arbeit konnte der neuen historischen Wissenschaft den Boden bereiten und ihrem grossen Gange zur Seite bleiben.

So dürfen wir Lachmanns Stellung in der Geschichte, sein

Verdienst um die Entwicklung der Philologie dahin formulieren, dass er das beste Gut der alten Zeit in die neue Wissenschaft herübergerettet und für alle Zeiten gesichert hat.

Neben, nicht vor ihm (denn schon in Lachmanns Properz tritt die Erkenntnis mit voller Klarheit auf) hatte Immanuel Bekker erkannt was not tat und hat es vornehmlich für die griechische Prosa mit unvergleichlicher Energie durchgeführt; aber seine wissenschaftliche Persönlichkeit ragte nicht hoch wie Lachmanns über das was not tat hinaus. Madvig aber, der beiden ebenbürtige Beherrscher der lateinischen Prosa, tritt erst in Lachmanns späterer Zeit mit seinen grossen Arbeiten auf den Plan. Durch die Vereinigung von Hermanns, Boeckhs und Lachmanns wissenschaftlichen Wegen hat noch in Lachmanns letzten Jahrzehnten die historische Altertumswissenschaft den Standpunkt gewonnen, der für ihre neueste Entwicklung bezeichnend ist, auf dem die historische Forschung von der kritischen Arbeit an den Texten nicht mehr zu trennen ist und der Antiquar die kritische Arbeit so sicher beherrschen wie der Kritiker das Gesamtbild der antiken Kultur im Busen tragen muss. Die stolzen Resultate, die die klassische Philologie seit der Mitte des Jahrhunderts erreicht hat, sind aus dieser Vereinigung hervorgegangen.

Lachmanns ganzes Schaffen bewegt sich im Kreise der Kritik. Er war weder Jurist noch Theologe. Er tat am Gaius und den römischen Feldmessern und im grossartigsten Massstabe am Neuen Testament die kritische Arbeit, deren wissenschaftliche Notwendigkeit er erkannte. Er erkannte es auch als ein kritisches Geschäft, die Werke Lessings in der Gestalt herauszugeben, die ihnen durch den Verfasser,

nicht durch den Setzer und die Willkür der Herausgeber geworden war, und gab so das Zeichen, dass auch die neueste Literatur, trotz der einfachen Bedingungen ihrer Überlieferung, der kritischen Herstellung bedarf. Aber die deutsche Philologie ist ein Teil seines wissenschaftlichen Wesens, die Hälfte seines Ganzen; die zwiefache Arbeit geht nebeneinander her, bald die eine bald die andere sich vordrängend, immer beide von fester Hand zusammengehalten. Die deutsche Philologie stellte zum Teil ganz andere Aufgaben, solche die von der klassischen für ihren Bereich längst gelöst waren. Schon die Philologie der griechischen Welt hatte aus der unermesslichen Fülle der klassischen Poesie die grössten Dichter ausgewählt und an die Spitze ihrer Gattungen gestellt. Die alte deutsche Literatur war noch, als Lachmann auftrat, nach Müllenhoffs Wort « ein wüster Haufen », in dem er « Licht und Ordnung » geschaffen hat. Erst durch Lachmann gelten Hartmann und Wolfram und Walther als die Häupter der mittelhochdeutschen Poesie. Wie er die grossen Meister von den kleinen sonderte, so ergriff er die Hauptwerke und stellte sie durch seine kritische Arbeit in ihrer Reinheit ans Licht. Aber die Kritik hatte hier mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Alle Wissenschaft beginnt mit der Beobachtung der regelmässigen Erscheinungen; die deutsche Philologie hatte noch keine Grammatik, keine Metrik, noch keine Analogie. Während der Königsberger Jahre hat Lachmann aus allem was von altdeutscher Literatur gedruckt war das vollständige Material gesammelt und geordnet, später es aus dem ungedruckten Reichtum süddeutscher und schweizerischer Bibliotheken nach allen Richtungen ergänzt. Für die systematische Grammatik

hat Jacob Grimm Lachmanns Schätze mit verwertet, die Metrik hat Lachmann selbst begründet und ausgebaut und alsdann Sprache und Gebrauch der Dichter in ihren Werken neu erscheinen lassen, die bisher fast alle nur als Abdrucke einzelner Handschriften, also unberührt von den Forderungen auch der unvollkommensten Kritik, vorlagen. In der deutschen Philologie erging er sich freier, hier war er weniger karg mit Worten, säete nicht immer mit der Hand, sondern schüttete auch bisweilen den Sack aus; hier hat er auch durch die Krone seiner Abhandlungen, die Kritik der Sage von den Nibelungen, gezeigt wie er die schwierigsten Probleme der historischen Forschung zu bewältigen wusste. Durch Jacob Grimm und Lachmann ist die Wissenschaft der deutschen Sprache und des deutschen Altertums, um Haupts Worte zu gebrauchen, im Laufe eines Menschenalters der Ausbildung nahe gekommen, zu der die Philologie auf anderen Gebieten Jahrhunderte gebraucht hat; und auch diese Wissenschaft konnte gleich nach Lachmann weiter mächtig ausschreiten, indem Müllenhoff in Lachmanns Geiste die Forschung Jacob Grimms weiterführte und erneuerte. Durch solche Begründer ist die Germanistik der Gefahr entrückt, aus einer Philologie ein Teil der Linguistik zu werden.

Als Jacob Grimm eine Schilderung Schillers geben wollte, schilderte er gleichsam unwillkürlich Schiller und Goethe. So ist es, wenn man über Lachmann redet, schwer der Versuchung zu entgehen über Lachmann und Jacob Grimm zu reden; nicht nur bei allem Gegensatz die innere und äussere Verbindung ihrer Lebensarbeit, auch der Gegensatz der Personen lockt immer wieder dazu, und es ist ein Bild bei dem man gern verweilen möchte, das aus einem

Briefe Jacob Grimms an Lücke, gleich nach Lachmanns Tod, wie greifbar hervortritt: «doch ich habe und behalte ihn sehr lieb und werde seiner stets mit Rührung gedenken; als Horkel getraut wurde, sang ich mit ihm aus einem Gesangbuch und hörte auf nichts als seine Stimme.» Jeder wird, wenn er die beiden neben einander denkt, das Widerspiel von Jacob Grimms milder und Lachmanns harter Natur empfinden; zwar auch Grimm konnte Blitze schleudern; aber Lachmann denken sich viele als einen Mann mit steinernem Herzen. Wer ihn nur aus seinen Schriften kennt, mag wohl zu einem solchen Eindruck gelangen; denn sie sind wie aus Eisen geschmiedet und lassen, wenn einmal der Mensch aus ihnen spricht, keinen andern Ton als den der höchsten Anforderung an sich und andere, der schroffen Verwerfung sittlicher Schwachheit vernehmen. Aber es fehlt uns nicht an Erzählungen seiner Freunde aus Göttingen und Berlin, und wenn auch von seinen Briefen leider noch vieles und wichtiges unveröffentlicht ist, so hat doch grade das letzte Jahr, wie zu seiner Jahrhundertwende, schöne und ausführliche Briefe besonders aus der Königsberger Zeit und dem Jahr der Göttinger Sieben gebracht, vor allem aber den herrlichen Schatz der Briefe an Moritz Haupt, die uns den ganzen Menschen während der letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens zeigen: den ganzen Menschen, denn dem Freunde gegenüber gab er sein Inneres aus, das zu erschliessen er keine Häuslichkeit besass. Einem reichen Geist nachzurühmen, dass er ein treues und warmes Herz besessen, einem grossen Gelehrten dass er ein guter Mensch gewesen, ist nicht unnützes Lob. Lachmann hätte nimmer zugegeben, dass die Tugenden und Fehler des Menschen von denen des Gelehrten zu

trennen seien. Alle unmittelbaren, von Mensch zu Menschen getragnen Äusserungen Lachmanns, die in Fülle des Gefühls und der Worte überquellenden jugendlichen wie, in allen wesentlichen Zügen übereinstimmend, die gemessenen der späteren Zeit, alle zeigen dieselbe strenggeschlossene und in sich ruhende Natur, die angefüllt ist von ehrlicher und opferbereiter Gesinnung, jeder starken aber auch jeder zarten Regung fähig. Zwar er zog seinen Kreis enger, nachdem er durch den Tod des Jugendfreundes, in dessen Hause er lange Jahre als Glied der Familie gelebt hatte, aus seinen äusseren Lebensfugen gerissen war; und es wurde ihm immer erwünschter sich «in seiner engsten Individualität» zu bewegen; aber jede Freundlichkeit und Herzlichkeit derer die ihm lieb sind bewegt sein liebebedürftiges Herz: «es ist prächtig zu arbeiten, wenn man freies Geistes und gesund ist und sich unter lauter Leuten befindet, die mit einem freundlich sind.» Bis zuletzt blieb ihm das unwiderstehlich fröhliche Lachen seiner Jugend, und die Freunde sagten wohl, wenn man in seiner Abwesenheit fröhlich war: der rechte Lachmann fehlt. Wenn er bei einem Fest der akademischen Jugend erschien, war er der willkommenste und harmloseste Gast. An dem studentischen Waffendienst des achtundvierziger Frühjahrs nahm er mit Eifer, «immer im schönsten Verkehr und Eintracht mit den Studenten» teil und schleppte den schweren Säbel in heisser Sehnsucht nach einer politischen Wiedergeburt seines Landes. Er hatte seit dem Feldzuge der Jugend nur Zeiten gesehen, in denen kein besserer Wahlspruch galt als der Epikurische: verborgen leben ist gut leben; aber die Ereignisse dieses und der nächsten Jahre griffen stark an sein preussisches Herz. Nichts ist bezeichnender als wie

er die Dedikation seines Walther an Uhland «zum Dank für deutsche Gesinnung Poesie und Forschung gewidmet» 1849 umschreibt: «den wahrhaften Deutschen, die keinen Gegensatz von Nord und Süd gelten lassen.» Und nach der Schmach von Olmütz schreibt er dem Freunde: «möht ich verslâfen des winters zît.» Noch war sein Haar, das wellige gelbblonde, ungebleicht; nach wenigen Monaten ging er dahin, und Wilhelm Grimm schrieb: «wohin soll man seine Blicke richten? nirgend eine Stelle am Himmel, wo man dächte die Wolken teilen sich, überall eine dichte graue Decke, die sich immer tiefer herabzusenken scheint. Ein solches Gefühl habe ich sonst in den schwersten Zeiten nicht gehabt.»

Dass in Lachmanns wissenschaftlicher Persönlichkeit mehr die Strenge als die Zartheit seines Wesens zur Erscheinung gekommen ist, hat tiefen Grund; und wir dürfen uns nicht von ihm wenden, ohne durch die Erkenntnis des Grundes dem Manne und seiner eignen Art genug getan zu haben. Man sieht leicht, dass er auf einem Hauptgebiet seiner Arbeit mit der Unfertigkeit und Leichtfertigkeit der in den ersten Schritten befangenen Wissenschaft viel zu kämpfen hatte; aber es leuchtet ein, dass es sich bei Lachmann nicht nur um ein pädagogisches Feuer handelte, sondern um einen über den Anlass hinausgehenden, mit der Sache unlöslich verbundenen sittlichen Zweck. Die philologisch kritische Arbeit, die seine Lebensarbeit war, wurde bis auf ihn, wie wir gesehen haben, auch von den Besten mit starker subjektiver Willkür ausgeübt. Keine andere wissenschaftliche Tätigkeit verlockt so häufig, das eigene Belieben mit der Wahrheit zu verwechseln, die geistreiche Vermutung als provisorische Wahrheit gelten zu lassen, der um

geringfügigste Resultate zu führenden mühsamen und trocknen Untersuchung aus dem Wege zu gehn. Diese Willkür galt in dieser Wissenschaft zu aller Zeit als etwas Erlaubtes und, wenn sie geschickt auftrat, Erfreuliches und Rühmenswertes. Und doch nimmt sie der Kritik gänzlich ihren wissenschaftlichen Charakter; nicht nur weil eine solche Forschung materiell unzulänglich ist, sondern weil sie von dem Streben nach der einfachen Wahrheit ablenkt, also eben so sehr moralisch unzulänglich ist. Der Kritik die wissenschaftliche Methode schaffen konnte nur wer die moralische Notwendigkeit erkannte, die Kritik wie jede andere Forschung zu behandeln und das subjektive Element in ihr auf das Unerlässliche zu beschränken. Jedes grosse Objekt der Forschung trägt die Forderung vor sich her, die Wahrheit zu suchen und bei der Wahrheit zu bleiben; der kritischen Arbeit mit ihren unzähligen kleinsten Untersuchungen wollte diese sittliche Forderung der Wissenschaft unter der Hand zerbröckeln. Lachmann ging an die Arbeit, indem er sich selbst das Gesetz gab, so in jedem Falle zu verfahren, dass das Prinzip, nach dem er einen Buchstaben oder eine Interpunktion verwarf oder beibehielt, zugleich als allgemeines wissenschaftliches Gesetz gelten konnte. Ich wähle mit Absicht Ausdrücke, die an die bekannte Formel der Kantischen Ethik angelehnt sind. Denn es kann kein Zweifel sein, dass Lachmann, bewusst oder unbewusst, in die philologische Kritik die aus Kants Metaphysik der Sitten für das sittliche Handeln sich ergebenden Gebote eingeführt hat. Sehr bewusst was die sittliche Forderung angeht; vielleicht unbewusst was ihre Quelle angeht; denn ich wüsste nicht nachzuweisen dass Lachmann, trotz seines siebenjährigen Aufenthalts in

Königsberg, sich in Kants Philosophie vertieft hätte. Aber die Ethik Kants, oder vielmehr ihre praktischen Folgerungen, beherrschten das sittliche Empfinden des deutschen Nordens in den Jahren der Unterdrückung und Befreiung mit tiefgreifender Gewalt; und es gab kein von der Natur besser zubereitetes Gefäss für die Lehre vom kategorischen Imperativ als Lachmanns scharfgeschnittene, jede Halbheit und Halbwahrheit zurückweisende sittliche Natur; und da es ihm Widersinn war, den sittlichen Menschen von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zu trennen, so tritt das Prinzip seiner Moralität in seiner wissenschaftlichen Arbeit beherrschend hervor. Es bedarf keines Wortes dafür, dass weder Gottfried Hermann noch ein anderer der neben ihm zu nennen wäre an sittlicher Grösse nur um ein Haar unter Lachmann stand, keines Wortes dafür, dass vor wie nach Lachmann Reden wider Überzeugung Lüge, Reden ohne Überzeugung Frivolität gewesen; aber auch Kant hat ja nicht «einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen und diese gleichsam zuerst erfinden wollen, gleich als ob vor ihm die Welt in dem was Pflicht sei unwissend oder in durchgängigem Irrtum gewesen wäre», nur eine «neue Formel hat er aufstellen wollen, die das was zu tun ist ganz genau bestimmt und nicht verfehlen lässt». Diese hat Lachmann auf die philologische Kritik angewendet; es ist eine strenge Lehre und sie lässt ihren Träger als einen Mann von schroffer und zu keiner Nachsicht geneigter Sinnesart erscheinen. Er wendete sie an in einer Zeit, deren romantische Richtung den Antrieb enthielt, die Strenge im Kleinen den grossen und wohl auch nebelhaften Gedanken zu opfern; der einzige Punkt in Lachmanns kaum ermesslicher Arbeitsfülle, an dem eine Schwäche zu

erkennen ist, die Heptaden seiner Nibelungenlieder, darf wohl als der Zoll betrachtet werden, den auch er der Romantik entrichtet hat. Seine Lehre hat mächtige Wirkung geübt, und viel weiter als man es sich gesteht über seine eignen Gebiete hinaus hat sie die Anschauungen über wissenschaftliche Moralität gekräftigt. Wir mögen es aussprechen: Lachmann hat den besten sittlichen Gewinn der Aufklärung über das romantische Zeitalter hinweg in die neue Entwicklung der Philologie herübergerettet.

An diesem Manne wollen wir unsere Seele aufrichten. Er hat uns nicht nur seine Werke hinterlassen. Jeder geht und jeden führt das Leben seinen Pfad, keine Stimme von aussen wird den leiten, der nicht mit der eigenen Waffe Dornen und Gestrüpp vor sich her zu fegen kräftig ist. Das Leben ist des Lebens Pfand, es ruht nur auf sich selbst und muss sich selbst verbürgen. Aber das Bild und Andenken grosser Charaktere ist ein köstliches Erbteil; es ist unser, wenn wir uns seiner bemächtigen, auf dass es unsern Blick hell und unsre Schritte freudig mache. Keine Zeit hat der grossen Vorbilder entraten können; in unserer Zeit liegen die Keime der sittlichen Schwäche breit ausgesät, in Kunst und Leben, in der Schule und auch in der Wissenschaft. Die Jahre kommen, da Generationen, die gelernt haben dass zu wenig lernen auch lernen sei, mit lahmen Flügeln sollen flügge werden; immer härter wird die Arbeit sein, die Unzulänglichen aus den Pforten der Wissenschaft hinauszudrängen. Doch gegen das Philistertum, das unsrer Kultur die Locke des Sieges vom Haupte schneiden möchte, stärkt uns von Lachmanns Grabe her der Anhauch seiner Kraft. Und wo immer ein Jüngling seinen Flug über den Staub zu erheben trachtet, wo ein Mann mit schwerer

Mühe aus Irrwegen nach dem Ausgang ringt, da wird Lachmanns hohe und reine Gestalt nach der Höhe und ins Lichte weisen. Diesen Kranz, auch dem Genius den schönsten Kranz, wollen wir heute auf dem Grabe Lachmanns dankbar niederlegen.

HARNACK AUF NEANDER

DIE THEOLOGISCHE FAKULTÄT HAT SIE eingeladen, mit ihr das Andenken August Neanders festlich zu begehen. Sie feiert in ihm den Kirchenhistoriker, mit welchem, wie sein grosser Rivale, Ferdinand Christian Baur, bezeugt, eine neue Epoche der kirchlichen Geschichtsschreibung begonnen hat. Sie verehrt in ihm den berühmtesten und geliebtesten Lehrer, den sie neben Schleiermacher in ihrer Mitte besessen hat. Die Aufgabe, sein Lebensbild und seine Bedeutung zu schildern, hätte ich gerne Berufeneren überlassen. Weilen doch in unserer Mitte solche, die zu seinen Füssen gesessen haben und denen das Herz aufgeht, wenn sein Name genannt wird; erfreuen wir uns doch noch der Gegenwart des greisen Kirchenhistorikers, der eine unübertreffliche Charakteristik seines Zeitgenossen Neanders geschrieben hat, Karl Hase. Aber auf den Lehrstuhl berufen, den Neander einst schmückte und den er zu einem Katheder des protestantischen Deutschlands, ja der protestantischen Welt erhoben hat, durfte ich mich der Aufgabe nicht entziehen, am heutigen Tage einen bescheidenen Kranz zu den Füssen des grossen Vorgängers niederzulegen. Mag der Abstand der Zeiten, mag das Fehlen persönlicher Erinnerungen dem Bilde den sonnenhaften Glanz versagen, in welchem nur persönliche Schüler es zu schauen vermögen, so gelingt es vielleicht dem später Geborenen besser, das Bleibende von dem Vergänglichen zu scheiden.

Wäre Neander freilich nur ein Virtuose gewesen, wie sie am Anfange unseres Jahrhunderts auf allen Gebieten der Wissenschaft neben den wahrhaft grossen und führenden Geistern zahlreich waren und in anregender aber ungezügelter Eigenart den Charakter jener merkwürdigen

Epoche mitbestimmt haben, so würden wir heute seiner nicht feierlich und dankbar gedenken; denn die Nachwelt flicht dem Virtuosen keine Kränze. Aber inmitten jener Gruppe von enthusiastischen Geistern und beweglichen Talenten ragt er hervor durch die Lauterkeit seiner Gesinnung, durch die eindringende und sanfte Gewalt, mit der er eine neue Betrachtung der Kirchengeschichte durchgesetzt hat, und – nicht zuletzt – durch einen wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiss. Und doch ist damit für alle, die ihn gekannt haben, noch nicht das Höchste gesagt. Was sie an ihm verehrten, wodurch er sie innerlich bezwang und sich zu eigen machte, das war seine christliche Persönlichkeit, seine Demut und Einfalt, seine Selbstverleugnung und Liebe, der christliche Glaube, in welchem der Gelehrte ebenso aufging wie der Mensch. Man kann von Neander dem Kirchenhistoriker nicht sprechen, ohne von Neander dem Christen zu reden. Und man darf auch an dieser Stelle sein Andenken nicht beleben, ohne das Herz dieses Mannes zu rühmen, das unbegrenzte Wohlwollen, das nicht nur überfloss in Gaben der Barmherzigkeit, sondern das sich vor allem in edelster Freundschaft offenbarte. «Der Drang geistiger und gemütlicher Mitteilung war die Seele seines Lebens.»

Als Sohn eines jüdischen Krämers gewöhnlichen Schlags ist David Mendel – denn das war sein ursprünglicher Name –, das jüngste von sechs Geschwistern, in Göttingen geboren. Für seine Erziehung war es entscheidend, dass die Mutter bald das Haus des unwürdigen Gatten verliess und mit den Kindern nach Hamburg zog. Sie war eine fromme, achtungswerte Frau, hatte verwandtschaftliche Beziehungen zu guten jüdischen Familien, so zu Mendelssohn

und Stieglitz, und lebte für ihre Kinder. In Hamburg ist der Knabe aufgewachsen. Die Mutter machte es unter Opfern möglich, ihn in das Johanneum zu schicken, dessen Direktor Gurlitt sich bald für den ungewöhnlichen Zögling interessierte. Denn ungewöhnlich war er. Körper, Haltung und Kleidung waren vernachlässigt und wiesen ihn in die Klasse jener armen Judenjungen, deren Anblick ein mit Verdruss gepaartes Mitleid erregt. Aber der Geist, der in dieser wenig angemessenen Behausung lebte, entging dem scharfen Auge des Direktors nicht und schliesslich triumphierte er auch über die Spottlust der Mitschüler. Schon hier beginnt die Parallele zu den Vätern und Asketen der alten Kirche, die sich jedem aufdrängt, der Neanders Eigenart und Entwickelungsgang überschaut. Zeitlebens ist er in kümmerlicher Hülle geblieben. Seine Unbeholfenheit und Unmündigkeit im weltlichen Lebensverkehr sind in dieser Stadt sprichwörtlich geworden. Er blieb in den äusseren Dingen wie ein Kind, durch und durch abhängig und der Bevormundung bedürftig. Aber auch dort, wo er es vermocht hätte, sich über diese Unbeholfenheit zu erheben, scheint er mit Bewusstsein die Gleichgültigkeit gegen alles Äussere festgehalten zu haben. Sie bildete gleichsam einen Schutzwall seines Daseins, um sich ungestörter und völliger seinem Berufe hinzugeben. So hat er sich auch niemals entschliessen können, in die Ehe zu treten. Er blieb ein Mönch, allen weltlichen Geschäften abgewandt, aber rastlos arbeitend und Seelen werbend.

Ostern 1805 ging er, im Griechischen und Lateinischen der Erste, vom Johanneum zum akademischen Gymnasium über. Die Rede, die er nach Anordnung des Direktors über das Thema: «De Judaeis optima conditione in civitatem

recipiendis», also über die Judenemanzipation, hielt, atmet den Geist Moses Mendelssohns und des achtzehnten Jahrhunderts. Vielleicht aber darf man annehmen, dass sie mehr den Gesinnungen des Direktors entsprach, der sie auch mit Anmerkungen zum Druck befördert hat, als seinen eigenen. Sie machte übrigens einen gewaltigen Eindruck. Niemand hatte das von dem sonst so schüchternen und in seinem Auftreten ungeschickten Jüngling erwartet. Aber mochte er auch vorübergehend von den philosophischen und bürgerlichen Idealen der Aufklärungszeit berührt gewesen sein – schon war ihm ein anderer Stern aufgegangen, Plato, und während er sich ihm mit Begeisterung hingab, führte ihm das akademische Gymnasium zwei Freunde zu, Varnhagen von Ense und Wilhelm Neumann, ältere Studenten, die bereits mit Chamisso einen Musenalmanach herausgegeben hatten. Sie gehörten der selbstbewusst und kühn aufstrebenden romantischen Schule an und waren durch die innigste Freundschaft mit einander vereinigt. In diesen Bund, der sich das Zeichen des Nordsterns als Symbol erwählt hatte, trat David Mendel, und er entschied für sein Leben. Die Freunde führten ihn in die Schriften Schlegels, Tiecks und Fichtes, in den Zaubergarten der Romantik, ein, und er lehrte sie den Plato. Aus der engen Schulstube und der Welt nüchterner und spiessbürgerlicher Ideale, aus einem gedrückten und kümmerlichen Dasein, sah sich der Jüngling plötzlich in die Sphäre überschwenglicher Herrlichkeiten und edelster Gefühle versetzt. Das Wunderland, welches Plato und die Neuplatoniker entdeckt, welches die Mystiker geschaut, Jacob Böhme geheimnisvoll beschrieben, tat sich ihm auf. Hand in Hand mit den gleichgestimmten Freunden bestieg

er jenen Nachen, dem der Fährmann fehlt, aber dessen Segel beseelt sein sollen, um hinauszufahren ins Weite, um das Universum zu gewinnen, um – ich rede in seinen Worten – aus der Vielheit und Entzweiung die Einheit wiederzufinden, die feste klare Kindlichkeit, den absoluten Charakter der Vergöttlichung. In diesem Sturm und Drang, in dem seine Seele schwelgte, war ihm die Freundschaft der Freunde nicht nur Mittel und Hilfe. Ihm offenbarte sich vielmehr in der Freundschaft die höchste Metaphysik selbst. Liebe, Universum, Gottheit, Einheit, Bruderschaft, das Gute, – er lebte in einer Sphäre, wo jede Vertauschung dieser Begriffe erlaubt, ja geboten war. Eine Reihe von Briefen an Chamisso aus jener Epoche, wenn auch etwas später beginnend, sind uns aufbewahrt. Sie sprechen die Sprache des Schwärmers. Ein brausender Wein schäumt in diesen Bechern. Doch ist die Kraft der Phantasie geringer als der Schwung und die Spekulation. Manches ist auch nur nachgeahmt. Platonische, Böhmesche, Schellingsche und vor allem auch Schleiermachersche Gedanken klingen in den Briefen des siebzehnjährigen Jünglings an, die der hochbeglückte Freund «göttliche» nennt. Aber bei allem Überstürzten, Unklaren und Rhetorischen fehlt der tiefe und ernste sittliche Ton nicht, den die Produktionen gleichgestimmter Freunde damals nicht selten vermissen liessen. So kündigte sich die zukünftige Eigenart Neanders schon hier an. «Beten und arbeiten: ja das mag der Grundton der Musik unseres Bundes sein», schreibt er Chamisso im April 1806. Von Plato spricht er in den Briefen und nennt ihn «den vorchristlichen Christen». Und wir lesen ferner dort die Worte: «Heiliger Heiland, Du allein kannst uns ja mit diesem profanen

Geschlecht versöhnen, für das Du ... ohne dass es dies verdient, lebtest, littest, starbst. Du liebtest die Profanen, und wir können sie nur hassen, verachten!»

«Heiliger Heiland» – Sie werden erstaunen, diesen Ausruf in den Worten eines Juden zu finden. Aber er war es bereits nicht mehr. Schon im Februar 1806 hatte er sich taufen lassen. Man darf wohl sagen, dass Plato, wie er ihn verstand, d. h. der Neuplatonismus, Plutarch und Schleiermachers Reden über die Religion, verklärt durch den Bund der Freundschaft, ihn zu diesem Schritte geführt haben. Wenige Tage vor seiner Taufe schreibt Neumann an Chamisso: «Wir haben unter unseren Mitstudierenden einen trefflichen Jüngling kennen gelernt ... Plato ist sein Idol und sein immerwährendes Feldgeschrei. Es sitzt Tag und Nacht über ihm, und es mag wenige geben, die ihn so ganz und so in aller Heiligkeit in sich aufnehmen. Es ist wunderbar, wie er dies alles so ganz ohne fremden Einfluss geworden ist, bloss durch Betrachtung seiner selbst und redliches, reines Studium. Ohne von der romantischen Poesie viel zu kennen, hat er sie sich selbst konstruiert und die Keime dazu in Plato aufgefunden. Auf die Welt um sich herum, hat er mit tiefer Verachtung blicken gelernt.»

Wie für die Kirchenväter Justin und Augustin, so war auch für Johann August Wilhelm Neander – denn diese Namen erwählte er sich nun – der Platonismus die Brücke zum Christentum geworden. Es war kein Übertritt aus Konvenienz. Aber wie Neander niemals ein Jude im Sinne des Talmud gewesen ist, sondern vielmehr im Sinne Philos, so trat er auch nicht zu irgend einem dogmatischen christlichen Bekenntnis über. Wir besitzen noch den Aufsatz, welchen er dem Pastor einreichte, der ihn taufte. Hier ist

das Christentum dialektisch-romantisch als die absolute Wahrheit aus den Entwickelungsstufen der Religion konstruiert. Neben Schleiermacherschen Elementen tritt ein Böhme-Schellingsches deutlich hervor. Als das spezifisch Christliche gilt das Verschmelzen mit dem Unendlichen, die Liebe als die Identität aller Gegensätze, und der dem irdischen Staate gegenübergestellte Verein der Seelen zur Anschauung des Unendlichen, die Kirche, deren erste Keime Neander in dem Freundschaftsbunde der Pythagoräer finden will. Doch fehlte ein kräftiges Pathos für die Person Christi schon damals nicht. Aus der Gruppe der «Virtuosen der Religion» tritt der Erlöser deutlich hervor.

Ostern 1806 verliess Neander Hamburg, um Jurisprudenz zu studieren. Allein auf der Reise zur Universität wurde es ihm klar, dass er Theologe werden müsse. Er ging nach Halle, um den Mann zu hören, der die Gebildeten unter den Verächtern wieder zur Versöhnung mit der Religion führen wollte, Schleiermacher, um «nicht bloss ein stummes Mitglied des heiligen Bundes zu bleiben, sondern in die Reihe derer zu treten, welche das Christentum mit der Freiheit des klaren Bewusstseins aussprechen und tätig in dem inneren Leben der Kirche wirken».

Schleiermachers Vorträge über Kirchengeschichte machten auf den jungen Studenten den tiefsten Eindruck. Aber bald nötigten ihn die politischen Verhältnisse, Halle mit Göttingen zu vertauschen. Dort wurde er, Tag und Nacht rastlos arbeitend, Mittelpunkt und Haupt eines Kreises von Freunden, denen er Plato und Schleiermacher interpretierte. Ungern weilte er in Göttingen, welches er Philistropolis nannte. Allein der Aufenthalt daselbst war doch höchst wichtig. Hier lernte er in Planck den gelehrtesten

Kirchenhistoriker jener Zeit kennen. Unzweifelhaft hat ihn dieser ausgezeichnete Mann zu pünktlichem und nüchternem Quellenstudium angeleitet. Der Geist der Geschichtsforschung, das Charisma der Göttinger Hochschule, berührte den strebsamen Jüngling und führte ihn zur Kirchengeschichte. Obgleich andere Bahnen einschlagend als Planck, hat Neander zeitlebens für den «teuersten und innigstverehrten Lehrer» die Gefühle des Dankes gehegt. Nachmals als Planck sein funfzigjähriges Jubiläum feierte, widmete ihm Neander einen Band seiner Kirchengeschichte und begleitete die Widmung mit folgenden pietätsvollen Worten: «Wenn Sie auch mit vielem in diesem Werke nicht zufrieden sind, so werden Sie doch in dem Streben nach wohlwollender Gerechtigkeit den Schüler nicht verkennen, der von dem grossen Meister selbst, dem er so vieles verdankt, zuerst gelernt hat, dem suum cuique in der Auffassung der Geschichte nachzustreben. Und Sie werden am besten mit Ihrer, von dem Geiste der Liebe verklärten, nun durch ein halbes Jahrhundert erprobten Gerechtigkeit auch jeden Ihrer Schüler, der in ernster Gesinnung arbeitet, auf seinem Standpunkt anzuerkennen wissen. Daher rechne ich getrost mit einer von dankbarer Liebe und Verehrung dargereichten Gabe auf Ihre Nachsicht. Gott sei gepriesen, dass er Sie uns zum Lehrer gegeben und Sie uns so lange erhalten hat.»
Wie sticht dieses herrliche Zeugnis ab von dem hochmütigen Tone, in welchem schon damals das neue Theologengeschlecht von den Männern sprach, die es Rationalisten nannte!
Bereits wuchs aber Neander in der Beurteilung der Kirchenväter und des alten Dogmas über seinen Lehrer Planck

hinaus. Wir haben dafür ein sehr kostbares Zeugnis in einem seiner Göttinger Briefe. Er spricht sich unbefriedigt über Plancks Behandlung der Dogmengeschichte des fünften Jahrhunderts aus. In dieser sei so vieles, was die Leute veranlasse, nur auf « die äusseren Grimassen » zu sehen und dann « das heillose Spiel » zu beweinen. Man müsse vielmehr die Streitenden selbst betrachten, und man könne speziell Augustin nicht verstehen, wenn man nicht einsehe, dass seine Theorie auf dem Boden des religiösen Gefühls entstanden, dann auf das Gebiet des Verstandes verpflanzt sei, weshalb sie leicht missverstanden werden könne. Das ist schon der ganze spätere Neander!
In den Ferien des Jahres 1807 traf Neander in Hannover mit einem Professor Frick, in Hamburg mit Matthias Claudius zusammen. Durch diese Männer, welche dem philosophisch-romantischen Geiste nicht huldigten, sondern auf ein biblisches Christentum drangen, wurde er zum Nachdenken darüber gebracht, ob Schleiermacher, Schelling und Fichte wirklich die klassischen Interpreten des Evangeliums seien. Seitdem trat die romantische Philosophie für ihn in den Hintergrund. Er wandte sich ganz dem Studium des Neuen Testamentes und der Kirchenväter zu. Das Historische und Buchstäbliche wurde ihm von Wichtigkeit gegenüber philosophischen Umdeutungen. Die Person Christi als des göttlichen Erlösers ward ihm zum Mittelpunkt seines inneren Lebens und seiner geschichtlichen Betrachtung. Er wusste sich als ein neuer Mensch, « mit jener frischen Innigkeit wie einzelne in den ersten Jahrhunderten, denen das Christentum nicht angeboren war, sondern die es gegen widerstrebende Verhältnisse ergriffen haben wie einen Raub ». Über das glänzende

Examen, welches er im Herbst 1809 in Hamburg ablegte, berichtet ein Augenzeuge: «Neanders Erscheinung, den Examinatoren sicherlich eine Rarität eigener Art, wenn nicht ein geisterartiges Wesen aus fremden Regionen, setzte die sämtlichen Herren sehr bald in Verwunderung und Erstaunen... So oft sie ihn nur eben anrührten, trat ein Strom tiefer und gelehrter Bemerkungen und gewissermassen – interessanter Abhandlungen hervor, der fast kein Ende nehmen zu können schien.» Nach kurzer Kandidatenzeit ging Neander trotz aller Bedenken der Seinigen nach Heidelberg und habilitierte sich dort als Privatdozent. Durch die Berufung De Wettes und Marheinekes nach Berlin war in Heidelberg Platz für einen tüchtigen Dozenten geschaffen. Mit einer Abhandlung über Clemens Alexandrinus erwarb er sich im Jahre 1811 die venia docendi. Die Thesen, über welche er disputierte, sind höchst interessant, denn sie zeigen schon einen neuen Geist der Geschichtsbetrachtung. War bisher von protestantischen Kirchenhistorikern Bonifatius als ein berechnender Römling hingestellt worden, so lautete Neanders erste These: «Errant, qui Bonifacii Germanorum apostoli gesta ex ambitione derivant.» Die zweite trat für die wesentliche Echtheit der Ignatiusbriefe ein, und ich vermute, auch hierin wird ihm schliesslich die Kritik recht geben. In der zehnten warf er dem achtzehnten Jahrhundert den Fehdehandschuh hin: «Religionem naturalem nullam esse colligitur e vero illo Aristotelico omnem δύναμιν ἐνέργειαν praecedere.»

Seines Bleibens in Heidelberg war nicht lange. Im Jahre 1812 gab er die kirchenhistorische Monographie heraus: «Über den Kaiser Julianus und sein Zeitalter. Ein

historisches Gemälde», und bereits im folgenden Jahre, im Jahre des Freiheitskrieges, wurde er an unsere neugegründete Universität berufen. Hier wirkten Schleiermacher, De Wette und Marheineke. Diese jüngste Fakultät gab der Gesamtentwickelung der theologischen Fakultäten eine neue Richtung. Neander, der unsere Hochschule nicht mehr verlassen hat, wurde bald neben Schleiermacher, von dem er sich übrigens im Laufe der Jahre immer mehr entfernte, der einflussreichste Lehrer. Nicht erst ein später Ruhm hat sein Grab beschattet; ihm ist vielmehr die Liebe und Verehrung seiner Schüler und die Anerkennung seiner Zeitgenossen im höchsten Masse zuteil geworden. Weil er nichts anderes war und sein wollte als ein akademischer Lehrer, diesen Beruf aber im höchsten Sinne fasste und seinen Studenten sein ganzes Herz entgegenbrachte, so ist er auch von der akademischen Jugend ergriffen und gleichsam aufgesogen worden. Weil er es nie vergass, wie viel sein eigenes Leben der Freundschaft verdankte, ist er nie müde geworden, sich die Jugend zu Freunden zu machen – nicht durch kraftlose Floskeln, sondern indem er Herz und Hand ihnen hingab. Dabei sprach er über die Erfahrungen des inneren Lebens nicht viel mit ihnen. Unnötigen Bekenntnissen, wie sie von pietistisch geschulten Studenten schnellfertig ausgesprochen wurden, setzte er nicht selten ein schonendes Schweigen entgegen. Aber jedermann fühlte, was die Seele seines Lebens war.

Eine Reihe kirchenhistorischer Monographien begründete neben den Vorlesungen seinen Ruhm. Im Jahre 1813 erschien die Monographie über den hl. Bernhard, 1818 die über die gnostischen Systeme, 1822 die über Chrysostomus und sein Zeitalter, 1825 die über Tertullian, 1832 die über

das apostolische Zeitalter, 1837 die über das Leben Jesu. Dazwischen veröffentlichte er Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des kirchlichen Lebens, sowie kürzere Studien und Porträts aus allen Zeitaltern der Kirchengeschichte, z. T. vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften und bis in die letzte Lebenszeit fortgesetzt. In diesen Schriften öffnete er viele Türen, die bisher verschlossen waren. Im Jahre 1826 aber erschien der erste Band seines Hauptwerks, der «Allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche», die im Laufe von neunzehn Jahren in zehn Abteilungen bis Bonifacius VIII. gelangte und seit 1842 in neuer umgearbeiteter Auflage ausgegeben wurde. Den Schluss des Mittelalters und die neue Zeit hinzuzufügen, ist Neander nicht mehr vergönnt gewesen. Schon im Jahre 1847 war zu anderen Leiden, die ihn quälten, ein schweres Augenübel hinzugetreten. Er wurde im Lesen und Schreiben behindert. An dem elften Bande seiner Kirchengeschichte arbeitend, die Schilderung der Gottesfreunde diktierend, ist er fast mit der Feder in der Hand am 14. Juli 1850 hinübergeschlummert. «Ich bin müde, ich will nun schlafen gehen. Gute Nacht», waren die letzten Worte, mit denen er sein grosses Tagewerk beschloss. Die Universität und die Stadt feierten den Entschlafenen mit den höchsten Ehren. Die Studenten trauerten um ihn wie um einen Vater, und überall in protestantischen Landen, wohin die Kunde seines Todes drang, gab sich ungeheuchelter Schmerz kund. Sein Berufsleben, gesegnet durch den Erfolg, dass er nicht nur für die Wissenschaft gewirkt, sondern christliches Leben entzündet hat, war reich durch die Teilnahme an grossen Entwickelungen, ist aber äusserlich still und geräuschlos verlaufen. Ich muss darauf

verzichten, es Ihnen zu schildern, zumal da Neanders theologischer und historischer Standpunkt seit dem Jahre 1813 wesentlich unverändert geblieben ist. Aber einiges Wichtige seiner weiteren Erlebnisse wird zur Sprache kommen, wenn wir uns die Frage beantworten: Worin lag Neanders Bedeutung als Kirchenhistoriker?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Neander hat lebendiges Interesse und Lust an der Kirchengeschichte erweckt, weil er sie mit dem Auge des dankbaren Freundes betrachtete. Neander hat das Quellenstudium der Kirchengeschichte belebt, weil er ein grosses Ziel dieses Studiums kannte – den geistigen Verkehr mit hohen Ahnen. Neander hat die Kirchengeschichte der Theologie zurückgegeben, weil er den Pulsschlag christlichen Empfindens und Lebens auch unter fremden und spröden Hüllen zu entdecken verstand.

In diesen Sätzen ist der Versuch gemacht, das hohe Verdienst der Neanderschen Geschichtsschreibung aufzuweisen und doch ihre Schranke nicht ausser acht zu lassen. Wenn die Kirchengeschichte eine historische Disziplin im strengen Sinn sein und doch der Theologie gehören soll, so gab es vor dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts eine solche Kirchengeschichte bei uns noch nicht. Die Disziplin hatte freilich schon grosse Wandelungen durchgemacht. Ihr Betrieb war im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert neben höchst dankenswerten Materialsammlungen über eine polemisch-konfessionelle Behandlung nicht hinausgekommen. Soweit sich die Theologen überhaupt um sie kümmerten – berufsmässige Kirchenhistoriker gab es an den theologischen Fakultäten nicht –, setzten sie dieselbe nach ihrer Dogmatik zurecht. Wie das lutherische

Kirchenrecht nur eine schwächliche, notdürftig retouchierte Kopie des katholischen war, so war auch die lutherische Betrachtung der Kirchengeschichte nur ein mit den nötigsten Korrekturen versehener Abklatsch der katholischen. Selbst der Freimut der Magdeburger Centurien wurde nicht mehr erreicht. Aber wie die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten Epoche gemacht hat, sofern nach der trüben Periode der mittelalterlichen Reaktionen die Gedanken der Renaissance und Reformation, freilich zunächst in ungeschickten und verkümmerten Formen, wieder wirksam zu werden begannen, so datiert auch die Kirchengeschichte vom Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts eine neue Epoche.

Der Giessener Professor Gottfried Arnold hat in seiner «Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie» 1699 mit der alten konfessionellen Geschichtsschreibung gebrochen; ja in schärfstem Gegensatz zu ihr hat er in dem Kirchenwesen, einschliesslich dem lutherischen, die Verweltlichung des Christentums erkannt, das Dogma nicht angetastet, aber der Gleichgültigkeit preisgegeben und dagegen in den Unterdrückten, in den Mönchen und Asketen, in den frommen Schismatikern und Ketzern die wahren Christen gesehen. Eine ungeheuere Wandelung! nicht die Folge geschichtlicher Einsicht, sondern religiöser Stimmung, gewaltsam durchgeführt wie jedes Vorurteil, aber doch beherrscht durch die richtige Erkenntnis, dass der Glaube des Herzens und das christliche Leben den Ausschlag zu geben habe in der Frage der Christlichkeit überhaupt. Neander hat von Arnold in dieser Hinsicht viel gelernt; aber zunächst wurde Arnolds Werk in einer ganz andern Richtung wirksam; denn es kam dem Geiste des

achtzehnten Jahrhunderts entgegen, und bald eignete man sich nur seinen negativen Teil an.

Das philosophische Zeitalter übernahm von Arnold die Gleichgültigkeit gegen die Geschichte und verwandelte sie in Abneigung. Gegen nichts ist man strenger als gegen eben abgelegte Irrtümer, und wie gross war damals die Last der Geschichte, die man abwälzte! Aus dem Mangel an innerem Interesse an der Geschichte, ja aus dem Abscheu vor derselben ist die Kritik geboren. Es muss nicht immer so sein, aber damals war es so. Irre ich nicht, so hat auch auf die deutsche Kirchengeschichtsschreibung Gibbons grosses Werk «Geschichte des Sinkens und Falls des Römischen Reichs» einen höchst bedeutenden Einfluss am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgeübt. Man bewundert dieses Werk nach Form und Inhalt und wird doch sagen müssen, dass es sich nicht lohnt, Geschichte zu studieren, wenn sie nichts anderes bereitet als ein buntes Schauspiel oder einen nur durch Spott und Übermut zu bewältigenden Verdruss. Im Geiste und mit dem Talente Gibbons ist die Spittlersche Kirchengeschichte geschrieben. Man verdankt diesem Buche vieles, was nicht veralten kann. Man verdankt ihm und gleichartigen anderen die Einsicht, dass eine unmögliche Geschichte beschreiben wollen, nicht Geschichtsschreibung ist, dass die Kirchen- und Dogmengeschichte jeglichen Zeitalters den allgemeinen Regeln der Historik unterliegt. Das haben wir vom achtzehnten Jahrhundert gelernt, und das wollen wir nicht vergessen! Aber wie kümmerlich ist andererseits eine Geschichtsschreibung, die sich in den Geist der Zeit, die sie beschreibt, schlechterdings nicht zu finden vermag, die in Athanasius nur einen Pfaffen, in Augustin nur

einen Betbruder zweifelhafter Vergangenheit, in dem hl. Bernhard nur einen herrschsüchtigen Schwärmer erkennt, die in Altertum und Mittelalter eigentlich nur unbegreifliche Torheiten oder noch schlimmere Bosheiten erblickt! Allein es wäre doch höchst ungerecht, wollten wir es bei dieser Charakteristik belassen. Die Kirchenhistoriker des achtzehnten Jahrhunderts haben sich, nachdem sie sich sozusagen von den ersten Folgen des grossen Umschwungs erholt hatten, doch sofort an die Arbeit gemacht, die Geschichte wirklich zu verstehen. Es ist auch nicht richtig, dass sie sich lediglich mit einem äusserlichen Pragmatismus begnügt haben. Sie haben vielmehr rüstig damit begonnen, die inneren Fäden aufzudecken, die Abhängigkeit der Kirchengeschichte von der Weltgeschichte, deren Teil sie ist, nachzuweisen und die Entwickelung und Veränderungen der Institutionen zu beschreiben. Neben anderen ist hier vor allem der schon erwähnte Göttinger Planck zu nennen. Allein unleugbar bleibt doch, dass das wahre Verständnis ferner Zeiten und ferner Menschen jenen Männern verschlossen blieb, dass sie die Elastizität der Nachempfindung vermissen lassen, dass ihnen, mit wenigen Ausnahmen, als Historikern die Liebe fehlte, und dass sie das Ganze auf einen kümmerlichen Ausdruck brachten, weil ihr eigener Horizont beschränkt, ihr Anschauungsvermögen für das einzelne dürftig gewesen ist, und weil sie dem geschichtlichen Christentum entfremdet waren.
Das war die Lage der Kirchengeschichtsschreibung, die Neander vorfand. Den frischen und neuen Zug, den er bereits in seiner ersten Monographie über Julian bekundete – dort nach Verständnis zu suchen, wo die anderen bereits aburteilten –, hat er nicht als der erste aufgebracht.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, der Völker- und Rechtsgeschichte war dieser Zug vielmehr schon lebendig. Herder, den Romantikern und ihren gelehrten Schülern verdanken wir ihn. Aber Neander hat ihn, von Schleiermacher angeregt, zuerst auf die Kirchengeschichte übertragen und mit ihm das freudigste und ernsthafteste Quellenstudium; denn beides ist Hand in Hand gegangen. So hat er als ein Jünger Christi und der Romantiker das kirchenhistorische Studium belebt, indem ihm in allen Zeiten wertvolle Erscheinungen entgegentraten, deren Bekanntschaft sich lohnte, indem er das Evangelium als einen Sauerteig erkannte, der die Welt durchdrungen habe, und indem er demgemäss den christlichen Geist in allen Jahrhunderten zu entdecken verstand, z. T. dort, wo ihn bisher niemand gesucht hatte. Die zarteste romantische und christliche Empfindung verband er dabei mit einem eisernen, keineswegs romantischen Fleiss. In jedes Jahrhundert trat er ein, aber in keines schloss er sich ein, und durch kein einziges wollte er sich reichere Anschauungen verengen lassen. Mit welcher Umsicht hat er geforscht, wie vieles hat er erzählt, was niemand vor ihm erwähnt hatte! wie wusste er die religiösen und sittlichen Elemente in ihrer Verknüpfung zu würdigen! wie verstand er es, aus dem Vielerlei die Hauptsache herauszufinden! So arbeitete er mit an einer neuen Betrachtung der Dinge.

Gestatten Sie mir hier eine Parallele. Sie schlägt freilich sehr zugunsten des deutschen und des protestantischen Geistes aus; aber sie ist gegen den Vorwurf des Chauvinismus, hoffe ich, gedeckt:

Auch die Kirchengeschichtsschreibung in Frankreich ist nach dem Zeitalter Voltaires am Anfang des neunzehnten

Jahrhunderts in eine neue Epoche getreten. Auch hier ist das Neue aus der Romantik geboren, und Kraft der Anschauung, Freude und Anempfindung an die Vergangenheit lösten das Zeitalter des Übermuts und des Spotts, wie in Deutschland, ab. Aber wer ist der Mann gewesen, der seine Landsleute dort zur Kirchengeschichte zurückgeführt hat? Ein Gelehrter, so ernst und so treu wie Neander? Keineswegs, sondern ein höchst zweifelhafter Charakter, ein Mann, der niemals gearbeitet und es im Grunde mit keiner Wahrheit ernst genommen hat, der von seiner Bekehrung spricht, weil ihm der ästhetische Reiz dieser Empfindung anziehend war, und der das katholische Christentum für wahr und jede Legende für wirklich erklärte, weil er sie schön und erhaben fand – Chateaubriand. Es ist unerfreulich, die Namen Chateaubriands und Neanders neben einander zu nennen – Zacharias Werner oder Brentano wäre die richtige Parallele –; aber in ihren Wirkungen sind sie in hohem Masse vergleichbar. Die völlig romanhaften, selbst die Verklärung des Absurden nicht scheuenden kirchenhistorischen Darstellungen Chateaubriands haben für Frankreich dieselbe Bedeutung gehabt, wie die ernsten Monographien Neanders für Deutschland. Aus ihnen hat sich die französische Kirchengeschichtsschreibung im neunzehnten Jahrhundert entwickelt, und es ist nicht schwer, selbst bei Renan die Einwirkungen Chateaubriands nachzuweisen.

Aber wie im Katholizismus und in Frankreich De Maistre neben Chateaubriand gestanden hat, so bezeichnet auch bei uns Neander nur die eine Linie, die aus dem achtzehnten Jahrhundert hinausführte. Man darf von Neanders Bedeutung nicht sprechen, ohne Hegels und des grossen

Kirchenhistorikers Baurs zu gedenken. Man darf das um so weniger, als Neander selbst ihrer nur allzuviel gedacht hat. Das Zeitalter der Aufklärung ist auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung bekanntlich nicht nur durch die Romantiker im Sinne Schleiermachers und Neanders überwunden worden, sondern vor allem durch Hegel. Er und seine Schüler haben gelehrt, die Geschichte als die Entwikkelung des Geistes zu verstehen, jede einzelne Phase in ihr als notwendig zu begreifen und hinter dem Individuellen das Allgemeine zu ermitteln. Ursprünglich war Neander selbst von dieser spekulativen Betrachtung nicht unberührt; ja die Aufgabe der genetischen Entwickelung, die er sich geschichtlichen Problemen gegenüber stets gestellt hat, und die Freigebigkeit, mit welcher er noch in seinen spätesten Schriften den Begriff des geschichtlichen Gesetzes ausgespielt hat, beweisen, dass er sich dem Einfluss Hegels nicht hat entziehen können. Allein, so Treffliches er in ungesuchter geschichtlicher Dialektik geleistet, seine Stärke lag nicht in dieser Betrachtung. Sie lag in dem Streben, das Individuelle geschichtlicher Erscheinungen gründlich zu fassen und es erbaulich wirken zu lassen. So trat er in einen von Jahr zu Jahr schärfer werdenden Gegensatz zu Hegel, Strauss und Baur, deren wissenschaftliche Methode allerdings Bedenken genug bot. Wenn Neanders Geschichtsschreibung die Zusammenhänge in der Entwickelung nicht überall zu fassen und den Wert des Politischen, Nationalen und der Institutionen nicht genügend zu würdigen verstand, so nahm sich bei den Hegelianern die absolut gewordene Theorie die grössten Freiheiten. Neander verwischte den Gang der Entwickelung – man braucht nur die unzweckmässige Anlage seiner Kirchen-

und Dogmengeschichte einzusehen –, aber die absoluten Geister lösten die geschichtlichen Individuen von jeder Realität ab, die nicht zur Idee ihres Trägers passte. Indessen lässt sich nicht leugnen, dass Baur in seiner Art, die Dinge zu betrachten, vollkommener war als Neander in der ihm eigentümlichen. Denn Baur brachte es zur Darstellung eines grossartigen geschichtlichen Prozesses; Neander aber gab seinen Individuen nicht die feste, umrissene Charakteristik, die man vom Biographen erwarten darf. Sie gleichen Sternen, die, von demselben lichten Nebel umflossen, schwer zu unterscheiden sind. Er würdigte sie eigentlich nur in einer Richtung: wie weit die Frömmigkeit, die ihn selbst belebte, in ihnen ausgeprägt war, und weit, innig und liebevoll angelegt, zeigte er ein erstaunliches und wohltuendes Vermögen, frommen Sinn unter fremden Hüllen aufzuspüren. Er sagt nichts Unrichtiges über die Personen; aber er sagt nicht alles. Die Ecken und Kanten hat er häufig abgeschliffen, die Verbindung mit der Zeitgeschichte verkannt, den Lokalton nicht getroffen. Daher ermangeln seine geschichtlichen Darstellungen, besonders die späteren, der Frische; sie haben etwas lyrisch Monotones. Doch wie könnte das anders sein bei einem Manne, der das öffentliche Leben nur aus Büchern kannte und der vor der Natur die Augen schloss? Neander selbst gestand offen, dass er für ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit keinen Sinn besitze.
Aber eine noch empfindlichere Schranke darf hier nicht unberührt bleiben. Baur und Hase, Neanders Mitstreiter gegen den Rationalismus auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, haben ihre neue Betrachtung der Dinge eingeführt, ohne die kritischen Errungenschaften des achtzehnten Jahrhunderts preiszugeben. Von Neander lässt sich

nicht das gleiche sagen. Er blieb zeitlebens, wie manche andere Romantiker in bezug auf die wichtigsten kritischen Fragen in einer unbestimmten Mitte stehen. Mit Recht wollte er die Geschichte nicht durch die Brille einer philosophischen oder dogmatischen Schule sehen. Mit Freimut erklärte er unzweideutig immer wieder, der protestantische Theologe dürfe sich seine Forschung durch irgend welche Bekenntnisformeln so wenig einschränken lassen wie durch Machtsprüche der Philosophie. Allein es gibt für den Kirchenhistoriker Fragen – und sie sind die entscheidenden –, in denen nur ein Entweder-Oder gilt, wo jede Vermittelung Unklarheit ist und Unheil schafft. In diesen Fragen hat Neander niemals eine feste Stellung gewinnen können. Er wollte nicht mit der Kritik gehen, ja nicht einmal so weit wie Schleiermacher, und er wollte doch andererseits den Entschiedenen, Hengstenberg und seiner Partei, keineswegs recht geben. Wo er daher auf die evangelische Geschichte, auf die Frage des Wunders und des Supranaturalen zu sprechen kommt, da ist es peinlich ihm zu folgen. Er möchte der entschiedenen Fragestellung entrinnen und kann sie doch nicht vermeiden. Er möchte das Herz sprechen lassen und fühlt doch sehr wohl, dass hier der kritische Verstand das Wort hat. Er kapituliert mit beiden und macht es keinem recht. Am stärksten tritt dieses Schwanken in seinem Werke über das Leben Jesu hervor. Man erfährt hier vielfach nur, wie Neander sich die Dinge zurecht gelegt hat. Und was die Folge jeder Schwäche ist, die gereizte Stimmung, das stellte sich auch bei ihm ein. «Die Vermittler sind nicht immer die Gerechten», hat er selbst einmal gesagt. Er wurde in steigendem Masse erbittert und ungerecht gegen Hegel und seine Schule. Hier

verliess den sonst so liebevollen Mann die Liebe und den sonst so geübten Historiker die Fähigkeit, das Berechtigte und Gute auch in fremder Erscheinung herauszufinden. Sein Blick in die durch die Hegelsche Philosophie beherrschte Gegenwart wurde trübe, und da er auch im achtzehnten Jahrhundert mehr Schatten als Licht erblickte, so erschienen ihm die wenigen Jahre um 1813 wie ein flüchtiger Sonnenblick zwischen Nebelzügen. Er schaute dann wohl aus auf ein Wunder, auf eine neue Gottestat, die eine bessere, höhere Entwickelung der Kirche schaffen werde. Allein man darf hier nicht vergessen, dass Neander in der Hegelschen Auffassung des Christentums die völlige Verkehrung desselben erkannte. Und er hatte nicht so unrecht. Indem das Christentum hier lediglich als Glied des geschichtlichen Prozesses betrachtet wurde, ging, um von anderem zu schweigen, die Eigenart und spezifische Bedeutung der Person Christi verloren. Unzweifelhaft verteidigte also Neander als Christ und als Historiker gegen Hegel, Strauss und Baur ein höchst wertvolles Gut. Selbst Vatke hat von der «heiligen Härte» Neanders gesprochen, und in der Tat erinnert seine erbitterte Polemik gegen die Hegelianer an die Polemik des hl. Bernhard gegen Abälard. Aber Neander fand für das, was er wollte, keinen klaren und überzeugungskräftigen Ausdruck. Er stand zwischen zwei Feuern, und er hatte dabei selbst das Gefühl, nicht genügend gedeckt zu sein. Die Hegelianer wiesen die Schwächen seiner Geschichtsschreibung nach, und Hengstenbergs Evangelische Kirchenzeitung begann ihn als Halbgläubigen zu denunzieren. Aber was uns mit dem Manne hier versöhnt, ist die Beobachtung, dass er sich durch seinen Gegensatz gegen die Linke nie dazu

bestimmen liess, ein Eingreifen von aussen in den Gang der theologischen Entwickelung gutzuheissen. Er kündigte im Jahre 1830 seinem Kollegen Hengstenberg die Mitarbeiterschaft an der Evangelischen Kirchenzeitung, als diese die Halleschen Professoren Gesenius und Wegscheider bei dem Ministerium auf Grund von nachgeschriebenen Kollegienheften angeklagt hatte. «Geht Gesenius, so gehe ich auch», rief er aus. Er warnte, vom Ministerium zu einem Gutachten aufgefordert, davor, Strauss' Leben Jesu zu verbieten. «Hier kann alles nur als willkürlicher Machtspruch erscheinen», schreibt er dem Minister, «wenn nicht die Gründe durch Gründe widerlegt werden.» Er blieb zeitlebens unerschütterlich bei dem schönen Bekenntnis: «Der Kampf zwischen Irrtum und Wahrheit in der Theologie liegt fern von dem Bereiche jeder äusserlichen Macht» ... «Denken wir uns», sagt er, «es wäre einem einseitigen blinden Eifer gelungen, die Schule eines Origenes ganz zu unterdrücken, so wäre der ganze naturgemässe Entwickelungsprozess der christlichen Lehre mit einem Male gehemmt worden.» «Leicht», fährt er fort, «ergibt sich die Anwendung dieses Beispiels auf die geistigen Erscheinungen unserer Zeit.»

Aber noch ein anderes ist hier zu nennen, was uns den Mann bewunderungswürdig macht. Das ist die Klarheit, mit der er die Schranke seiner Natur und Bildung erkannt, und die Offenheit, mit der er sie bezeichnet hat. Er schreibt in der Vorrede zum «Leben Jesu», er werde es keiner Partei recht machen, auch den Männern der Evangelischen Kirchenzeitung nicht; denn er erkenne das Recht der Kritik an, und er habe keinen starken Glauben gegenüber den Wundererzählungen. «Ich bin von Anfang an in meiner

religiösen Entwickelung zu sehr durch den Bildungsgang dieser Zeit affiziert worden.» Eine Eigenart, die so klar über sich selbst sieht, ist in sich auch berechtigt; ja die Kraft ihrer Wirksamkeit hängt wahrscheinlich auch von dieser Mischung des Gegensätzlichen ab. Wir können die Parteien von Rechts und Links verstehen, die, als der Kampf der Prinzipien sich verschärfte, über Neander hinwegschritten; aber wir müssen auch den Mann verstehen, der, seiner Anlage und Bildung gemäss, sich zu entschiedener Stellungnahme nicht drängen liess. Als Schüler der Romantiker wollte er das Höchste, was er besass, gleichsam gestaltlos besitzen: «pectus est quod theologum facit». Als Christ suchte er nach einem Ausdruck für das lebendige Christentum, der von den Erwägungen des Verstandes unberührt bliebe. Er vermochte nicht, ihn zu gewinnen, weil er in sein Christentum Überlieferungen hineinzog, die sich gegen die Kritik nicht absperren lassen. Aber was ihm vorschwebte, war doch ein Richtiges.

Sein Einfluss auf die Folgezeit ist ein doppelter gewesen. Einerseits hat er, wie ich es zu schildern versucht habe, das kirchenhistorische Studium neu belebt, Seelen für das Evangelium gewonnen und in seiner Person ein hohes Vorbild der Frömmigkeit und des Fleisses gegeben. Andererseits ist die Influenz seiner Eigenart auf seine Schüler und auf den Gang der Entwickelung der kirchlichen Dinge nicht durchweg günstig gewesen. Die Entstehung eines Virtuosentums, hinter dem sich Dilettantismus und Unsicherheit verbargen, hat er nicht kräftig genug abgewehrt. Dem Aufkommen einer Richtung, welche die Probleme verschleierte und den Gegensätzen die Spitze abbrach, hat er wider seinen Willen Vorschub geleistet. Was bei ihm

individuell berechtigt war, war es bei vielen seiner Schüler nicht mehr. Eine grosse Anzahl mag das selbst gefühlt haben. Sie zog sich in den sicheren Hafen zurück, als in den fünfziger Jahren das eintrat, was wir alle kennen. Man kann diesen Rückzug wohl verstehen; denn der Subjektivismus, dem Neander das Wort redete, ist in der Gestaltung des Kirchenwesens nicht unbedenklich. Wenn der strenge Symbolzwang nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, so ist es vielleicht noch gefährlicher, ein enges Bekenntnis schwächlich und unsicher zu handhaben; denn unter solchen Umständen ist die Kirche der theologischen Willkür irgend eines einflussreichen Mannes von Links oder Rechts preisgegeben, der es versteht, zeitweilig die Herrschaft zu gewinnen und seine Theologie gleichsam zum Symbol zu erheben. Diese Gefahr aber drohte bei der Haltung, die Neander eingenommen und vielen seiner Schüler überliefert hat. Allein so lange wir kein festes und weites Bekenntnis besitzen, das streng gehandhabt werden kann – der Versuch von Nitzsch und anderen, ein solches auf der Generalsynode 1846 zu schaffen, ist bekanntlich gescheitert –, so lange müssen wir den Gefahren mit Geduld und Weisheit zu begegnen suchen, die mit dem gegenwärtigen Zustande verknüpft sind. Wie aber auch die Dinge sich weiter gestalten mögen – jede kirchliche Partei und jede Richtung der protestantischen Theologie wird das Andenken des Mannes in hohen Ehren halten, den wir heute feiern, weil er keiner Partei dienen wollte, sondern der Kirche Jesu Christi.

HARNACK AUF MELANCHTHON

UNSERE HOCHSCHULE ENTSCHLIESST sich selten dazu, die stille Arbeit in den Hörsälen zu unterbrechen und die Kommilitonen in diesen festlichen Raum zu laden. Der Geschichte der Wissenschaft und unserer Geschichte ist er geweiht, und nur das, was für sie bedeutungsvoll ist, kann hier eine Feier beanspruchen. So beweist Ihnen bereits unsere Einladung, dass auch die Universität den Mann, dessen Andenken heute alle Protestanten einigt, dankbar verehrt und sich seiner universalen Bedeutung für die Wissenschaft und Bildung wohl bewusst ist. Hier bei uns ist jüngst seine Stellung sowohl in der Geschichte der Geisteswissenschaften als des gelehrten Unterrichts bestimmt worden, und unserer Hochschule gehört der Gelehrte an, der unermüdlich tätig ist, verborgene Schriften und Briefe des grossen Mannes ans Licht zu ziehen. Nicht mit leeren Händen kommen wir zum Feste.

Philipp Melanchthon, der Professor zu Wittenberg, war kein Prophet und Heros wie Luther, kein kühner Denker wie Servetus oder Sebastian Franck, kein Entdecker und kein Erfinder. Aber alle die Kräfte und Tugenden, die in diesen Räumen am höchsten geschätzt werden, haben ihn ausgezeichnet – das unermüdliche wissenschaftliche Streben, die ausgebreitetsten Kenntnisse, die Ehrfurcht vor der Wahrheit, der zuversichtliche Glaube an die sittigende Macht der Bildung und, nicht zum letzten, eine unvergleichliche Lehrgabe. Indem er dies alles mit der höchsten Pflichttreue ausbildete, mit unsäglichem Fleisse befestigte und in den Dienst eines fortschreitenden Zeitalters stellte, wurde er der Lehrer des Protestantismus und der Lehrer Deutschlands. Auch Martin Luther ist ein deutscher

Professor gewesen; aber er stand zugleich in einem höheren Beruf, und so tollkühn wird niemand unter uns sein, ihn als vorbildlichen Kollegen in Anspruch zu nehmen. Philipp Melanchthon aber hat zeitlebens nichts anderes sein wollen als der Unsrige, ist der Unsrige geblieben – ausserhalb der Universität gab es für ihn kein Leben – und hat in diesem Beruf alle seine Kräfte entwickelt. Er hat den Typus des deutschen Professors geschaffen; er hat dem Vaterland einen neuen führenden Stand erweckt, den ehrenfesten und erleuchteten, nicht priesterlichen Stand des akademisch gebildeten Beamten und des höheren Lehrers. Er hat dadurch den Grund zur Grösse protestantischer Gemeinwesen gelegt. Dieser bescheidene Professor, der sich nie als Prometheus empfand, ausser wenn er seine Fesseln in einer barbarischen Umgebung beklagte, formte doch Menschen nach seinem Bilde; aber während wir heute staunend und dankbar die Früchte seiner Arbeit überschauen, beschloss er sein grosses Tagewerk, ohne zu ahnen, was er der Welt geleistet hatte. «Wir haben beide ausgehalten in der Niedrigkeit des Schullebens», ruft er kurz vor seinem Tode seinem Herzensfreunde Camerarius zu, «und an unserem Ort getan, was wir konnten. Einigen hat doch wohl unsere Arbeit genützt, Schaden hat sie gewiss – das darf ich hoffen – niemandem gebracht.»

So spricht der Mann, dessen Lebensarbeit sich an Umfang nur mit der von Leibniz und Kant vergleichen lässt, dessen Einfluss aber, dank der geschichtlichen Stelle, an der er gestanden, die Wirksamkeit jener beiden Männer doch noch weit übertroffen hat. Er hat die deutsche Bildung von der priesterlichen Bevormundung befreit und von der klerikalen Stufe zunächst auf die philosophisch-theologische

gehoben – das war der notwendige Durchgangspunkt, um eine gediegene Laienbildung vorzubereiten, die doch den Zusammenhang mit der Religion und der Geschichte nicht verlieren sollte. Sein christlicher Humanismus ist Klammer und Brücke zugleich gewesen. Wenn wir heute fragen, wem es unsere Nation hauptsächlich zu verdanken hat, dass aus der Reformation nicht ein Bruch in ihrer Religions- und Kulturgeschichte entstanden ist, so müssen wir antworten: nächst dem Reformator selbst, unserem Melanchthon. Ja, wir dürfen noch mehr sagen – Luther wäre wahrscheinlich ohne diesen Mitarbeiter nicht imstande gewesen, jene Vermittelung des Neuen mit dem Alten durchzuführen, die allein das Wachstum und die Zukunft einer über den ganzen Umfang des geistigen Lebens sich erstreckenden Bewegung sicherstellte.

Neben dem Propheten muss der Pädagog stehen. Gewiss, Luther war selbst Pädagog – ein Blick auf seinen Katechismus beweist das. Aber auch seine Pädagogie hat etwas Heroisches. Ein Grundgedanke erfüllte seine Seele; das Ziel hatte er im Auge, nicht den Weg. Die Kleinarbeit, die langsame, geduldige Erziehung zum Sittlichen auf allen den unzähligen Linien, auf denen sich das menschliche Leben bewegt, war nicht seine Sache. Hier tritt der Freund ein; er erzieht das gegenwärtige Geschlecht. Oftmals scheint er herabzustimmen, zu hemmen, Altes und Neues zu mischen – Kraft, Reiz und Schmelz des frischen Geistes scheinen verschwunden, sind wirklich oftmals verschwunden. Aber wer darf klagen! Vielleicht gibt es im Leben des einzelnen stürmische Erweckungen, die nachhaltig sind; im Leben der Völker sind die Ekstasen, auch wenn sie ein wahrhafter Prophet erweckt hat, nur flüchtige, ja bedenkliche

Erscheinungen. Das Bessere wächst nur langsam, und weder der Lehrende noch die Lernenden bieten der Welt ein entzückendes oder aufregendes Schauspiel. Aber die Geschichte urteilt schliesslich gerecht: ein jedes Kind weiss heute zu erzählen, dass unser Vaterland zwei Reformatoren besessen hat, nicht mehr und nicht weniger – Luther und Melanchthon. Trotz des ungeheuren Abstandes ist der Pädagog dem Propheten unter dem Namen «Reformator» beigesellt worden. Die Geschichte hat keinen ruhmvolleren Kranz zu verleihen! –

Der stille Gelehrte, dem alles Stürmen und Drängen zuwider war, hat doch einst selbst zwei Sturm- und Drangperioden erlebt, bis er die Eigenart und die Grenzen seiner Anlage und Bildung erkannte. Aber er ist den Idealen, die ihm jede dieser Perioden geschenkt hat, nicht untreu geworden – ihrer Bewahrung und Vermittelung hat er sein Leben geweiht.

Geboren zu Bretten in Baden, dort wo der fränkische und der alemannische Stamm sich verschmelzen, ist er, der Grossneffe Reuchlins, aufgewachsen unter einem milden Himmelsstrich und edlen hochstrebenden Menschen. Zeitlebens hat er dort seine Heimat gesehen und sich an der Elbe im Exil gefühlt. Frühreif, mit vierzehn Jahren Heidelberger Bakkalaureus, mit siebzehn Tübinger Magister, unter dem Prinzipate der neuen Philologie in alle Wissenschaften zugleich eindringend, erwarb er sich durch seinen eisernen Fleiss und sein ungemeines Formtalent das bewundernde Lob des Erasmus. «At deum immortalem», ruft dieser aus, «quam non spem de se praebet paene puer Philippus Melanchthon, utraque litteratura paene ex aequo suscipiendus! quod inventionis acumen! quae sermonis puritas

et elegantia! quanta reconditarum rerum memoria! quam varia lectio, quam verecundae regiaeque prorsus indolis festivitas!» Die Bekämpfung der Scholastik und die Herstellung der wahren Philosophie, d. h. des echten Aristoteles, waren sein Ziel, und voll jugendlichen Frohmutes stellte er sich in die Reihe der kecken Geister, die der alten Welt den Krieg erklärt hatten. Es waren die Frühlingstage jener klassischen, in Wahrheit romantischen Bewegung, denen doch kein Sommer gefolgt ist. Der herrliche, aber in seiner Isolierung undurchführbare Gedanke des Erasmus, die Kirche und die Gesellschaft durch die Wissenschaft zu reformieren, und die schimmernde Hoffnung, durch die Form jede Schwierigkeit des Denkens und Lebens zu überwinden, begeisterten die Gemüter. Zuversichtlicher und rücksichtsloser hat kaum einer diesen Gedanken geltend gemacht als der jugendliche Melanchthon in seiner Rede: «De corrigendis adolescentiae studiis», mit der er im August 1518 sein Lehramt an der Universität Wittenberg antrat: Alles was bisher auf den Universitäten nach der alten Methode getrieben worden ist, ist nur Dunkelwerk und Possen gewesen; eine radikale Reform ist notwendig. Wie sie mit den Mitteln der griechischen Sprache, des wahren Aristoteles und mit Hilfe reiner Ausdrucksformen durchzuführen ist, werde er zeigen. So dozierte mit dem Eifer des Stürmers und Drängers, aber auch auf dem Grunde anerkannter Leistungen der junge Professor, und weil man auch in Wittenberg der Scholastik den Krieg erklärt hatte, zündete sein Wort.

Aber Melanchthon hatte sich noch nicht selbst gefunden, als er so sprach. Berückt von dem neuen Geist und noch wehrlos gegen den Zauber blendender Rhetorik hat er die

gediegenen und massvollen Kräfte seiner Eigenart noch nicht erkannt. Durchschlagender Beweis hierfür ist, dass der kühne Humanist im Laufe weniger Monate in Wittenberg eine vollkommene Umstimmung erlebte. Dass das originale, biblische Christentum etwas anderes sei als die scholastische Kirchenlehre, wusste er bereits, als er nach Wittenberg kam. In dieser Überzeugung lag das Band, das ihn und die Humanisten mit Luther verband, der im Jahr zuvor mit seinen Thesen Deutschland erweckt hatte. Aber was nun folgte, war doch ganz unerwartet: Luthers Persönlichkeit und Kraft bemächtigte sich nicht nur vollkommen des neuen Kollegen, sondern sie bestimmten ihn auch dazu, alle seine früheren Ideale, den ganzen bisherigen Inhalt seines Lebens zunächst preiszugeben. Wie der Mann im Gleichnis, der alle seine Habe verkaufte, um die eine köstliche Perle zu kaufen, so gab Melanchthon zunächst alles dahin, und wie er bisher in Erasmus gelebt hatte, so stellte er sich nun mit Leib und Seele in den Dienst Luthers. Doch man darf das persönliche Element nicht übertreiben. Wer kann leugnen, dass es der christliche Glaube, wie Luther ihn verkündete, gewesen ist, der seine Seele wirklich erfasste! Ihn hat er ergriffen und bis zu seinem Tode als die Kraft seines inneren Lebens festgehalten. Die schlichten Worte in seinem Testament: «Ago gratias reverendo domino Doctori Luthero, quia ab eo evangelium didici», lehren hier mehr als hundert Beweise. «Ich habe von ihm das Evangelium gelernt» – das ist das grosse unerschütterliche Erlebnis, das ihn fortan trotz aller Spannungen und Täuschungen an die Sache der Reformation und Wittenbergs gekettet hat.

Dennoch aber sind wir überrascht, in welchem Masse er

in den ersten Jahren seiner Wittenberger Wirksamkeit Luther gleichsam aufgesogen hat. Die Stelle, wo sein Fuss bleiben wird, hat er zwar gefunden, aber noch immer ist er nicht er selbst. Denn nun ist er drei Jahre lang Stürmer und Dränger in der reformatorischen Bewegung: Die Schulphilosophie ist Abgötterei, die philosophische Ethik Widerchristentum; Griechenland lehrt nur heidnische Werke und verdirbt die Jünglinge; Paulus, niemand anders als Paulus, soll in der Kirche und in der Wissenschaft gelten. Der Humanist wandelt sich in den Theologen, aber der Rhetor droht zu bleiben. In diesem Sinne hat der jugendliche Lutheraner geschrieben. Im heissen Kampfe wider ein absterbendes Zeitalter vermag das aufstrebende nur Kontraste zu erkennen und verkennt die Nuance; die ernüchternde Erfahrung bleibt aber nicht aus, dass man nicht ungestraft die Kräfte der Vergangenheit preisgibt.

Doch aus jener lutherischen Sturm- und Drangperiode Melanchthons besitzen wir ein Werk von unvergänglicher Bedeutung. An diesem Werke hat die Rhetorik keinen Anteil, die loci communes, die erste evangelische Dogmatik (1521). In diesem Buche haben die reformatorischen Gedanken Luthers ihre zusammenhängende Darstellung gefunden. Zum ersten Male in der abendländischen Kirche wird die christliche Religion nicht beschrieben im Schema eines Gott-Welt-Dramas und einer heiligen Physik, sondern als die Erweckung und der Prozess eines neuen inneren Lebens. Die Form der loci hemmt zwar die äussere Ausbildung eines straffen Zusammenhangs, aber im Grunde ist alles einheitlich gedacht. Luther selbst hat dieses Werk als ein kanonisches bezeichnet; es ermöglichte erst den vollen Überblick über sein Gedankengefüge. Über seine Gedanken –

denn es ist vielleicht beispiellos in der Geschichte, dass ein Mann von den Fähigkeiten Melanchthons sich ganz und gar zum Organon eines anderen gemacht hat. Indem ihn Luthers Persönlichkeit überwältigt hatte, scheint alles Eigene zerschmolzen. Nur die Form, diese klare, natürlich fliessende Darstellung, gehört dem grossen Schüler an; sonst ist alles übernommen, das Evangelium Luthers mit seinen Konsequenzen nach rückwärts und vorwärts, mit seinem Tiefsinn und seinem dunklen Hintergrund, in welchen die Antike, der Humanismus und die Freiheit zu versinken drohten.

Aber die Rüstung des Gewaltigen, der seiner eigenen Logik folgte, konnte nicht die Rüstung des Professors bleiben. Als die Schwarmgeister in Wittenberg erschienen, da zeigte es sich, dass der Professor dies Schwert nicht zu führen verstand, dass vielmehr der ungestüme Held die Bildung und den Zusammenhang mit der Geschichte schützte. Seitdem, d. h. seit den Jahren 1522 und 1523, bemerkt man, wie Melanchthon unsicher wird, ob man mit Paulus und der Theologie allein die Christenheit bauen könne. Zu seinem Schauder erblickt er unter den Kräften, die die Reformation in den Gemütern entfesselt hat, auch die Kraft der Barbarei, die sich mit dem Glauben zu decken sucht, und sieht eine «dümmere und gottlosere Sophistik» und eine Zuchtlosigkeit der entfesselten Massen heraufsteigen. Diese Erfahrung – und sie wiederholte sich täglich – hat einen Druck auf sein Wesen ausgeübt, der niemals geschwunden ist. Auch Luther hat zürnend die konträren Folgen der Reformation empfunden, aber er wusste, dass er mit seinem Gott im Bunde war; der Lauf der Welt kümmerte ihn wenig. Griff er einmal in denselben ein, so traf er den Nagel

auf den Kopf und zeigte, dass er auch der Bildung und der Wissenschaft ihr Recht gab. Melanchthon aber war es nicht gegeben, auf dieser Höhe zu atmen und das Sorgen zu lassen. Allein eben aus dieser unermüdlichen Sorge gestaltete sich der ihm eigentümliche Beruf des Reformators; in ihr fand er sich selber; denn die Sorge spornte seine Gewissenhaftigkeit, zunächst für seine Studenten, dann für die reformatorische Wissenschaft, dann für den ganzen Umfang der Reformation im deutschen Vaterland. Seit dem Jahre 1524/25 etwa ist die Entwicklung des Mannes vollendet. Mit dem Entwurf der Visitationsartikel betritt er dann die Linie, die er nicht mehr verlassen sollte. Dreiunddreissig Jahre hat er nun gearbeitet als der grosse, universale Lehrer des Protestantismus. Welche Ziele ihm dabei vorschwebten und welche Mittel er in Wirksamkeit setzte – sowohl in seiner kirchlichen wie in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit; denn beides geht immer Hand in Hand –, das lassen Sie mich mit wenigen Strichen angeben.

Im Vordergrund steht auch ihm das reine Evangelium, das erneuerte Christentum mit seiner Glaubensgewissheit und Innerlichkeit, deshalb auch Recht und Pflicht des einzelnen, dasselbe ohne priesterliche Bevormundung sich anzueignen. Wie Luther ist er davon durchdrungen, dass dies die eigentliche Aufgabe des Zeitalters ist, und in Luther verehrt er den Führer und Propheten. Aber daneben ist er zurückgekehrt zu seiner ersten Liebe, zum Ideale seiner Jugend, und ist überzeugt, dass das klassische Altertum unersetzliche Güter erarbeitet hat, nämlich eine wohlgefügte, natürliche und wissenschaftliche Erkenntnis Gottes und des Menschen, feste sittliche Richtlinien und eine sichere Methode, die Wahrheit zu ergründen und darzustellen.

Darf dieser herrliche Ertrag nicht preisgegeben werden, weil er allein vor der Barbarei und Sittenlosigkeit schützt, so gilt es, die Sache des erneuerten Christentums mit ihm zu verbinden. Das neu gewonnene innere Verhältnis zu dem Unsichtbaren soll seine Ausgestaltung in der Welt des Denkens und Handelns mit Hilfe der Kräfte empfangen, die die Menschheit in ihrer klassischen Zeit erarbeitet hat. «Sapiens et eloquens pietas» – in dieser Losung schliessen sich alle Ideale zusammen. Aus der Frömmigkeit im Bunde mit den Sprachen und Wissenschaften soll sich ein Strom von sittigenden Wirkungen über das ganze Leben und über alle Gemeinschaftsformen ergiessen. Der Bund aber zwischen dem christlichen Glauben und der Klassizität ist so gedacht, dass diese einerseits die Grundlage abgibt, sofern sie die Freiheit und die natürliche Anlage des Menschen zum Sittlichen nachweist, andererseits die Ausgestaltung der Glaubenserfahrung in allen empirischen Beziehungen des Lebens übernimmt.

Die Aufgabe, die Melanchthon aus dieser Erkenntnis erwuchs, war eine theoretische und praktische zugleich. Als theoretische ergänzte sie die Aufgabe Luthers, musste aber auch in Konflikt mit ihr geraten. Melanchthon wollte das Leben verbessern, Luther es neu begründen. Luther schien den Glauben allein zuzulassen und alle übrigen Kräfte abschätzig zu beseitigen. Wer ihn predigen und schreiben hörte, konnte wohl meinen, er wolle ein entscheidendes inneres Erlebnis – einen Gott haben – allein gelten lassen und aus diesem Kapitale alles, auch alle Sittlichkeit, alle Bildung und alle Erziehung bestreiten. Dass gerade er den frischeren und tieferen Blick auch für die Selbständigkeit des natürlichen Lebens besass, dass er viel sicherer als irgend

ein anderer das Heilige und das Profane unterschied, dass seine harte Lehre vom gebundenen Willen endlich einmal den reizenden Schleier zerriss, der aus Religion und fragwürdiger Philosophie gewoben war, das ahnte niemand. Was Melanchthon hier als Gefahr empfand, was jeder gebildete Zeitgenosse so empfinden musste, war die Bedrohung des sittlichen Strebens und einer fortschreitenden Entwicklung. Die dogmengeschichtlichen, augustinischen Hüllen, von denen Luther seine tieferen Anschauungen nicht zu befreien vermochte, liessen diese Wirkung in der Tat befürchten, und wenn kleinere Geister anfingen, auf ihren Instrumenten die Töne Luthers nachzuspielen, welch eine barbarische Musik musste da entstehen!

Niemand hat das tiefer gefühlt, als der zartsinnige, sittlich rein empfindende Melanchthon, und so bemühte er sich, vorsichtig, prüfend, rücksichtsvoll die Gedanken Luthers zu bearbeiten, zu beschneiden und zu ergänzen. Ein saures, mühsames Tagewerk, das ihm niemand recht dankte und das doch ganz unerlässlich war, wenn das gegenwärtige Geschlecht erzogen werden sollte. Welch eine Summe von Fleiss, welch eine Umsicht bezeugen die immer wieder aufs neue durchgefeilten dogmatischen Arbeiten Melanchthons! Neben der ängstlichen Sorge, durch keine Paradoxie zu blenden, durch keinen pädagogischen Missgriff zu verwirren, jede Überstürzung zu vermeiden, neben mancher schulmeisterlichen Trivialität – wieviel originale und treffliche Griffe! Wie glücklich ist der Gedanke, den gefährdeten Zusammenhang der Religion mit der Sittlichkeit unter dem Titel « der neue Gehorsam » sicher zu stellen, und wie ist Melanchthon seinem Ziele, eine kräftige evangelische Moral theoretisch zu begründen, gerecht geworden

durch seine herrlichen Ausführungen über die evangelische Vollkommenheit, die er der mönchischen Vollkommenheit entgegensetzte! Gewiss – er hat die Schulgestalt der evangelischen Dogmatik begründet und damit manche frische Erkenntnis beseitigt und der Sache selbst schwere Fesseln angelegt. Aber er hatte doch nicht die Wahl zwischen freieren und gebundeneren Auffassungen und wählte die gebundeneren, sondern er hat eine Schulgestalt überhaupt erst schaffen müssen. Wer wirken will, muss formulieren und gestalten können; Gestaltungen aber improvisiert man nicht, sondern muss ihre Grundlinien dem Schatze des Erarbeiteten entnehmen. Und wer die Einbusse beklagt, die der Gedanke in der Fessel des Schulbuchs erleidet, der soll sich fragen, wie lange sich ein Gedanke rein erhalten wird, der gestaltlos wie ein Glockenton durch die Lüfte dringt.

Die grosse Aufgabe, das erneuerte Christentum zu lehren, und im Zusammenhang mit der Bildung des Zeitalters zu halten, hat Melanchthon seit dem Jahre 1525 unter den Augen Luthers getrieben und dann noch vierzehn Jahre fortgesetzt.

Die theologische Arbeit war ihm im Grunde kein inneres Bedürfnis; er trieb sie unter dem kategorischen Imperativ der Pflicht; nur die systematisch-pädagogische Formgebung reizte ihn hier; sonst entsprachen seiner Neigung immer mehr die gewohnten philologischen Studien. Hat je einer unter der theologischen Aufgabe geseufzt, so war er es; aber er wusste, dass ihm niemand die Arbeit abnehmen konnte, darum blieb er bis zuletzt auf dem Posten. Gespannt fragt man, wie sich nun das persönliche Verhältnis zu Luther gestaltete. Eine herzliche Vertraulichkeit, wenn

sie je bestanden hat, verschwand bald; aber ein gegenseitiges Vertrauen behauptete sich trotz aller Verschiedenheiten der Charaktere, der Stimmungen und der Arbeit. «Ich bin dazu geboren», erklärt Luther, «dass ich mit Rotten und Teufeln muss kriegen, darum meine Bücher viel kriegerisch sind. Ich bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen muss. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begiesst mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich.» Nicht mit Unrecht sagt man, dass Melanchthon an Luther zu tragen hatte – imperatorische Gewalt in oft schroffen, rücksichtslosen Formen –, aber die Gegenrechnung zeigt, dass in Wahrheit Luther der Geduldigere sein musste. Mit welcher heroischen Langmut hat er dem Freunde das Kleinliche, Ängstliche und Empfindliche nachgesehen! Wie hat er ihn immer wieder aus der Sorge und Furcht auf jene Höhe erhoben, von der allein eine solche Bewegung geleitet werden konnte! Wie hat er an dem Genossen jene ihm so antipathische erasmische Weise ertragen im Vertrauen auf die Übereinstimmung in dem Kerne der Überzeugungen! Mit welcher Einsicht und Grossmut hat er endlich Melanchthon auf seinem Gebiete schalten lassen, dem der Pädagogie und Kirchenpolitik, und ist selbst dann nicht an ihm irre geworden, wo er allen Grund hatte, ihm in die Würfel zu greifen. In jenen Jahren – auch der Augsburger Reichstag fällt in diese Zeit –, in denen Melanchthon es fast um jeden Preis versuchte, die Einheit der Kirchenlehre und Verfassung festzuhalten und die Reformation auf die Stufe eines blossen Kampfes gegen Missbräuche herabzudrücken – in jenen Jahren hat Luther das volle Zutrauen zu Melanchthon bewahrt, dass er die Sache selbst trotz aller Politik und Pädagogik doch

nicht preisgeben werde. Nicht immer hat Melanchthon diesem Zutrauen entsprochen. Es kamen Momente – sowohl bei Luthers Lebzeiten als zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges und des Interims –, in denen Melanchthon die Probe nicht bestanden hat. Nicht sich selbst ist er dabei untreu geworden, wohl aber der Aufgabe, die ihm, wollend und nicht wollend, zugefallen war, der Hüter des Lutherischen Erbes und die Säule der Kirche Luthers zu sein. Dort in Augsburg, wo er in der Formulierung der evangelischen Glaubensartikel bereits bis an die äusserste Grenze der Konzessionen gegangen war, drohte er in den Verhandlungen, die ihnen folgten, jeden Halt zu verlieren. Doch hat er sich in der ausgezeichneten Apologie des Augsburger Bekenntnisses wieder gefunden. Aber mit voller Kraft drängte sich in und nach dem unglücklichen Verlauf des Schmalkaldischen Krieges alles in ihm hervor, was er seit Jahren zurückgedrängt hatte, seine Antipathie gegen die Gewaltsamkeiten eines Bruches der Geschichte, seine Hochschätzung überlieferter Formen, die trauten Kindererinnerungen an die alte Kirche, dazu persönliche Bitterkeit und Kleinmut. Nicht Melanchthon, sondern die engen Köpfe, wie Flacius, und neben ihnen – Moritz von Sachsen haben damals den Protestantismus gerettet. Aber mit der Rettung war es nicht getan. Wieder galt es zu bauen und zu pflegen, ein evangelisches Kirchentum und eine evangelische Wissenschaft auszugestalten, weit genug, um den Strom der Geschichte in dieses Bett zu leiten. Auf Melanchthon allein fiel wiederum diese Aufgabe, und in schwerem Konflikt mit seinen Neigungen, fast möchte ich sagen, mit seinen Überzeugungen, kämpfend für sein Ideal, aber zugleich blutend für manche Lehren, die nicht die seinigen

waren, ist er auch nach der Wiederherstellung des Protestantismus rastlos tätig gewesen, die Kirche mit der Wissenschaft zu bauen, Luthers Autorität und Luthers Lehre als die gegebene Grundlage anzuerkennen und sie doch nach seiner wissenschaftlichen Einsicht und nach den Bedürfnissen der geläuterten Frömmigkeit zu erweitern und zu erweichen. Die Seelenqualen des Vermittlers haben ihn nie verlassen, und die Angriffe nicht nur des theologischen Fanatismus, sondern auch ehrlicher spröder Überzeugungen drangen immer drohender auf ihn ein. Aber er liess das Steuer nicht aus der Hand, das er gefasst hatte, und er warf nichts über Bord, um sein Schiff zu erleichtern; denn er meinte, dass die Zukunft kein Stück entbehren könne. So ist er in seiner Weise fest geblieben in dem Streit der Epigonen. Mit den Worten: «Du wirst der Sünde abscheiden, du wirst von allem Kummer frei werden und von der fanatischen Wut der Theologen», sah er dem Tode als einer Erlösung entgegen. Im Gedächtnis seiner Kirche war sein Andenken zunächst gefährdet, und fast zwei Jahrhunderte lang ist sein Name im lutherischen Protestantismus nicht ohne Misstrauen genannt worden, aber sein Werk blieb bestehen. Bereits die Konkordienformel bedeutet bei allem Argwohn gegen Melanchthon doch eine Absage an das strengste und engste Luthertum im Sinne Melanchthons. Bald aber entstanden in Deutschland viele Kirchen, die sich reformiert nannten, in Wahrheit jedoch melanchthonisch waren, und in ihnen entwickelte sich der Geist der Unionsgesinnung, aus welchem der grosse Fortschritt im inneren Leben des Protestantismus hervorgehen sollte. Luthers Glaubenskraft ist Kleinod und Ziel des Protestantismus geblieben, er selbst der Heros eponymos,

aber seine Theologie ist in seiner Kirche nicht kanonisch geworden, und das war gut. Melanchthon ist als Person in der Kirche zurückgetreten, aber entscheidende Richtlinien, die er der neuen Theologie gegeben hat, sind geblieben, und das war auch gut. Er hat den Protestantismus für die Wissenschaft und die Wissenschaft für den Protestantismus gerettet – in Verkettungen, die heute nicht mehr in voller Geltung stehen, die aber in ihrer Zeit Kirche und Bildung zusammengehalten haben. –

Das kirchlich-theologische Lebenswerk Melanchthons habe ich skizziert, auch mit seinen peinlichen Eindrücken und doch – ein grosses segensreiches Werk! Vergessen wir dabei nicht, unter welchen Verhältnissen er gearbeitet hat! Die Schwierigkeiten der inneren Lage sind schon berührt worden, die äusseren waren schrecklich. Auch heute erfährt jeder schweres Leid, der von Innen an der religiösen Frage rührt, aber damals erfuhr man noch buchstäblich, dass die Welt voll Teufel war, wenn man kirchliche Verhältnisse antastete; denn vom Mittelalter her umstanden noch furchtbare Wächter die Religion, Gefängnis, Schläge, Folter – der Tod. Unter dem Schirm seiner Landesherrn, der erlauchten Fürsten, und unter dem Schild des Helden, der alle schützte, der die ganze Bewegung trug – auch als er nicht mehr unter den Lebenden weilte –, hat Melanchthon sein Werk vollendet, er hat die Lehre begründet und die Kirche gebaut. –

Aber blicken wir nun von seiner dogmatischen und kirchlichen Tätigkeit auf die allgemein wissenschaftliche. Mit reiner Bewunderung können wir zu ihm aufschauen. Hier war er ganz in seinem Elemente und hat dem christlichen Humanismus einen weiten und festen Bau aufgerichtet,

in welchem die Wissenschaft und ihre Jünger mehr als anderthalb Jahrhunderte gewohnt haben. Hier hat er sich auch des allgemeinen Vertrauens erfreut durch die Lauterkeit seiner Gesinnung, die Selbstlosigkeit und Unbestechlichkeit seiner Ratschläge und eine von niemandem erreichte didaktische Sachkenntnis. Jener Bau war kein Neubau im vollen Sinne des Worts. Vergleichen wir ihn mit dem des dreizehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, so steht er jenem viel näher als diesem. Noch immer ist Wissenschaft nicht Forschung, sondern Lehre, noch immer führt die Theologie das Szepter über alle Wissenschaften, noch immer gilt die durchsichtige Form fast soviel wie die Sache. Aber der Bau umfasste die alten Elemente in gereinigter Gestalt und enthielt auch wesentliche neue Elemente des Fortschritts: nicht nur die Kenntnis des Griechischen, die die unerlässliche Vorbedingung jeder wissenschaftlichen Vertiefung war, sondern überhaupt die Aufforderung, die Überlieferung so kennen zu lernen, dass man überall auf die Originale zurückging.

In erster Linie hat Melanchthon für den ganzen Kreis der Wissenschaft gearbeitet durch seine Lehrbücher. Nicht nur Grammatiken hat er herausgegeben, sondern Kompendien der Rhetorik, der Dialektik, der Physik, der Psychologie und der Ethik, dazu auch einen ziemlich ausführlichen Leitfaden der Geschichte; ja er ist einer der ersten gewesen, der regelmässig Vorlesungen über Geschichte gehalten hat. Alle diese Lehrbücher dienten dem akademischen Unterricht. Als unübertroffene Muster von Klarheit, Ordnung und eleganter Angemessenheit des Vortrages werden sie von einem Meister der Geschichte der Philosophie gerühmt, und treffend fügt derselbe hinzu, Melanchthon

habe durch sie die philosophischen Wissenschaften von der Kasuistik des scholastischen Denkens befreit, den ins Masslose getriebenen Distinktionen der Begriffe, der verkünstelten Sprache und dem ganzen Staube des Mittelalters. Dabei hielt er aber zugleich den Humanisten gegenüber die logische Gründlichkeit im Vortrag aufrecht. In der Tat – die Befreiung von der Kasuistik, wie in der theoretischen Philosophie, so vor allem in der Ethik, war der grösste Fortschritt in diesem akademischen Unterricht. Er war die Vorbereitung und Überleitung zu einer einheitlichen Erkenntnis der Natur und des Geistes, wie sie einem späteren Zeitalter aufgehen sollte. Aber auch die Zurückdrängung der Bildlichkeit des Vorstellens einerseits und der Kampf gegen die Begriffsmythologien andererseits erhoben die enzyklopädischen Arbeiten Melanchthons über die Stufe einer in den Formen steckengebliebenen Philosophie. Was er in seine Lehrbücher schrieb, das trug er in lebendiger Rede vom Katheder herab vor, immer unverdrossen, mochten es viele Hunderte Zuhörer sein oder kaum ein Dutzend. Noch in dem Jahre seines Todes las er gleichzeitig sechs Vorlesungen, über die griechische Grammatik, über Euripides, über den Römerbrief, über Dialektik, über Ethik und über Geschichte. Alle Studenten sollten diese Vorlesungen hören, vor allem aber die Theologen; denn – davon war Melanchthon durchdrungen – eine ungelehrte, unwissenschaftliche Theologie ist eine «Ilias malorum».

Aber der grosse Lehrer, unter dessen Händen alles didaktisch wurde, die Religion nicht weniger als die Poesie, lehrte nicht nur, sondern er bildete. Nie ist der Beruf des Gelehrten, des Professors, idealer und grösser gefasst, nie würdiger verwirklicht worden, und darum sammelte er

nicht nur Zuhörer, sondern erzog sich Schüler. Dass der Lehrberuf eine sittliche Gemeinschaft der Strebenden hervorrufen müsse, dass der Gelehrte dem Gelehrten wie ein Freund gegenüberstehe, dass eine Gemeinschaft aller Lehrenden im Dienste der Wissenschaft kein blosser Traum sei, sondern ein erreichbares Ideal, das war ihm gewiss. In diesem Sinn hat er gewirkt und seine Schüler sowohl wie jeden Gelehrten als Freund an sich gezogen, im persönlichen Verkehr – nichts ging ihm über eine docta et amica confabulatio – und in einem unermesslich reichen Briefwechsel. Viele Tausende von Briefen sind heute bekannt, und noch immer steigt die Zahl. Soweit es an ihm lag, blieb Melanchthon mit jedem Schüler in Zusammenhang, beantwortete jede Frage, nahm an den Lebensschicksalen der jungen Freunde teil und leitete aus der Ferne von seinem Schreibtisch um Mitternacht ihre Schritte. Die Folge war, dass er die Universitäten und gelehrten Schulen besetzte, nicht nur im evangelischen Deutschland, sondern auch in Schottland und England, in Polen und Ungarn. Ihn fragten die Fürsten, ihn die Magistrate, wenn es galt, tüchtige Lehrer zu gewinnen; sie wussten, dass er niemals etwas für sich begehrte und nur der Sache diente. So empfing der Protestantismus einen einheitlichen Lehrerstand neben einer einheitlichen Bildung. Jenes hohe Gut des Mittelalters, welches durch die Reformation in Frage gestellt war, die Einheit der Kultur – es blieb dem Abendland erhalten, soweit die Spaltung der Religion und die immer komplizierter werdenden Bedingungen der äusseren und inneren Lage es zuliessen. Der eine Melanchthon hat im sechzehnten Jahrhundert das geleistet, was im zwölften und dreizehnten die stolze Reihe grosser Lehrer

vom Lombarden bis zu Duns Scotus geleistet hat. Aber dort war schliesslich alles mönchisch orientiert; auf allem weltlichen Handeln lag der Bann der Kirche; hier dagegen waren Gottesdienst und weltlicher Beruf in dem Element des Ethischen versöhnt; neue Aufgaben waren der sittlichen Lebensbewegung gestellt.

Doch noch habe ich das letzte Verdienst Melanchthons um die höhere Bildung nicht genannt. Zwar war er zum Herrscher nicht veranlagt, aber er war ein vorzüglicher Organisator. Nicht nur die Universität Wittenberg hat erst er nach unvollkommenen Anfängen wirklich eingerichtet und blieb zeitlebens ihr Haupt und ihre Seele, auch die kursächsische Schulordnung hat er entworfen. Beide Lehrpläne wurden vorbildlich für einen stets wachsenden Kreis von protestantischen Universitäten und gelehrten Schulen. Solche in allen Gebieten unseres Vaterlandes einzurichten, den Verhältnissen anzupassen und sie zu beraten, ist er rastlos tätig gewesen. Bis zur Stiftung der Universität Halle, d. h. bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist seine Organisation des gelehrten Unterrichts in Deutschland massgebend geblieben. Hier sind die Generationen gebildet worden, die sich durch den Dreissigjährigen Krieg nicht niederwerfen liessen. Vor allem aber die evangelischen theologischen Fakultäten sind sein Werk. Dankbar blicken sie an dem heutigen Tage zu ihm auf und geloben, das ihnen anvertraute Gut zu bewahren und ihre Arbeit unter das schöne Bekenntnis zu stellen, das er abgelegt hat: «Ich bin mir bewusst, mit meiner ganzen theologischen Arbeit nie einen anderen Zweck verfolgt zu haben, als das Leben zu berichtigen und zu veredlen.» –

So lehrend und bauend, sittigend und erziehend, hat er

ein grosses, einheitliches Lebenswerk geleistet. Anders als es sich der frühreife Jüngling gedacht, hatte sich die Aufgabe gestaltet, und in Stunden des Verdrusses und des theologischen Haders hatte er den Eindruck, aus seinen eigentlichen Bahnen geworfen zu sein. In Wahrheit hat er sie nicht verlassen und alles das entwickelt, was in seiner Natur angelegt war, und was das grosse Erlebnis des Zeitalters, die Reformation, in einer solchen Natur zu entzünden vermochte.

Der heutige Tag regt aufs neue in uns die Frage an, welche innere Wahrheit und welches Recht dem Ideale des christlichen Humanismus zukommt. Herüber und hinüber wogt der Streit der Meinungen. Soviel aber ist gewiss, dass Christentum und Antike nicht wie zufällig von Epigonen zusammengeschweisst sind, sondern dass bei allem Gegensatz auch ein wirklicher, uralter Zusammenhang besteht. Gewiss ist auch, dass unsere Kultur und Gesittung trotz der Umwälzung unserer Weltanschauung solcher Männer bedarf, die im Geiste Melanchthons zu wirken vermögen. Für einen blossen Klassizismus ist ebensowenig Raum und Verständnis mehr in unserem Zeitalter vorhanden, wie für eine Theologie, die sich gegen die fortschreitenden Erkenntnisse absperren zu können meint. Aber der christliche Humanismus Melanchthons, bereichert und vertieft, ist auch heute noch die Kraft unseres höheren Lebens, und sein Schwert wird noch immer aufblitzen, wo es gilt, das Erbe der Geschichte zu verteidigen, den Adel des Geistes zu schützen und die Reinheit der Seele.

NACHWORT

DEM Buche das wir hier dem Volke widmen und Kennern vorlegen, haftet, rein auf den Titel hingesehen, eine Willkür an, die wir nicht leugnen, und die wir zu verteidigen und zu entschuldigen suchen.

Eine Gedenkrede ist im Grunde nichts anderes als eine andere Rede auch, wie eine Buss- oder Erntedank-Predigt nichts als eine Predigt, und ein Hochzeitscarmen ein Gedicht. Wer also die Auslese dessen, was der Deutsche als Redner geleistet hat, auf Gelegenheitsreden solcher Art einschränkte, wird die Gefahr eines spielerischen Ausschnittes schwerlich vermeiden, in dem grosse Leistungen weggefallen sind, weil sie keines grossen Toten gedachten, mittlere und kleinere durch das Mangeln dessen was sie erst erklären und ergänzen würde, in eine falsche Augenfolge rücken.

Andererseits, um den Nachdruck nicht auf die Rede, sondern auf das bewahrte Andenken einer hingeschiedenen Person zu legen, – warum der öffentlichen Rede, dem vorgetragenen oder abgelesenen Aufsatze einen Rang vor der Aufzeichnung und stillen literarischen Darstellung geben, die an Masse, Ruhe und Gleichmass, an erschöpfendem und kritischem Gehalte sie zu übertreffen mehr als nur Wahrscheinlichkeit hat?

So schneidet die allgemeine öffentliche Rede von der einen, die nekrologische Biographie von der andern Seite in unsern Gegenstand und scheint ausser einem hybriden Mischwesen nichts übrig zu lassen was die vereinzelnde Sammlung rechtfertigt.

Diesen Einwänden ist entgegenzuhalten, dass sie sich auf blosse literaturmässige und scholastische Begriffe stützen und das Lebendige und Ursprüngliche nicht gewahren.

Dass ein Toter beklagt und gepriesen wird, an seinem Grabe, an seiner Bahre, an einem aufgerichteten Symbole seines Daseins, ist keine Rede, sondern ein urtümlicher Menschheitsakt in einer ewigen, weil zyklischen, in einer symbolischen, in einer heiligen Situation. Wenn diese Klage typische und rituelle, fast liturgische Formeln hat, um so besser; auch der grosse Tote ist nur eben ein Toter, wie alle Toten; ein jeder Tote ist gross durch die Geheimnisgrösse des Abschieds vom Leben und der unsichtbaren Allgegenwart aus dem Jenseits her. Mit dem, was ein Sachwalter vor dem Richter für einen Klagfälligen, mit dem was ein Freier vor der Gemeinde über Krieg und Frieden sagt, hat jene Totenklage fast nur die menschliche Sprache im Munde dessen, der sie für das ganze Volk führt, gemeinsam. Erst wenn sie aus dem liturgischen Rahmen sich losfaltet, der Gerichtsrede und politischen Rede die Haltung abmerkt, sich der ihr eigenen Affekte und Superlative, ihrer leidenschaftlichen ausrufenden Monotonie und ihres rhythmischen Jammers entkleidet; erst wenn sie sich zu einem Prunkstücke abkältet, dann erst mag man sie in die Kälte der literarisch abgestandenen Gattungsbegriffe zu anderen Prunkgattungen stellen; und es ist keineswegs sicher, dass sie dort zu halten ist. Nicht nur in den Händen des Genies, sondern den einfachen der erschütterten und beraubten Liebe kann sie plötzlich ihren ursprünglichen Menschheitsgehalt wieder gewinnen und am Hügel des Toten stehen wie Achill bei Patroklus und David bei Jonathan und die attische Jugend bei den toten Kameraden von Leipsydrion: «Αἰαῖ Λειψύδριον προδωιέταιρον» oder England bei denen von Chevy: «for Witheringdon my heart is sore». Im Verse oder nicht

im Verse, es ist eine dichterische Urform, in welcher Freundschaft, Waffenbrüderschaft, Schülertreue zerbricht und leidet, als wäre es scheidende Liebe; wo Ahnen herabgerufen werden um der Gemeinschaft anzuwohnen, die ihrer Hilfe entbehrt: dichterisch wie das Liebeslied, und fromm wie das Opfer der Menschenseele am Altar.

Diesen Charakter den sie enthält, so leicht und so sicher festzuhalten, vermag die Gedenkrede durch die unausweichliche Festigkeit ihres Gegenstandes, ihrer Beziehung auf den Toten, das fest umschriebene und zu umschreibende menschliche Einzelwesen. Fast alle Auswege, die dem allgemeinen Redner gestatten, sich seine Gegenstände so kunstvoll um das eigene Belieben und die eigene Wirkungsabsicht zu ordnen, dass die Rede am Ende zum runden Bilde des Redners selber, zum Pathos seiner Führermacht und seines Herrscherwillens wird – Bismarcks und Burkes Reden sind das grösste Beispiel dafür – alle diese Auswege sind der Gedenkrede abgeschnitten. Sie steht fest zwischen dem Menschlichen, von dem der Redner ein wortführender Teil ist, und dem Göttlichen, in das der angeredete Genius gebettet ist. Das primitive, affekthafte und dichterische Element in ihr ist für denjenigen der es begreifen will oder kann, immer, selbst in Epochen der höchsten höfischen und scholastischen Selbstentfremdung, in Reichweite, und Bossuets Oraisons funèbres, soweit sie nicht ausgesprochene priesterliche Grabeinsegnungen, sondern Gedenkreden sind, beweisen, welche Wirkungen daraus entstehen können, wenn ein grosser Geist jene primitiven, den Stil der Gattung bestimmenden Elemente, nicht eigentlich restituiert – denn das würde die Verfeinerung seiner Zeit als Barbarei abgewiesen haben – aber auf einer gehobenen

Stufe zum Stoffe einer neuen Darstellung und Gestaltung macht –, nicht mehr die Totenklage selber, sondern die neue Lobpreisung ihrer ewigen Notwendigkeit und ihrer belebenden und entzündenden oder umwandelnden Macht über die Seele der Menschheit. Deutschland ist gegen ein Volk, das diesen grossen Geist mit berechtigtem Stolze unter die Fürsten seiner geistigen und künstlerischen Geschichte zählt, in einem grossen Nachteile, in einem anderen, aber verwandten gegen das England Burkes oder das Italien einer solchen Reihe fast klassischer Gerichtsredner. Wir haben nie besessen, was bei unsern Nachbarn sich mit organischer Notwendigkeit, fast morphologischer, an dem Ganzen ihrer Vegetation ausbilden musste, weil es in ihren Samen mit eingelagert war: jenen Geist der Öffentlichkeit, des ideell vorschwebenden nationalen Gemeinschaftsraumes, der wo er waltet, jede beliebige Stätte, den offenen Platz wie das Theater und die Kirche und das gedruckte Blatt zu einer realen Stätte angeredeter Versammlungen improvisieren kann. So tiefe Mängel und Lücken in der Geschichte eines Nationalgeistes sind niemals wieder einzuholen; ihre Feststellung und Betrachtung wird auch hier nicht unternommen um Chimären zu befördern, sondern weil keine solche Klarheit, einmal erlangt, sich verbreiten kann, ohne um sich her verkanntes zu entdecken.

Die öffentliche Rede und die allmählich mit ihr zusammengewachsene Klage um den Toten ist ein Produkt der lebendig empfundenen Gemeinschaft, der menschlichen in Religion, der nationalen in Politik und setzt daher in der neueren Geschichte Europas die kompakte Christenheit voraus oder die kämpfende Demokratie, beide Worte nicht im parteiischen Sinne genommen. Denn die Rede

Bismarcks ist als Parlamentsrede nicht minder ein demokratischer Vorgang als die ihm erwidernde etwa seines radikalen Parteigegners. Hinter beiden Begriffen steht die grössere der Menschheit, in die sich die Christenheit ihrem Berufe nach zu erweitern strebt, deren Führerschaft die bewusste Nation von ihrem höchsten geschichtlichen Berufe nicht zu trennen vermag. Beide Begriffe also sind in einem sublimen Sinne humanisierend, und nur weil das bewohnte Erdenrund, soweit es humanen Gehalts ist, ohne Ausnahmen gemeint und angeredet wird, erzeugt es sich an seinem Gegenpole die einzeln auftretende Rednergestalt zu einem Anwalte seiner obersten Sache vor einem unsichtbaren obersten Tribunale.

Diese vorausgesetzten Begriffe sind dem deutschen Volke geschichtlich fremd. Es hat sich in seinem nun jahrtausendalten Vorgange nie im ganzen grossen, höchstens vorübergehend und vereinzelt, Gemeinschaftsbegriffe anzueignen vermocht, und selbst dann sie sofort als einen Zwang gespalten und sich ihnen widersetzt. Die Aufnahme des Christentumes blieb ihm solange eine äusserliche Form der Unterwerfung, bis es nicht den Gemeinschaftsbegriff in ihm durch den einsamen seelischen eines Einzelvorganges zwischen dem Sterblichen und dem Unsterblichen, der verhohlenen Gottesminne ersetzt hat; den ökumenischen Charakter des mittelalterlichen Christentums brach es durch den neuen Glauben, und brach den neuen Glauben sofort weiter und weiter in Individualformen auf. Soweit er nicht gebrochen wurde, ging er in den Formen des Pietismus den Weg der Mystik noch einmal bis ganz zu Ende, aus der Gemeinschaft Gläubiger in die der Welt abhandene Höhle der einzelnen Seele. Die Predigt die so entstehen

konnte, ist keine Anrede mehr, sondern das sich erbauende Bekenntnis vor einem Agglomerate beliebig vieler sich hordend erbauender Bekenntnisse, von denen jedem einzelnen ein besonderer Weg vorgeschrieben ist, und, bei seiner Seelen Seligkeit, nicht erlassen werden kann.
Den gleichen Weg hat das deutsche Volk politisch beschritten und gegen alle einigenden Kräfte, selbst die der ihm eingeborenen staatbauenden Genies, unwiderstehlich durchgesetzt. Es fasst sich praktisch zu absehbaren Unternehmungen soweit sie endlich sind, vorübergehend zusammen, mit dem Vorbehalte, seine ganze Unendlichkeit nur im Einzelnen, nicht in der Gemeinschaft zu erblicken und zu entwickeln. Daher seine durch nichts verpflichtete Leichtigkeit, sich beliebigen Gemeinschaften als Bindemittel zur Verfügung zu stellen und seine zentrifugale Richtung innerhalb einer aus lauter zentripetalen Mächten bestehenden Welt. Es hat dem Römerreiche sich widersetzt und es dann aufgelöst, hat zur Bildung aller neuen Nationen Europas unverbindlich beigetragen, dem deutschen Kaiserreiche sich widersetzt und es gebrochen, die Einheitstaaten die sich auf seinen Trümmern bildeten, gehasst und zersetzt, das neue Reich bewusst zerstört und ist während diese Blätter erscheinen, damit beschäftigt, unter dem äussern Anscheine des Entgegengesetzten eben nach seinen uralten Formen sich zurückzubilden: der Leugnung und der Aufhebung der Gemeinschaft als eines transzendenten und göttlichen Zusammenhanges, der Heimkehr in die Transzendenz und Göttlichkeit des Einsamen, der kleinen und der kleinsten Einheiten.
Aus dieser Anlage hat sich keine Tribüne erheben können, ohne sofort von den wenigen Neugierigen, die sich zu ihr

sammeln mochten, verlassen, oder von dem Hasse derer, denen das ihnen Ungemässe zugemutet wird, zerschlagen zu werden; tiefer Argwohn umgibt von jeher in Deutschland den Instinkt und die Macht der Beredsamkeit: nur hier ist es ein Scheltwort geworden, eine Leistung mit dem Begriff der künstlerisch gestalteten Prosa in Beziehung zu bringen, der die Bezeichnung des «rhetorischen» in allen Ländern Europas zu einem ganz so schlichten und indifferenten Sachworte gemacht hat, wie den Begriff des geometrischen oder physikalischen. Für den Deutschen verbirgt sich dahinter ein Betrügerisches und Blendendes, dem er sich im tiefsten Grunde darum widersetzt, weil er ihm anfühlt, dass es seine Anlage zu brechen, und nicht auf seine Gründe sondern auf seine Instinkte zu wirken versucht: und hierin ist sein Gefühl auf dem richtigen Wege: denn eben dieser Gewaltsame, der das Individuum seines individuellen Trotzes entkleidet und auf sein Selbst zu verzichten zwingt, um es in einem Ganzen zu schmelzen, ist, wenn er den Namen verdient, der Redner von redewerten Dingen, das heisst der zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen aufstehende, durch Sprache handelnde Mensch. So hat es eine der grössten Bezeugungen menschlicher Geistes- und Seelenkraft im deutschen Volke nur zu den bescheidenen Bildungen bringen können, die wir darum hervorgesucht haben, weil die hier unternommene Einsammlung des deutschen Reichtums auch an den verkümmerten Bildungen nicht vorübergehen will, die unsere Ansätze zum Versagten offenbaren.

Sie liegen begreiflicherweise nicht auf dem religiösen und nicht auf dem politischen Gebiete, sondern dem einzigen, auf dem der Deutsche sich zur Nation erhoben hat, dem

geistigen und dem geistesgeschichtlichen. Hier allein ist die tiefe Tendenz, die diesem grossartigen und unglücklichen Volke fast mehr als andern eingeboren ist, die ursprünglich menschliche und dichterische, auch rednerisch erhaben geworden, nicht auf Kanzeln und Tribünen, sondern in stillen Schreibstuben und kleinen Versammlungskammern und in Gremien der Akademien. Hier haben wir gesucht und gefunden.

Mit einzigem und herrlichem Erfolge. Denn wir haben den literarischen Gattungsbegriff natürlich gesprengt, und dem zeugenden Urbegriffe die Freiheit entnommen, die er verdient. Weil Herder als einsamer leidenschaftlicher Autor keine öffentliche Lehrkanzel besass, von der aus er Abbt Lessing Winckelmann beklagen und verkünden konnte – weil Niebuhr seinen Vater, Gervinus seinen Lehrer zu preisen und zu verteidigen und verewigen keine Gemeinschaft hätte finden können, (wir nennen Kompositionen, die nur der Raummangel unserer Sammlung entzieht,) darum sind diese ganz im fortreissenden Rhythmus der Anrede geborenen Sätze nicht minder Sätze des Redners, und wenige Federzüge des Schreibers die an ihnen haften, die ein Strich beseitigt – hier hat er sie beseitigt – beirren das Bild. Darüber hinaus spricht die Sammlung für sich selber. Sie bietet statt einer Gemeinschaft der Heiligen eine Gemeinschaft geistiger Grösse in Redenden und Angeredeten, in die Tiefe der Geschichte, in die Breite grosser Generationen hinein, von deren Einheit und Reichtum das Volk, das es besitzt, nichts ahnt. Ist es nicht Bossuet, so ist es dafür ein Werk, dem weder Bossuets Nation noch eine andere ein Gleiches zur Seite zu stellen vermag: denn der Sphärenring der die Geisterwelt dieses elysischen Planeten

umschliesst, eines Sterns, wie es scheint, der Wissenschaft, ist die deutsche Poesie, und er wirkt nicht nur als umgebender Ring, sondern tief in Lebensluft und Erdreich des Kerns hinein. Nicht nur dass die Dichter den Reigen führen – die dichterische Wiedergewinnung des Tragikers Tacitus durch Leo, die eigentlich hier her gehört hätte, die pindarisch freie und singende Anrede Boeckhs an Steffens, die aufgenommen ist – um nur das wenigste zu sagen – sind unser Eigentum, das wir hier zum bewussten, und, bei so viel entbehrender Trübsal des Verlustes und der Beraubung – stolzen Besitze haben erheben wollen.

INDEX

Biographisch.

BESSEL, Friedrich Wilhelm, geboren zu Minden 1784, gestorben zu Königsberg 1846, war der erste der mitten im Elende des deutschen Zusammenbruches durch die Errichtung der Königsberger Sternwarte die Wissenschaft des im Vaterlande verhungerten Kepler und der aus dem Vaterlande zu ausländischer Hilfe gewanderten Johann und Wilhelm Herschel vorbildlich für die ganze Welt in den Väterboden zurückverpflanzte und in Reihe mit den Struve der Dorpater und den Gründern der Münchener Warten nicht nur die Zonentheorie begründete und erwies, sondern die alte deutsche Mühe der Himmelsaufnahme umfassender als selbst beglücktere Anstalten fortsetzte, das Frankreich der grossen Analytiker in Schatten, und die durch Fraunhofers Grossthaten aufstrebende neue deutsche Optik in den Dienst der Teleskopie stellte.

BOECKH, Philipp August, geboren zu Karlsruhe 1785, gestorben zu Berlin 1867, machte auf dem ganzen Gebiete der wissenschaftlichen Befassung mit antiken Gegenständen, welcher Art immer, den noch andauernden Renaissanceformen gelehrter Einzelkennerschaft ein Ende und ersetzte sie durch den neuaufgestellten Begriff der klassischen Altertumswissenschaft, deren System er auf Friedrich August Wolfs Spuren errichtete, mit dem Probleme, das gesamte sichtbare und unsichtbare Leben der Antike als eines einheitlichen Kulturraumes durch Forschung zu restaurieren. Die damit geforderte absolute Enzyklopädie der Anschauung und Arbeit vereinigte er bereits in genialem Masse in sich selber; in seinen Entwürfen, Programmen, Leistungen, der Sammlung der griechischen Inschriften, der Schrift vom Staatshaushalt der Athener, den epochemachenden Forschungen zur griechischen

Chronologie, Mathematik, Metrologie liegt die bis heut andauernde Epoche impliziert und fährt noch fort sich aus ihm zu entfalten. Selber eine Akademie der Wissenschaften, und die preussische, die er nach seinem Bilde zum arbeitenden Organismus geformt hatte, jahrzehentlang öffentlich vertretend, machte er Berlin zur Weltzentrale neuer Studien der Alten und nicht sowol Einzelne als das Jahrhundert zu seinem Schüler.

BUCH, Leopold von, aus uckermärkischem Schwert- und Dienstadel, wie die Humboldt, geboren zu Stolpe 1774, gestorben zu Berlin in höchsten Ehren 1853, mit Alexander von Humboldt unter Werners grosser Leitung als Freiberger Bergmann in die Erforschung der Geschichte der Erdoberfläche eingeleitet, überwand die in Neptunismus und Vulkanismus falsch gespaltene Antinomie des Zeitalters durch die als Aperçu und Durchführung gleich epochemachende Lehre von der in Faltung und Schichtung durchtretenden Formungstendenz des Erdinnern, wurde zum Begründer der modernen Geologie und nach Humboldts Worte zum grössten Geologen des Jahrhunderts, ein Meister mündlicher und schriftlicher Darstellung, Klassiker deutscher Prosa, durch seine Wirkung auf die sich bildenden Wissenschaften der physikalischen Geographie und der Landeskunde als historischer Hilfsdisziplin folgereich bis in die humanen Wissenschaften hinein, in vorderster Linie des Heroenalters deutscher Wissenschaftsgründungen.

BUTTMANN, Philipp Carl, geboren zu Frankfurt am Main 1764, gestorben zu Berlin amtlos als Mitglied der Akademie 1829, erhob auf Gottfried Hermanns Spur zusammen mit Lobeck die Kenntnis zunächst der griechi-

schen Sprache, dann der griechischen Sage, von den letzten Entwickelungsstufen des Humanismus zur ersten der modernen Philologie, von der Virtuosität des Sprach- und Sachgefühles grosser, selbst genialer Kenner, zum Lehrgebäude, thesaurierte in der «griechischen Grammatik» dem «Lexilogus» und dem «Mythologus» eine vor ihm weder geahnte noch überhaupt vorhandene Fülle des ausschliesslich aus den Denkmälern gehobenen Wissens von der griechischen Sprache an sich, schnitt, gleichzeitig mit Lobecks Aglaophamus, der in Schelling und Creuzer mit hinreissenden Kräften vordringenden Spekulation den Einbruch in die Altertumswissenschaft ab und wurde, neben ihren Königen wie Lachmann und Boeckh in antiker Bescheidenheit auslebend, dennoch zu einem der unvergesslichen Wahrer und Mehrer ihres Reiches.

GERVINUS, Georg Gottfried, geboren zu Darmstadt 1805, gestorben zu Heidelberg 1871, beschloss als epilogisierender Historiker grössten Stiles die mit dem Übergreifen des Parlamentarismus auf das Festland endenden Epochen Deutschlands und Europas, zugleich, schon neben Ranke und seiner Schule stehend, der letzte europäische Vertreter der nicht analytischen, sondern synthetischen, bei tiefster und umfassendster geistiger Vorbereitung des ganzen Menschen dennoch aus Gesinnungen, Gedanken, Gewissen und Gemüt fliessenden, also im Grunde noch thukydideischen oder überhaupt antiken Geschichtsschreibung, eine im Grossen zugeschnittene Persönlichkeit von bleibender Form, durch seine Geschichte der deutschen Nationalliteratur in Wilhelm Scherer, durch seine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts in Heinrich von Treitschke fast ohne nennenswerte Verluste übergehend, und von

einer Kraft des Urteils, an der sich der Widerspruch immer neuer Generationen immer gleich vergeblich, weil immer wieder durch Thatsachen widerlegt, versucht hat, daher über die Wissenschaft hinaus zur nationalen Prophetie getreten und nicht bloss ein unsterblicher, sondern ein heiliger Name.

HERBART, Johann Friedrich, geboren 1776 zu Oldenburg, gestorben 1841 zu Göttingen, seit 1809 Kants Nachfolger in Königsberg, durch die wissenschaftliche Begründung einer auf Kants ethischen Rigorismus gegründeten Pädagogik und ihren diktatorischen Einfluss auf zwei Generationen norddeutscher Schulmänner einer der geistigen Former des neuen preussischen Staates und seiner allgemeinen Gesinnung, philosophisch am folgereichsten durch seine Ästhetik und die konsequente Durchführung ihres Grundgedankens der Identität zwischen moralischem Sinne und Sinne des Schönen.

LEO, Friedrich, geboren zu Regenwalde 1851, gestorben zu Göttingen 1914, als Philologe letzte Blüte und Frucht der letzten philologischen Schule Deutschlands, der Bonner, als Latinist bahnbrechender Neugestalter fast aller die römische Literatur betreffenden Probleme, erwies als erster ihren durchgehend hellenistischen Charakter und erhob den Beweis in Untersuchung Forschung Deutung zu einem der klassischen Anmut seines Wesens angeglichenen und der Poesie verwandten Kunstwerke, mit dessen Aufstellung die Philologie in Deutschland zu ihrem Ausgange, der Dichtung, zurückkehrte und ihren Zyklus schloss.

LOBECK, Christian August, geboren zu Naumburg 1781, Schüler F. A. Wolfs und G. Hermanns, wurde durch seinen Streit mit Creuzer über Grundfragen der griechischen

Religion zu epochemachender Kritik der Quellen der letzteren geführt und stellte ihre wissenschaftlichen Grundlagen in seinem Buche «Aglaophamus», einer der klassischen Schriften der Altertumswissenschaft, gegen das romantische Missverständnis sicher, war mit Buttmann und Hermann einer der grossen Begründer der historischen Grammatik und Metrik der griechischen Sprache, sparsamer Schriftsteller, Lehrer von unberechenbarem Einflusse durch Feinheit, Glanz und Schärfe einer ungeheuren Gelehrsamkeit, starb als ordentlicher Professor der klassischen Philologie, ständiger Universitätsredner und Ritter des Ordens pour le mérite in Königsberg 1860, die grösste Figur der Universität seit Kant.

MOMMSEN, Theodor, geboren 1812 zu Garding, gestorben zu Berlin 1903, das grösste seit Leibniz aus Deutschland hervorgegangene enzyklopädische Genie, als Jurist und Historiker, Philologe und Organisator geistiger Arbeit, als Forscher und Künstler gleichmässig eine Epoche darstellend, der Schöpfer der modernen Akademie der Wissenschaften als eines Organismus zur Bewältigung des einzeln nicht zu bewältigenden, in der Geschichte Roms wie Treitschke in der Deutschlands die deutsche Poesie auf einen neuen Schauplatz der Gestaltung führend, aber anders als Treitschke auch die Forschung aus dem Fundamente erneuernd, hat er durch sechs Jahrzehnte seines Lebens nichts angerührt, was er nicht durchleuchtet hinter sich gelassen hätte und der Wissenschaft die Antike als einen von Geistesgaben neuer Stufe aufgeschlossenen und dominierten Kulturraum, der Phantasie der ganzen Menschheit Gestaltenwelten hinterlassen, die vor ihm nicht bestanden.

OLBERS, Heinrich Wilhelm, geboren zu Arbergen 1758, gestorben zu Bremen 1840, als einfacher tagsüber pflichttreu ausübender Arzt in Bremen lebend, als Astronom auf bescheidenste Hilfsmittel beschränkt, erstaunte die gebildete Welt durch die Entdeckung der Pallas, der Vesta, des anfänglich für einen Planeten gehaltenen nach ihm benannten Kometen, unzählige kleinere Beobachtungen und Entdeckungen, von ihnen aber zur Theorie und Analysis aufsteigend durch die epochemachende Aufstellung einer neuen Methode zur Berechnung der Kometenbahnen und die folgenreiche Hypothese eines zwischen Mars und Jupiter in teleskopische Meteore zerborstenen Urplaneten, – als Beobachter und auf blosse Behelfe gestützter genialer Entdecker an Tycho, als Analytiker und Errechner ungesehener Welten an Leverrier, als Systematiker an Kepler gemahnend, bescheiden wie dieser, ohne den Glanz aber auch ohne die Schlacke jener.

RITTER, Carl, geboren zu Quedlinburg 1779, gestorben zu Berlin 1859, empfing aus Alexander von Humboldts aristotelischen Händen die Aufgabe, die Erdkunde von Empirie und Deskription zur Wissenschaft zu erheben wie Buch die Geologie, Dove die Meteorologie, andere anderes, und errichtete zwischen 1807 und 1857 aus dem Nichts das Gebäude der modernen geographischen Problemstellung, in der die Erde nicht den Elementen gehört sondern dem Menschengeschlechte und die Antinomie zwischen physikalischer und historischer Geographie in der höheren Lösung der wechselseitigen Bedingtheit von Land und Mensch aufgehoben ist, eine Fragestellung, aus deren schöpferischer Form zugleich alle sogenannten geographischen Hilfswissenschaften im Blitze entstanden, die

Statistik und Volkswirtschaftslehre in ihr entscheidendes Stadium traten, die Geschichtsforschung einen neuen Grundast trieb, und durch die Mittel einer unvergleichlich mächtigen Darstellung die Landeskunde der klassischen deutschen Literatur zutrat.

ROSENKRANZ, Karl, geboren zu Magdeburg 1805, gestorben zu Königsberg 1879, eklektischer Fortbildner Hegelscher Gedanken, vornehmlich nach der Seite der Ästhetik nicht ohne selbständiges Verdienst, dies aber überragend und übertreffend durch eine von schönster Herzenswärme und reichster Gedankenfülle getragene einzige Lehrgabe, die, von Königsberg aus wirkend, der Provinz in langen Schülerreihen eine Nachblüte des humanistischen und spekulativen Idealismus noch sicherte, als er im übrigen Deutschland schon historisch abgelöst war, fruchtbarer Darsteller auch literargeschichtlicher Zusammenhänge, der gerade weil seiner Zeit, der historisch-kritischen, entgegengesetzt und auf dem toten Strange stehend, zwischen Bouterwek hinter ihm und Julian Schmidt vor ihm, in der Folgezeit recht verstanden wieder fruchtbar werden muss.

SCHLEIERMACHER, Friedrich Ernst Daniel, geboren zu Breslau 1768, gestorben zu Berlin 1834, als Prediger, religiöser Schriftsteller und lehrender Theologe einer der Herrscher seiner Zeit und einer der bis heut nachwirkenden Schöpfer des modernen geistigen Berlin, war die Priesterfigur, durch die hindurch die Romantik, von ihren ersten Anfängen an, den hellenistischen, nicht mediävalistischen, auf den norddeutschen Protestantismus Pfand nahm, und in dem sie sich, nach kurzem Anscheine des Gegenteiles, denaturierte und Bildung wurde. Er trat durch den entscheidenden, nur mit viel zu zarten Mitteln unternommenen

Schritt, dem Zeitgeiste nicht nur die protestantischen, sondern auch die dogmatisch-christlichen Positionen zu opfern und sich ihm erst auf der Linie der reinen Religion zu stellen, weit über seine Epoche hinaus, und wurde nach dem anfänglich ungeheuren Erfolge der «Reden über die Religion» und der «Monologe» von einer Generation nicht mehr aufgenommen, die im Zuge der Zeit die Theologie zur historischen Wissenschaft und einem Gegenstande der neuen Kritik machte. Schleiermacher, durch den heldenhaften Zug, mit dem er als einzigen Gegenstand von Religion und Theologie das individuelle Gotteserlebnis statuierte, der letzte grosse Bekenner Deutschlands, scheiterte mit dem Versuche als erster Missionar der neuen Lehre sein Volk wieder zu bekehren, nur durch seinen Kompromiss mit der Berliner Aufklärung, und hat es zu seinem Troste nicht erlebt, dass in die von ihm gelassene Lücke seine Zerrbilder, liberale Theologen historisch-kritischer Prägung traten. Erst mit seinem unvergleichlich vorgelebten krisenreichen und zum mystischen Drama tendierenden Heiligenleben hört der Protestantismus auf, die geistigen Bewegungen des Volkes an seinem Teile mitzutragen und fortzupflanzen.

STEFFENS, Heinrich (Henrik), norwegisch geboren zu Stavanger 1773, gestorben zu Berlin 1845, durch Werner den Bergmann und Schelling den Denker nicht nur deutsch geworden, sondern zu dem glühenden Deutschgesinnten, der Schlesien 1813 in den Aufstand gegen Bonaparte reissen sollte, über seine Teilnahme an der Begründung der Geognosie Oryktognosie Anthropologie, durch Deutschland, hinaus, ein Geist unsterblichen Feuers und unermesslicher Gedankenfülle, strebte mit allen seinen Schriften und als Lehrer der Jugend zu einer ihm vorschwebenden inneren

Naturgeschichte der Erde, die alles irdische, anorganisches wie organisches und schliesslich den Menschen mit seiner vollen Unsterblichkeit, hätte einschliessen sollen, und deren Denkung, kometenhaft wiederkehrend, nicht aufhören kann, dem deutschen Geiste zu erscheinen, wenn sie auch mit ihrem ersten Denker einstweilen entschwindend und auch in den Schülern die seine Glut hingerissen hatte, allmählich erloschen, seitdem nur in seinen und Schellings wiedererstehenden Schriften wieder dazu drängt, mit anderen überwachsenen Schöpfungen der Romantik zusammen sich zu der Wissenschaft zu gestalten, die er entwarf.
TREITSCHKE, Heinrich von, geboren zu Dresden 1834, gestorben zu Berlin 1896, in den Formen der Geschichtsschreibung, den einzigen nicht entwerteten der Zeit, der leidenschaftliche, in Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gleich hinreissende Dichter der deutschen Einung unter preussischer Führung, in der «Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert» Schöpfer des grössten Kunstwerkes historischer Darstellung, das die Sprache besitzt, als Politiker und Prophet, Redner und Träumer für die ganze aus ihm folgende deutsche Generation einer der Männer des Schicksals, und schon Geschichte schreibend selber Objekt einer bis heut nicht geschlossenen Geschichte Deutschlands.

INDEX

Bibliographisch.

HERDER AUF WINCKELMANN.

Druck: Der Teutsche Merkur vom Jahr 1781. Drittes Vierteljahr. S. 194 ff. – Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Dreizehnter Theil. Tübingen 1814. S. 105 ff.

HERDER AUF LESSING.

Druck: Der Teutsche Merkur vom Jahr 1781. Viertes Vierteljahr. S. 3 ff. – Überarbeitet in: Zerstreute Blätter von J. G. Herder. Zweite Sammlung. Gotha 1786. S. 377 ff. – Johann Gottfried von Herder's sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Dreizehnter Theil. Tübingen 1814. S. 120 ff.

HERBART AUF KANT. Rede, gehalten an Kant's Geburtstage im Auditorium maximum der Königlichen Albertina-Universität zu Königsberg am 22. April 1810.

Druck: J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen. Herausgegeben von Gustav Hartenstein. Erster Band. Leipzig 1842. S. 281 ff.

GOETHE AUF WIELAND. Rede, gehalten in der Loge Amalia zu Weimar am 18. Februar 1813.

Druck: Wieland's Andenken in der Loge Amalia zu Weimar gefeyert den 18. Februar 1813 von Goethe. Als Manuscript. – Freymaurer-Analecten. II. Heft. II. Abtheilung. Wieland's Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 18. Februar 1813. – Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. 32. Band. Stuttgart und Tübingen 1830. S. 231 ff.

BUCH AUF KARSTEN. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1814.

Druck: Abhandlungen der Königlichen Academie der

Wissenschaften in Berlin. Aus den Jahren 1814-15. S. 7 ff. – Leopold von Buch's Gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und H. Eck. Zweiter Band. Berlin 1870. S. 686 ff.

SCHLEIERMACHER AUF BUTTMANN. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 8. Juli 1830.

Druck: Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1830. S. XI ff. – Friedrich Schleiermacher's sämmtliche Werke. Dritte Abtheilung. Zur Philosophie. Dritter Band. Reden und Abhandlungen. Herausgegeben von L. Jonas. Berlin 1835. S. 116 ff.

BOECKH AUF WILHELM VON HUMBOLDT. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 9. Juli 1835.

Druck: Literarischer Zodiacus. Redigirt von Th. Mundt. September 1835. S. 165 ff. – August Boeckh's Gesammelte kleine Schriften. Zweiter Band: Reden. Herausgegeben von Ferdinand Ascherson. Leipzig 1859. S. 211 ff.

BOECKH AUF STEFFENS. Rede zur Begrüssung des Herrn Steffens als neueingetretenen Mitgliedes der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in der öffentlichen Sitzung derselben zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 9. Juli 1835.

Druck: August Boeckh's Gesammelte kleine Schriften. Zweiter Band: Reden. Herausgegeben von Ferdinand Ascherson. Leipzig 1859. S. 216 und 217.

BOECKH AUF SCHELLING. Rede, gehalten in der

öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 5. Juli 1855.
Druck: Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1855. S. 524 ff. – August Boeckh's Gesammelte kleine Schriften. Zweiter Band: Reden. Herausgegeben von Ferdinand Ascherson. Leipzig 1859. S. 439 ff.
BOECKH AUF ALEXANDER VON HUMBOLDT. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Feier des Leibnizischen Jahrestages am 7. Juli 1859.
Druck: Monatsberichte der Königlichen Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1859. S. 544 ff. – August Boeckh's Gesammelte kleine Schriften. Dritter Band: Reden und Abhandlungen. Herausgegeben von Ferdinand Ascherson. Leipzig 1866. S. 15 ff.
LOBECK AUF HERBART. Rede, gehalten im Auditorium maximum der Königlichen Albertina-Universität zu Königsberg, kurz nach dem am 14. August 1841 erfolgten Ableben Herbarts.
Druck: J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen. Herausgegeben von Gustav Hartenstein. Erster Band. Leipzig 1842. Einleitung S. XCVIII ff. – Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt. Berlin 1865. S. 227 ff.
BESSEL AUF OLBERS.
Druck: Biographische Skizzen verstorbener Bremischer Ärzte und Naturforscher, herausgegeben vom Ärztlichen Verein zu Bremen als Festgabe für die 22. Versammlung

deutscher Naturforscher und Ärzte 1844. – Abhandlungen von Friedrich Wilhelm Bessel. Herausgegeben von Rudolf Engelmann. Dritter Band. Leipzig 1876. S. 479 ff.

ROSENKRANZ AUF BESSEL. Rede zur Gedächtnisfeier Bessel's im Auditorium maximum der Königlichen Albertina-Universität zu Königsberg am Tage nach seinem Begräbnis den 24. März 1846.

Druck: Studien von Karl Rosenkranz. Fünfter Teil. Leipzig 1848. S. 336 ff.

RITTER AUF ALEXANDER VON HUMBOLDT. Rede bei dem zu Ehren Alexander von Humboldts gegebenen Festmahl der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 5. August 1844.

Druck: Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Neue Folge. Sechster Band. Berlin 1859.

JACOB GRIMM AUF SCHILLER. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 10. November 1859.

Druck: Reden und Abhandlungen. Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Erster Band. Berlin 1864. Herausgegeben von K. Müllenhoff. S. 374 ff.

JACOB GRIMM AUF WILHELM GRIMM. Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 5. Juli 1860.

Druck: Reden und Abhandlungen. Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Erster Band. Berlin 1864. S. 163 ff. – Auswahl aus den Kleineren Schriften von Jacob Grimm. Berlin 1871. S. 120 ff. Dieser Abdruck enthält den in der früheren Veröffentlichung fehlenden Schluss. In einem

beigefügten Vermerk Herman Grimms heisst es: «Wie fast immer wenn er öffentlich zu sprechen hatte begann Jacob Grimm mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme, bis er allmählich in Fluss kam. Er war der Letzte der in jener Sitzung sprach und die Zeit vorgerückt als er begann. Viele werden sich seines Anblicks noch erinnern, wie er die beschriebnen Blätter gegen das Fenster gewandt hielt um besseres Licht zu erhaschen und wie der Schein der Dämmrung auf sein weisses Haar fiel.»

GERVINUS AUF SCHLOSSER.

Druck: Friedrich Christoph Schlosser. Ein Nekrolog von G. G. Gervinus. Leipzig 1861.

TREITSCHKE AUF DIE KÖNIGIN LUISE. Rede, gehalten im Kaisersaale des Berliner Rathauses am 10. März 1876.

Druck: Königin Luise. Zwei Festreden von Th. Mommsen und H. von Treitschke. Berlin 1876. S. 3 ff.

MOMMSEN AUF MOLTKE. Adresse der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zu Moltkes neunzigstem Geburtstag den 26. Oktober 1890.

Druck: Reden und Aufsätze von Theodor Mommsen. Berlin 1905. S. 476.

MOMMSEN AUF MOLTKE. Ehrentafel der deutschen Städte. Zu Moltkes neunzigstem Geburtstag am 26. Oktober 1890.

Druck: Nationalzeitung. 44. Jahrgang. Nr. 716 vom 19. Dezember 1891. – Reden und Aufsätze von Theodor Mommsen. Berlin 1905. S. 478.

LEO AUF LACHMANN. Rede, gehalten zur Säkularfeier Lachmanns in der Königlichen Georgia Augusta-Universität zu Göttingen am 4. März 1893.

Druck: Friedrich Leo, Rede zur Säkularfeier Karl Lachmanns. Göttingen. 1893.

HARNACK AUF NEANDER. Rede, gehalten zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 17. Januar 1889.

Druck: Preussische Jahrbücher. Dreiundsechzigster Band. Zweites Heft. Februar 1889. S. 179 ff.

HARNACK AUF MELANCHTHON. Rede, gehalten bei der Feier zum vierhundertjährigen Gedächtnis der Geburt Philipp Melanchthon's in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 16. Februar 1897.

Druck: Philipp Melanchthon. Rede, bei der Feier zum vierhundertjährigen Gedächtnis der Geburt Philipp Melanchthon's von Adolf Harnack. Berlin 1897.

Inhalt:

Herder auf Winckelmann ..... Seite 7
Herder auf Lessing ..... „ 23
Herbart auf Kant ..... „ 47
Goethe auf Wieland ..... „ 69
Buch auf Karsten ..... „ 99
Schleiermacher auf Buttmann ..... „ 125
Boeckh auf Wilhelm von Humboldt ..... „ 143
Boeckh auf Steffens ..... „ 151
Boeckh auf Schelling ..... „ 155
Boeckh auf Alexander von Humboldt ..... „ 183
Lobeck auf Herbart ..... „ 191
Bessel auf Olbers ..... „ 197
Rosenkranz auf Bessel ..... „ 207
Ritter auf Alexander von Humboldt ..... „ 227
Jacob Grimm auf Schiller ..... „ 235
Jacob Grimm auf Wilhelm Grimm ..... „ 271
Gervinus auf Schlosser ..... „ 295
Treitschke auf die Königin Luise ..... „ 341
Mommsen auf Moltke ..... „ 365
Leo auf Lachmann ..... „ 369
Harnack auf Neander ..... „ 395
Harnack auf Melanchthon ..... „ 423
Nachwort ..... „ 447
Index, biographisch ..... „ 459
Index, bibliographisch ..... „ 471

VERLAG DER BREMER PRESSE · MÜNCHEN · 1925
Gesetzt in der Werkstatt des Verlages, gedruckt von der Mandruck A. G. Den Titel und die Initialen hat Anna Simons gezeichnet.

Date Due

FACULTY			
JAN 24 RECD			

Library Bureau Cat. No. 1137

DD61
.B65